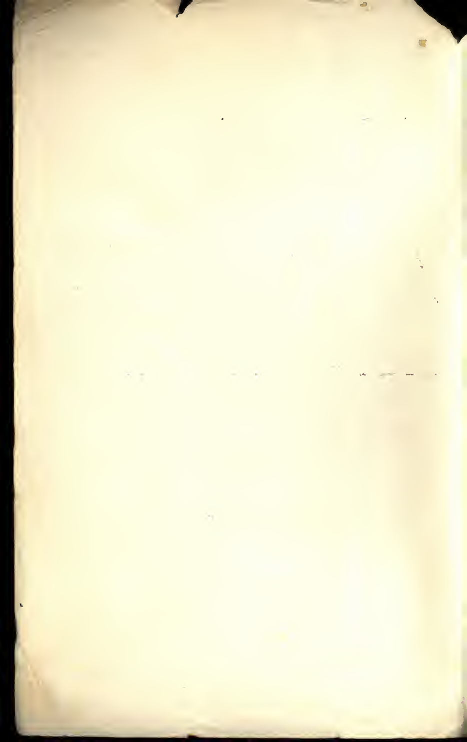
Sir Basil Zaharoff

DER KÖNIG DER WAFFEN

von

ROBERT NEUMANN

BIBLIOTHEK
ZEITGENÖSSISCHER WERKE
ZÜRICH



BIBLIOTHEK
ZEITGENÖSSISCHER
WERKE

 Druck: Elbemühl, Wien, IX.

Robert Neumann

SIR BASIL ZAHAROFF

Der König der Waffen





Kampfansage



Zu schreiben ist die Biographie eines lebenden Menschen. Dieser Mensch ist so moralisch und so unmoralisch wie viele andere, weder ein „Dämon" noch ein „großer Philanthrop", und wenn ihn etwas vom Durchschnitt irdischer Kreaturen, die Nahrung und Beute an sich raffen, unterscheidet, so ist es dieses, daß er seine Beutezüge mit mehr Glück und Geschicklichkeit ausgeführt hat; sie sind ins Überdimensionale gewachsen, und nur diese Überdimension des Erfolges läßt uns auch seine Kniffe, Tricks und Skrupellosigkeiten als überdimensional erscheinen. Das Leben dieses Mannes ist abenteuerlich, aber nicht um ein Jota abenteuerlicher als diese Zeit.

Der Abfassung der Biographie standen außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Die Archive der Ministerien, der Gesandtschaften, aber auch der großen Rüstungsfirmen wurden unter strengem Verschluß gehalten, und welche Wege beschritten werden mußten, um dieses oder jenes in dem Buche reproduzierte Dokument in die Hand zu bekommen — darüber wäre eigentlich wieder ein Buch zu schreiben.

Dazu kommt, daß der Gegenstand dieser Biographie keineswegs „stillhält" wie eine Kundschaft beim Photographen. Er tut, was er kann, damit das Bild verwackelt wird. Seine Geburtsdokumente? Ein Brand hat leider die Kirchenregister zerstört! Man sucht einen ihn betreffenden Akt im Wiener Kriegsarchiv — das Umschlagsblatt ist vorhanden, aber es ist leer, der Akt fehlt! Man erlangt unter großen Schwierigkeiten die Bewilligung, in die Do-

kumente eines Prozesses Einblick zu nehmen — die Dokumente sind von einem Ministerium angefordert worden, und in dem Ministerium sind sie leider nicht mehr zu finden! Er kauft ein Schloß in Frankreich und — wie heißt es in dem Bericht des Herausgebers der „Documents politiques"? „— nahezu im selben Augenblick ließ Sir Basil Zaharoff in allen Geschäften Balincourts, Arronvilles und der umliegenden Ortschaften die das Schloß darstellenden Ansichtskarten aufkaufen und untersagte streng die Anfertigung neuer Bilder." So weit geht die Scheu vor der Publizität. Und dazu kommt noch, daß Sir Basil in einer bestimmten Epoche seines Lebens selbst über sich die abenteuerlichsten Nachrichten in die Welt gesetzt hat — sei es um zu prahlen und sich interessant zu machen (was damals einem Geschäftszweck dienen konnte), sei es auch nur wieder, um seine Spuren zu verwischen. Will man noch mehr? Es gibt Fälschungen gegen Zaharoff, es gibt Fälschungen für Zaharoff, und es gibt Fälschungen, für die kein anderes Motiv gefunden werden kann als die Eitelkeit der Fälscher.

All das machte für dieses Buch die Herausbildung eines besonderen Verfahrens notwendig, das von den üblichen Methoden einer literarischen Biographik weit wegleiten mußte. Durchzuführen ist so etwas wie ein biographischer Indizienprozeß. Um die Indizien heranzuschaffen, war vielfach eine Arbeit nötig, die von der eines Detektivs nicht weit entfernt ist. Wo Dokumente erlangbar waren, werden sie reproduziert. Wo Zeugen befragt werden mußten, werden ihre Aussagen nach Möglichkeit wörtlich wiedergegeben, damit der Leser sich selbst eine Meinung über ihre Glaubwürdigkeit bilden kann — was um so nötiger ist, als eine ganze Anzahl dieser Zeugen ihre Aussagen an die Bedingung knüpften, daß sie in diesem Buche nicht mit Namen genannt werden. Was diese Zeu-

gen anlangt, so lassen sich unter ihnen deutlich zwei Typen unterscheiden: diejenigen, die etwas wissen und nichts sagen wollen, und diejenigen, die wenig oder gar nichts wissen und möglichst viel sagen wollen — aus Mitteilungsdrang, aus Sucht, sich in Szene zu setzen, oder auch nur aus Liebenswürdigkeit und um dem armen Mann, der da ein Buch schreiben soll, seine Sache möglichst leicht zu machen.

Als Beispiel für den ersten Typus stehe eine kleine Passage aus dem Gespräche mit einem ehemaligen griechischen Ministerpräsidenten, einem Manne, der zwei Jahrzehnte lang zu den obersten Führern des griechischen Volkes gehört hat und auf dessen Aussagen wir mehrfach werden zurückkommen müssen. (Dieser Mann, der im Verlaufe des Buches als „Zeuge D." bezeichnet wird, ist nicht identisch mit Herrn Venizelos, wie hier zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich festgestellt werden soll.) Das Gespräch beginnt, wie alle Gespräche, mit seinem Verlangen, nicht genannt zu werden, und mit meiner Versicherung, daß ich ihn nicht nennen werde. Dann:

Ich: Man sagt, daß Sie, Excellenz, ein naher Bekannter von Sir Basil Zaharoff sind.

Er: Was nennen Sie einen nahen Bekannten? Ich habe mit ihm ein einziges Mal zu Mittag gegessen. Oh, man kann ohne weiteres mit ihm bei Tische sitzen — er sieht aus wie ein Gentleman!

Ich: Und wie war es im Jahre 1875, Excellenz? Wissen Sie, was damals in der Zeitung „Mikra Ephemeris" über Basil Zaharoffs Aufenthalt im Athener Gefängnis Garbola zu lesen war?

Er: „Mikra Ephemeris"? Ich höre diesen Namen zum ersten Mal. Und Garbola? Ein Gefängnis Garbola gibt es nicht!

Ich: Gut, lassen wir das. Aber während des großen Krieges, Excellenz! Die Position, die Sie während des Krieges innehatten, muß Sie doch zwangsläufig mit Sir Basil in Verbindung gebracht haben!

Er: Basil Zaharoff war während des großen Krieges nicht ein einziges Mal in Athen, sondern in London und Paris.

Ich: Gut, lassen wir das, Excellenz. Aber nach dem großen Kriege! Basil Zaharoff hat doch den griechischen Krieg gegen die Türken finanziert!

Er: Finanziert? Er hat nie ein Pfund für diesen Krieg hergegeben. Er hat es nur als schmeichelhaft empfunden, daß man ihm zugemutet hat, er könne so viel verlieren.

Ich: Aber das widerspräche doch seiner bekannten Scheu vor der Publizität!

Er: Scheu? Er zieht es vor, ein mauvais sujet genannt zu werden, als gar nicht genannt zu werden!

Ich: Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß andere griechische Staatsmänner anders über Basil Zaharoff gedacht haben! Zum Beispiel Skuludis!

Er: Skuludis ist kein Staatsmann gewesen, sondern ein Satellit des Königs.

Ich: Gut, lassen wir das. Wollen Sie über den Konflikt Basil Zaharoffs mit Venizelos sprechen?

Er (plötzlich leidenschaftlich): Es war ein sehr schwerer Konflikt!

Ich: Und Sie sind Venizelist, Excellenz?

Er: Jawohl! Ich bin Venizelist!

Nun, auch dieser überaus kluge und vorsichtige Mann hat schließlich doch noch einiges zum Charakterbilde Sir Basil Zaharoffs beigetragen. Und es gibt zum Glück auch noch andere prominente Griechen von größerer Mitteilsamkeit — wir werden ihnen begegnen. Dieser Zeuge

D. repräsentiert also den Typus der Verschwiegenen. Noch viel schwieriger ist es um die Mitteilsamen bestellt. Wem soll man glauben? Ich greife, ziemlich wahllos, in die Mappe der von mir angelegten Protokolle und finde:

Zeuge St.: „— und dabei ist er der schlimmste Geizhals, der mir jemals untergekommen ist! Ich bin Tag für Tag mit ihm im Café de Paris in Monte-Carlo zusammengesessen. Er nimmt nichts als eine Flasche Wasser, Vittel. Preis: 1 Franc 50. Diese 1 Franc 50 zählt er in Kupfermünzen auf den Tisch, gibt nicht einen Sou Trinkgeld, nimmt seinen abgetragenen Überrock vom Haken und geht fort!"

Zeuge P.: „— oder sehen Sie dieses Bild an der Wand drüben! Oder dieses! Beide von jungen griechischen Künstlern, die Basil Zaharoff hat ausbilden lassen. Ich könnte Ihnen noch andere nennen, auch Musiker, auch Gelehrte, die wir ohne ihn nicht besäßen. Ein Mäzen und ein Philanthrop!"

Wozu noch zu bemerken ist, daß beide Gewährsleute den politischen und Interessengegensätzen in Griechenland völlig fernestehen: P. ist englischer Großkaufmann, St. ist Ungar, Erzieher und Berater eines Fürsten — ein überaus informierter Mann und wichtiger Zeuge, dem wir an mehr als einer Stelle dieses Buches wieder begegnen werden. So geht das weiter. Der Zeuge D., der nach dem früher wiedergegebenen Gespräche nicht in den Verdacht geraten kann, Basil Zaharoff mit parteiischem Wohlwollen gegenüberzustehen, bezeichnet ihn als einen „Romantiker in Liebesdingen, der in seinem Leben nur eine einzige Frau geliebt hat". Ein anderer griechischer Würdenträger G. und eine russische Aristokratin, Baronin P., nennen ihn einen „ladykiller" und bringen dafür Namen und

Daten bei. Wogegen (um diese Materie ein für allemal zu erledigen) der Zeuge St. und auch der Zeuge H., derzeit Bettler in Konstantinopel und angeblich ehemaliger Kollege Sir Basil Zaharoffs bei der Feuerwehr von Tatavla, mit großer Dezidiertheit beide Versionen als zweifellos und nachweisbar falsch erklären; sie haben über diesen Punkt ihre eigene Meinung. Nicht mehr hierüber — es diene nur zur Vervollständigung des Bildes (nicht Sir Basil Zaharoffs sondern des Zeugenmaterials), daß eine ganze Anzahl von Personen von einem von Basil Zaharoff begangenen Morde an einem Polizisten zu berichten weiß (mit dem wir uns später noch ausführlicher zu beschäftigen haben werden). Und daß in meiner Mappe das Protokoll mit einem Manne liegt (Bankier O.), der behauptet, dabeigewesen zu sein, als Basil Zaharoff im Jahre 1875 in Athen auf der Flucht aus dem Gefängnis erschossen wurde.

Das ist also der Mann, dessen Biographie hier zu schreiben ist.

Welche Mittel gibt er uns dafür selbst an die Hand? Wie steht es, um nur das Einfachste und Grundlegende zu nehmen, mit den Angaben über seine Geburt? Jeder Grieche ist ein kleiner Homer (das ist es ja eben, was diese Untersuchung so schwierig macht). Homer hat bekanntlich sieben Geburtsstädte gehabt. Zaharoff ist bescheidener und hat deren nur vier. Und ein schlechtes Gedächtnis. Wir wollen sehen:

1873 deponiert er vor einem Londoner Gericht, er sei zweiundzwanzigjährig, geboren also im Jahre 1851, und zwar in Tatavla, dem Quartier der armen Griechen in Konstantinopel.

1892 beschafft er sich ein Geburtsdokument, das schon ein wenig anderes zu berichten weiß. Anderes und In-

teressantes. Ich setze diese Urkunde zunächst einmal hierher:

Zeugnis. — Endesgefertigte, Angehörige der altansässigen Bevölkerung der Pfarrgemeinde Mouchliou, bezeugen bei ihrem christlichen Gewissen, daß Zacharie Vasiliou Zacharoff oder auch Zaharoff Basile in dieser Stadt am 6. Oktober des Jahres eintausend achthundert neunundvierzig als ehelicher Sohn des Vasiliou und der Helene Zacharoff geboren, am 8. desselben Monats und desselben Jahres nach dem Ritus der Griechisch-Orthodoxen Kirche vom Popen Daniel, weiland Rektor der Gemeinde, getauft und von seiner Großmutter väterlicherseits aus der Taufe gehoben worden ist.

Urkund dessen haben wir diese mit unserer Unterschrift versehene Erklärung abgegeben.

Mouchliou, am 21. Dezember 1892.

Unterfertigt: Joannis Diamantopoulos
Alexandre Georgiou
Dritte Unterschrift unleserlich.

Der kirchliche Rektor Archimandrit, Unterschrift Makharios

bezeugt, daß die obigen Unterschriften echt sind.

Seine Heiligkeit der ökumenische Patriarch Monsignore Neophytos bezeugt die Echtheit der obigen Unterschrift des Archimandriten Makharios.

Es wird bezeugt, daß der Akt dem griechischen Original entspricht

Der vereidigte Dolmetsch beim Appellationsgericht

Paris, am 22. Juli 1908.

Unterschrieben: Sumien.

Was besagt dieses Dokument? Wir wollen die Unterschriften der Kirchenbehörden außer Diskussion lassen — der Archimandrit bezeugt die Echtheit der Unterschrift dreier Privatpersonen und der Patriarch bezeugt die Echtheit der Unterschrift des Archimandriten. Aber diese drei Privatpersonen (eigentlich zwei, denn die Unterschrift der dritten ist unleserlich) — welch ein ausgezeichnetes Gedächtnis haben sie! Ohne Kirchenbücher, denn diese sind ja verbrannt, und auch ohne sonstige Aufzeichnungen, denn auf diese würden sie sich berufen, erinnern sich diese ehrenwerten Männer im Jahre 1892, also nach dreiundvierzig Jahren, daß im Jahre 1849, und zwar genau am 6. Oktober eine Geburt und am 8. Oktober eine Taufe stattgefunden hat! Sie erinnern sich, darüber hinaus, auch der näheren Einzelheiten! Und sie stellen diesen Identitätsausweis einem Manne aus, der, wie wir sehen werden, ihre Gemeinschaft im zarten Alter von drei Jahren verlassen hat und jetzt als Dreiundvierzigjähriger wiederkommt, und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal selbst wiederkommt, sondern sich das Dokument durch eine Mittelsperson beschaffen läßt. Damit soll die Richtigkeit dieses Dokumentes zunächst nicht einmal bezweifelt werden — bezweifelt wird nur seine Beweiskraft. Und dies ist nicht unwesentlich, da ein Mann, dem wir bald begegnen werden, weit Abweichendes von Basil Zaharoffs Geburt behauptet und ebenfalls mit Dokumenten operiert, die so gut und so schlecht sind wie die unseres Helden.

Verweilen wir noch einen Augenblick beim Bisherigen. Wie kommt es zu diesen abweichenden Angaben? Im Jahre 1873 steht ein gewisser junger Mann vor Gericht; er hat ein Interesse daran, sich womöglich noch jünger und der richterlichen Milde würdiger zu machen und gleichzeitig über seine Heimatgemeinde nicht allzu Prä-

zises anzugeben — wir werden noch ausführlich davon hören. Diese Motive sind im Jahre 1892 längst weggefallen. Wir werden sehen, daß Zaharoff da eben an einem Wendepunkt steht. Die romantische Periode seiner Geschäfte und seines Lebens ist vorüber. Er stellt sich um, seine Transaktionen haben von da ab ein anderes Gesicht, ein Strich muß gezogen werden unter die Vergangenheit, ein Drang nach Ordnung überkommt ihn. Das ist der Augenblick, da er sich jenes Geburtsdokument verschafft. Schon damals in der Absicht, es als Dokument für eine geplante Heirat zu verwenden? Er wird das Schriftstück volle sechzehn Jahre in der Tasche tragen, ehe er es zum ersten Male hervorzieht. Blicken wir genau hin — die französische Legalisierung der Urkunde stammt aus dem Jahre 1908. Und da dient sie nicht den Zwecken jener Heirat — nur einen Orden bekommt Basil Zaharoff einige Wochen später; er wird Ritter der Ehrenlegion. Man sieht, hier waltet schon jenes Prinzip, aus dem der Weg und das Wirken dieses Mannes erst verstanden werden kann: das Prinzip der Assimilation. Einer restlosen, bedingungslosen, skrupellosen Assimilation an die Erfordernisse des Augenblicks. Wir werden ihm als nationalem Griechen begegnen und als nationalem Russen. Wir werden ihn als Franzosen sehen, wenn er Franzose sein muß, und er wird Engländer sein in England. Das ist es auch, was ihm den Verkauf von Waffen an Freund und Feind ermöglicht. Es wäre sehr irrig, darin eine Frage des Charakters zu sehen, und darum treffen die Entrüstungen der Pazifisten gegen diesen Mann auch immer irgendwie ins Leere. Männer seines Schlages sind immer auf eine furchtbare Weise bona fide. Nicht weil sie schlechtweg ohne Moral sind, sondern weil der Radius ihrer Moral sich widersinnig verändert hat. Diese Moral wirkt sich dann nur mehr der eigenen Nation gegenüber

aus, oder auch nur gegenüber der eigenen Sippe, oder vielleicht gar nur gegenüber einer einzigen geliebten Person. Nur von hier aus, von dieser Verkümmerung des Moral-Radius her, kann die Handlungsweise Zaharoffs begriffen werden.

Dieser bona fide-Assimilation an den aktuellen Anlaß entspricht es durchaus, daß wir dreizehn Jahre später, 1921, einem neuen Basil Zaharoff begegnen, der seine alten Angaben schon wieder vergessen hat. Im Jahre 1921 ist Zaharoff ein großer Mann. Er steht auf der Höhe seines Erfolges, er führt den Titel eines Sir, er trägt das Großkreuz der Ehrenlegion, er ist, so sagt man, der reichste Mann der Welt, und diese weiß, daß eine Herzogin die Gefährtin seines Lebens ist. Eben da wird von der Zeitschrift „Sketch" das Bild einer jungen Dame veröffentlicht. Unterschrift: „Miss Yvonne Zaharoff, die Enkelin des berühmten Philanthropen Sir Basil Zaharoff." Der berühmte Philanthrop hat Gründe, gegen diese Verwandtschaft zu protestieren. Er tut dies in einem Briefe, der eine neue, die dritte Angabe über seine Geburt enthält. Er sei, so schreibt er, geboren „aux Phanares". Nun muß man wissen, daß Phanar der Wohnbezirk der reichen und vornehmen Griechen Konstantinopels ist. Und weiß man außerdem, daß es der große Ehrgeiz aller Griechen ist, in Konstantinopel geboren zu sein, in Byzanz, dem Zentrum der spätgriechischen Kultur — so wird man verstehen, daß es nach dem Prinzip der Assimilation an die Erfordernisse des Augenblicks für einen vornehmen Griechen nur einen einzigen standesgemäßen Geburtsort geben kann: eben dieses Vornehmenviertel von Konstantinopel, also Phanar!

Die vierte Version stammt nicht von Sir Basil Zaharoff selbst und sie ist dementsprechend auch nicht auf die Erfordernisse der Situation zugeschnitten. Zum mindesten

nicht auf die Erfordernisse s e i n e r Situation. Es ist die Behauptung eines Herrn Hyman Barnett Zaharoff, recte Haim Manelewitsch Sahar, geboren am 15. April 1868 in Wilkomir in Litauen, der bereit ist, den Beweis dafür zu liefern, daß Sir Basil Zaharoff sein Vater ist.

Mit diesem Haim Manelewitsch Sahar aus Wilkomir werden wir dort, wo seine abenteuerliche und auf den ersten Blick so wenig glaubhafte Geschichte sich der offiziellen Lesart der Biographie Sir Basil Zaharoffs sensationellerweise einordnen läßt, noch ausführlich zu tun bekommen. Für jetzt zunächst noch ein Wort über diese offizielle Lesart — darüber also, was man bis zur Veröffentlichung dieses Buches über Sir Basil Zaharoff wußte und woraus man sich seine Biographie zusammensetzte.

Sehe ich ab von den Anekdoten, die in den griechischen und wohl auch türkischen Zirkeln der ganzen Welt im Umlaufe sind, und sehe ich ab von den Campagnen der Zeitungen, die (soweit sie nicht in völliger Ahnungslosigkeit dahintaumeln) auf diesen Anekdoten basieren, so bleibt als Informationsquelle, als „standard work" ein Buch: „Der Mann im Dunkel" von Richard Lewinsohn. Dieses Buch, das sonst seine Verdienste hat, ist nicht in üblicher Weise mit einem Quellenverzeichnisse versehen. Eine Analyse seiner Angaben führt zu dem Ergebnis, daß ein überaus großer Teil des Materials, und zwar entweder wörtlich oder in freier Nacherzählung, einem anderen Buche entnommen worden ist: „Sir Basil Zaharoff, l'Homme Mystérieux de l'Europe", von R. Mennevée, Direktor der „Documents politiques", erschienen 1928 in Paris im Selbstverlag des Verfassers. Diese unbekannt gebliebene Broschüre, die eine große Anzahl Dokumente enthält, ist für einen beträchtlichen Lebensabschnitt Zaharoffs die wichtigste Nachrichtenquelle. Sie ist verläßlich, soweit sie sich mit der Reproduktion von Dokumenten

begnügt. Sie beginnt unverläßlich zu werden, wo der gewissenhafte und wohl informierte Autor der allgemeinen, aus der Zeit des Sturzes Lloyd Georges im Jahre 1922 datierenden Zaharoff-Angst der Franzosen verfällt und sich darauf versteift, ihn als einen Geheimagenten des englischen Intelligence Service zu entlarven. Zum Teil geht Mennevées Arbeit zurück auf die Veröffentlichungen eines — ebenfalls von der Panik befallenen — Herrn Bonzon im Jahrgang 1922 der „Activité française et étrangère".

Außer den nacherzählten Mennevée-Dokumenten ist in der Lewinsohnschen Darstellung aber auch noch ein „fabulöses", orientalisch erzählungsfreudiges Element festzustellen. Hier ist Lewinsohn offenbar tatsächlich Zaharoffs Spuren nachgegangen und man hat ihm einiges erzählt. Nachweisbare Quellen sind der inzwischen verstorbene Hotelier Lampsas in Athen und der ebenfalls verstorbene griechische Ministerpräsident Skuludis. Wichtig sind vor allem die Angaben dieses letzteren, und zwar deshalb, weil Zaharoff ihm gegenüber im Jahre 1874 gewisse „Geständnisse" abgelegt hat, die wir noch auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen haben werden.

Was ich selbst an neuen Dokumenten und an Zeugenaussagen beibringe, findet man zu einem großen Teil im Texte zitiert. Wenn ich von der in mehr als einem Punkte anzweifelbaren Aussage des Bettlers H., jenes ehemaligen Feuerwehrmannes, absehe, so sind für die Erforschung der Herkunft und Jugend Sir Basils am wichtigsten die Mitteilungen des uns schon bekannten Zeugen St., des Fürstenerziehers. Dieser Mann ist ein leidenschaftlicher Spieler, er hat in Monte Carlo große Summen verloren — und sein Affekt gegen Sir Basil, wie er sich etwa in der uns vertrauten Darstellung seines Geizes manifestiert, mag von hier aus verstanden werden. Davon abgesehen ist dieser Zeuge St. ein Mann von großem

Scharfsinn, er hat die Aufspürung von Sir Basils Vergangenheit durch Jahre zum Gegenstand eines verbissenen und fast sportlichen Jagdeifers gemacht — und was er herausgebracht und in Form eines umfangreichen Gedächtnisprotokolles in meine Hand gelegt hat, wird vor allem dadurch wertvoll, daß er, wie sich an zahlreichen Stellen nachweisen läßt, von der bisher veröffentlichten Zaharoff-Literatur kaum eine Zeile kennen dürfte.

Nach all diesen Dokumenten, Quellen und Aussagen ist folgendes zu berichten:



Auf den Spuren eines jungen Mannes
aus dem Osten



1

Wir haben zunächst einmal zurückzugehen auf die griechisch-türkischen Ereignisse des Jahres 1821, und da werden wir unseren dokumentarischen Zwecken vielleicht am besten gerecht, wenn wir ein wenig in der Niederschrift eines Zeitgenossen lesen, des einst berühmten, heute verschollenen Historikers Karl von Rotteck. Er schreibt:

„Unter den Griechen herrschte seit den großen napoleonischen Kriegen ein neuer Geist. Einzelne griechische Stämme waren von den Türken nie eigentlich unterworfen worden. Häufig entstanden große Banden von Geächteten, deren Züge bis an die Tore der türkischen Hauptstädte Schrecken verbreiteten. Diesen kleinen Krieg zu einem allgemeinen Volkskriege werden zu lassen und das ganze griechische Volk in einem freien Staate zu sammeln, war der Gedanke eines geheimen Vereines. Was er erstrebte, war nichts Geringeres, als die Erneuerung des byzantinischen Reiches. Die Griechen glauben zu einer natürlichen und rechtmäßigen Suprematie berufen zu sein, weil höhere Bildung und edleres Blut sie vor allen anderen Völkerschaften bevorzugten.

Man hatte den Frühling des Jahres 1821 zum Losschlagen bestimmt. Das Zeichen gab Fürst Alexander Ypsilanti, russischer Generalmajor, indem er von Bessarabien aus in die Moldau einfiel. In der Walachei gab es bereits einen Aufstand, der aber nicht der türkischen Herrschaft, sondern der griechischen Verwaltung galt — den griechischen Priestern und den sonstigen vornehmen Grie-

chen des Landes, die fast ohne Ausnahme von den verrufenen Familien des Phanar in Konstantinopel abstammten.

Es kann nicht meine Absicht sein, den griechischen Freiheitskampf bis in alle Einzelheiten zu verfolgen. Griechen und Türken schlugen sich wie Kannibalen, und wenn die Türken mehr Menschenblut vergossen, mehr schändliche Lüste befriedigten, mehr plünderten und verwüsteten, so taten es die Griechen ihren ehrlicheren Gegnern in der Hinterlist, mit der sie Verträge brachen, weit zuvor. Diese Treulosigkeit, die einer der ältesten griechischen Charakterzüge ist, betätigten sie gegen sich selbst. Immer mit einander uneinig, immer neidisch und herrschsüchtig, im Glück wie im Unglück egoistischen Zwecken mehr als der gemeinsamen Sache hingegeben, verrieten viele der griechischen Führer ihr Vaterland an einen Feind, dessen barbarischen Charakter sie nur zu gut kannten. Indem wir diese widerlichen Züge stark betonen, müssen wir zugleich hinzufügen, daß sie hauptsächlich eine Frucht der langen Knechtschaft waren. Auch das dürfen wir nicht vergessen zu erwähnen, daß die öffentliche Meinung in Europa sich über den Charakter der Griechen mit einer fast unbegreiflichen Hartnäckigkeit verblendete. So viele ungünstige Berichte von Philhellenen auch einliefen, blieb man doch allgemein dabei, in dem Kriege der Griechen einen reinen Kampf des Christentums und der Bildung gegen Fanatismus und Roheit zu sehen. Diese Verirrung der öffentlichen Meinung brachte den Griechen vielfachen Nutzen, denn sie verschaffte ihnen Geld, Waffen, Kriegsbedürfnisse und Mitkämpfer.

Doch zurück zu Ypsilanti. Er tat vieles, was die Hoffnungen auf Erfolg vernichtete. Er setzte seine besten Offiziere gegen unfähige Schmeichler zurück, nahm den beleidigenden Stolz eines Herrschers an und verharrte in Un-

tätigkeit. Er wartete auf Hilfe von außen, auf die Ausbreitung des Aufstandes ohne sein Zutun, auf russische Truppen. Diese Ereignisse traten jedoch nicht ein. Und die Verschwörung der Griechen in Konstantinopel kam durch Verrat an den Tag und endete zugleich mit dem Leben ihrer Urheber."

Wir haben diesen vergessenen Zeugen der Ereignisse ausführlich zitiert. Nicht weil wir seine Werturteile über das griechische Volk unterschreiben — sie sind so falsch wie jedes verallgemeinernde Werturteil über eine Gruppe, eine Gemeinschaft, eine Nation. Sondern weil in diesem kurzen Bericht aus dem Jahre 1821 im Keime alles, buchstäblich alles enthalten ist, was wir im Verlaufe dieses Buches über das Verhältnis Griechenlands zu der Türkei, über griechische Außen- und Innenpolitik zu berichten haben werden. Da finden wir schon den Traum von der Wiederaufrichtung des byzantinischen Kaiserreiches, dem wir genau hundert Jahre später wieder begegnen werden. Da finden wir die innere Zwietracht, die bei den Athener Ereignissen während des Weltkrieges eine so große Rolle gespielt hat. Da finden wir auch schon die Verirrung der europäischen Meinung, die den Griechen vielfachen Nutzen bringt — „denn sie verschaffte ihnen Geld, Waffen, Kriegsbedürfnisse". Da finden wir, daß in dem Kriege der Griechen ein „reiner Kampf des Christentums und der Bildung gegen Fanatismus und Roheit" erblickt wird, was einer gewissen Rede des Herrn Lloyd George entnommen sein könnte. Will man noch mehr? Da finden wir sogar schon die vornehmen Griechen „aus den verrufenen Familien des Phanar".

Und sind damit wieder bei unserer eigentlichen Geschichte angelangt. Als die Konstantinopler Griechenverschwörung vom Jahre 1821 aufflog, „endete sie zugleich

mit dem Leben ihrer Urheber". Dabei bleibt es keineswegs. Die Griechen wohnen in Konstantinopel von den Türken streng geschieden, die Reichen in Phanar, die Armen in Tatavla — es ist nicht schwer, an ihnen Vergeltung zu üben. Am Ostertage des Jahres 1821 dringt die türkische Bevölkerung in die Griechenviertel, stürmt die Kathedrale, reißt den griechisch-orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel, Georgios, vom Altar weg und hängt ihn, wie er ist, in seinem goldstrotzenden Ornat, am Eingange auf; die Leiche wird dann durch die Straßen geschleift und ins Meer geworfen. Das ist das Signal. Ein allgemeines Griechen-Massaker beginnt, und nach dem Massaker eine allgemeine Flucht. Wohin? Hinaus aufs Land zu gehen und auf türkischem Gebiet zu bleiben, bedeutet Selbstmord. So geht man nach Norden. Über das Schwarze Meer. Zu den Glaubensbrüdern, zu den angeblichen oder wirklichen Protektoren des griechischen Freiheitskampfes, nach Rußland.

2

Unter diesen Flüchtlingen vom Jahre 1821 ist eine Familie, deren Namen von der offiziellen Lesart in der Form Zacharios oder Zacharias überliefert wird. Zwei andere, und zwar unser Gewährsmann St. und der Franzose Bonzon, behaupten, die obigen Namensformen seien schon Ergebnis jener „Assimilation an die Erfordernisse des Augenblicks", Gräzisierungen, und die ursprüngliche Form habe Sahar gelautet oder auch Zohar. Dies aber sei unverfälschtes Hebräisch, der Name Sahar sei als jüdischer Familienname nicht selten zu finden, und wenn die nach Rußland emigrierte Familie sich dort alsbald Zaharoff genannt habe, so sei das nur Sahar plus „off", ein Fallenlassen der

griechischen Endung zugunsten einer russischen, mit einem Wort: eine neue Assimilation an ein neues Erfordernis.

Das ist bestechend — aber es ist dagegen einiges ins Treffen zu führen. Zunächst ist Herr Bonzon ein nicht immer ganz verläßlicher Gewährsmann. Er schreibt im Jahre 1922, dem Jahre der französischen Zaharoff-Entlarvungen. Dieses Entlarven wurde damals zu einer Art publizistischen Gesellschaftsspiels. Und wenn Herr Bonzon dem Sir Basil, dem „Söldling des englischen Intelligence Service", nachweist, daß er eigentlich nicht Zaharoff heißt sondern Zohar, so tut er das nicht aus etymologischem Interesse, sondern weil Zohar ein jüdischer Name ist — und Herr Bonzon einer jener, die glauben, einen Menschen ins Herz getroffen zu haben, wenn sie ihm nachweisen, daß er ein Jude ist. Herr Bonzon hätte gar nicht so weit gehen müssen. Der Name Zacharias bedarf nämlich gar nicht erst eines etymologischen Kunststücks und des Umweges über „Zohar", um als jüdisch entlarvt zu werden. Er ist schon an und für sich hebräisch und lautet in seiner Urform Secharja oder Secharjahu, das heißt „Jehova gedenkt". So wäre dieser ganze Ausflug ins Sprachwissenschaftliche unwichtig — gäbe es da nicht diesen schon einmal erwähnten Mr. Hyman Barnett Zaharoff, der noch vor wenigen Jahrzehnten Haim Manelewitsch Sahar hieß und der behauptet, Sir Basils Sohn zu sein.

Ob also Zacharios oder Zacharias oder Zohar oder Sahar — die flüchtende Familie wendet sich nach Rußland und nimmt zu einem heute nicht mehr feststellbaren Zeitpunkt den Namen Zacharoff an. (Sir Basil, der sich schließlich entschlossen hat, Franzose zu sein, schreibt sich Zaharoff — also akzeptieren wir ebenfalls diese Schreibart.) Die Spuren der Familie weisen zunächst nach Kischinew in Bessarabien. Und zwar muß es sich um Sir Basils Großvater handeln und um dessen Ehefrau Helena,

die uns in jenem Geburtsdokument Sir Basils vom Jahre 1892 als seine Taufpatin wieder begegnen wird. Außerdem scheinen zwei Söhne vorhanden zu sein, deren älterer Sir Basils Vater sein dürfte. Töchter sind nicht mit Sicherheit festzustellen. Die Familie befaßt sich mit dem Textilgeschäfte — Tuchhandel, Kleiderhandel, allenfalls Schneiderei, und wer die Zunft-Struktur des Orients kennt, der weiß, daß ein Geschäfts- oder Handwerkszweig innerhalb einer Familie nicht oder nur aus ganz unabweislichen Gründen geändert wird. Wir werden daraus gelegentlich unsere Schlüsse zu ziehen haben.

Von Kischinew wendet sich die Familie nach Otschakow, einem kleinen Hafenorte am Schwarzen Meere östlich von Odessa, und von Otschakow gelangt sie nach Odessa selbst. Einigermaßen beglaubigt ist, daß die Familie bis zum Jahre 1841 oder 1843 in Odessa gelebt hat und dort zu einem gewissen bescheidenen Wohlstand gelangt ist. Sei es dieses Wohlstandes wegen, sei es wegen der geänderten politischen Verhältnisse — zu der angegebenen Zeit hält man die Stunde zu einer Rückkehr in die Türkei für gekommen. Man wendet sich zunächst nach Konstantinopel, nach Tatavla, dem alten Quartier der Familie, und da es dort aus heute nicht mehr eruierbaren Gründen nicht vorwärts gehen will, wandert man nach kurzer Frist weiter und landet in der kleinen Bergstadt Mughla (Mouchliou) im Südwestwinkel Anatoliens. Man — das ist Sir Basils Großmutter Helena, Sir Basils Vater, der, wenn wir jenem Geburtsdokumente glauben wollen, ebenfalls Basileos heißt, und dessen Gattin, die er während des vorübergehenden Aufenthaltes in Konstantinopel geheiratet haben dürfte; ihr Vorname ist ebenfalls Helena, ihr Familienname ist nicht mit voller Sicherheit festzustellen, dürfte aber Antoniades geheißen haben. Dies wenigstens ist der Stand der Familie im Jahre 1849.

Daß Basil Zaharoffs Großvater, der Flüchtling von 1821, inzwischen gestorben ist, daß die Töchter der Familie anderen Männern gefolgt sind, läßt sich nur vermuten. Und völlig im Dunkel liegt das Schicksal jenes zweiten Sohnes, den wir noch in Kischinew als Glied der Familie festgestellt haben. Ist auch er gestorben? Ist er anläßlich der Rückkehr der Familie in Rußland geblieben? Wir werden hören, was Haim Manelewitsch Sahar über diesen verschollenen Onkel Sir Basils berichten kann oder wenigstens behauptet, berichten zu können.

Also Mughla 1849. Wir können Sir Basils Dokument nicht beweiskräftig widerlegen und wollen demnach sagen, daß er am 6. Oktober 1849 in Mughla geboren und zwei Tage später von einem Priester namens Daniel und in Anwesenheit der auf der Urkunde unterfertigten ehrenwerten Herren Diamantopoulos, Georgiou und eines dritten, der infolge seiner undeutlichen Schrift leider nicht für die Unsterblichkeit gerettet werden kann, nach griechisch-katholischem Ritus getauft worden ist. Auf den Namen Zacharias Basileos Zacharoff — den Vornamen Zacharias hat er verhältnismäßig lange beibehalten. Bezüglich des weiteren Schicksals der Familie Sir Basils liegen überaus spärliche Nachrichten vor. Feststeht, daß Basil drei jüngere Schwestern gehabt hat, Sebastia, Charikleia und Zoe, von denen wenigstens zwei im Jahre 1875 in Konstantinopel lebten; Deszendenz dieser Schwestern ist nicht nachweisbar. Feststeht, daß Basils Vater, der Textilhandelstradition der Familie entsprechend, zumindest eine Reise nach England unternommen und in Manchester Geschäftsverbindungen angeknüpft hat. Und feststeht schließlich, daß die Familie um das Jahr 1852 die kleine Stadt Mughla verläßt und wieder einmal nach Konstantinopel geht, genauer: nach Tatavla, wo sie während der nächsten Jahrzehnte verankert bleiben wird.

Ein Wort über das Milieu. Wir haben gesagt, daß die vornehmen Griechen in Phanar zuhause sind. Der Stadtteil Phanar ist der Stolz des Griechentums und wird, trotz Athen und Smyrna, als sein geistiges Zentrum angesehen. Diese Griechen Konstantinopels haben ihren eigenen Dialekt; ihr Schrifttum gilt, besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als das eleganteste und geistvollste. Und hier sitzt auch der griechische „Adel", jene großen Familien, die (wir haben es in dem Zeugnis Rottecks gelesen) auch unter türkischer Herrschaft ihre Macht und ihren Einfluß zu wahren wußten. Diese Familien behaupten, ihren Stammbaum durch Jahrtausende zurückverfolgen zu können. Dokumente sind nicht vorhanden, die mündliche Überlieferung ist angesichts der sehr lebhaften griechischen Phantasie doppelt unzuverlässig — doch mag es seinen Reiz haben, dem heranwachsenden Sohne erklären zu können: wir stammen unmittelbar von Sokrates ab, oder von Aristoteles, oder gar (dies ist die in Phanar beliebteste Version) von den alten Helden Trojas. Und man wird jetzt verstehen, warum der vornehm gewordene Sir Basil Wert darauf gelegt hat, in Phanar geboren zu sein.

Ein durchaus anderes Bild bietet sich in Tatavla. Es ist der Sitz des griechischen Proletariates und hat in seiner Abgeschlossenheit gegenüber der türkischen Umwelt durchaus den Charakter eines Ghettos. Ein Gewirr armseliger, windschiefer Häuser. Schmale, ungepflasterte, schmutzige Gassen. Das deckt, hügelauf, hügelab, ein paar Quadratkilometer Bodens. Und indes da zur Nachtzeit nicht mehr zu hören ist als ein halber Ruf, ein Dirnenkreischen, Signalpfiff und das Tappen eines einsamen Schrittes — schreien drüben, draußen auf den grellen Straßen, die dieses Quartier begrenzen, die Ausrufer der Animierkneipen, drängen sich Wasserverkäufer, Pistazienhändler, Bäcker, Bettler, Strolche, grelle Weiber, Kinder mit Kindern auf dem

Arm durch den Strom Matrosen, der in diesen Straßen sich staut, wird gelacht, gerufen, geredet: türkisch, spanisch, griechisch, in allen Idiomen des Erdballs; stille Nargilehraucher kauern Häuserfronten entlang, in winzigen Verschlägen, offenen Höhlen und halb unterirdischen Kammern hämmern Schuster, hobeln Tischler, klappern Federnpleißer mit ihrem Werkzeug. Geldwechsler lauern an ihren Tischen, Schuhputzer locken, Fruchthändler feilschen, schwören beim Leben ihrer Eltern und Kinder auf die Güte einer grünen Melone — und darüber, toll zackig zerschnitten von Giebeln, Firsten, Flaggenmasten und Minarets, flirrt die entfachte Sternenwildnis des südlichen Firmaments.

3

Das ist das Milieu, in dem Basil Zaharoffs Jugend sich abspielt. Um in diese frühen Jahre einiges Licht zu bringen, müssen wir zu der Methode zurückkehren, die sich schon mehrfach bewährt hat: zu der der Konfrontation. Und zu konfrontieren ist zunächst einmal das, was wir früher als offizielle Lesart bezeichnet haben, mit dem tatsächlichen Sachverhalt. Die offizielle Lesart ist auch in diesem Falle wieder bei Lewinsohn festgehalten, und sie stammt, wenn nicht unmittelbar, so doch in ihren letzten Quellen zweifellos von Zaharoff selbst. Ein Stück dieses Textes:

„In solcher Umgebung wächst der junge Zaharoff auf. Der Vater gibt sich redliche Mühe, dem Sohn eine gute Ausbildung zukommen zu lassen, um ihm das Leben leichter zu machen, als er es selbst gehabt hat, aber es reicht nicht eben weit. Die Verwandten leisten Hilfe, so gut sie

können. Ein Bruder der Frau Zaharoff, der wohlhabende Antoniades, gewährt den Zaharoff in seinem Haus ein Unterkommen. In dem ansehnlichen dreistöckigen Holzhaus, das heute noch in Tatavla steht, verlebt der spätere Sir Basil seine Jugendjahre. Von hier aus tritt er jeden Tag den Weg zur griechischen Schule an. Der junge Zacharias Basileios gilt als ein fleißiger, aufgeweckter Schüler. Aber der Vater ist nicht in der Lage, seinen Sohn länger zu unterhalten, nachdem er lesen, schreiben und etwas rechnen erlernt hat. Da findet sich ein reicher Landsmann, namens Iphestidi, der in dem vornehmen Griechenviertel Phanar seine Besitzung hat, bereit, den begabten Jungen aus Tatavla auf seine Kosten auf die englische Schule zu schicken. Bis zum achtzehnten Lebensjahr will er für Zaharoffs Lebensunterhalt sorgen und ihm die beste Ausbildung angedeihen lassen, die er in Konstantinopel bekommen kann."

Ich habe dieses Stück des Lewinsohnschen Berichtes im Originaltext hiehergesetzt, um den Lesebuchcharakter aller Zaharoff-Erinnerungen — mögen sie nun von ihm selbst, mögen sie von seinen Freunden stammen — an diesem Beispiele zu demonstrieren. Dabei ist diesem Anfang der Darstellung noch nicht einmal allzuviel entgegenzuhalten. Das „stattliche dreistöckige Holzhaus" des wohlhabenden Onkels Antoniades konnte ich in Tatavla leider nicht finden — vielleicht ist das mein Fehler. Als Wohnhaus der Zaharoffs wurde mir von zwei Leuten, die es eigentlich wissen müßten, ein anderes Haus gezeigt; es ist dreistöckig, es ist sogar aus Stein, und über seine Stattlichkeit bilde sich der Leser selbst ein Urteil — ich habe es photographiert. Das Bild hat die Atmosphäre all dieser winkeligen Gäßchen; es ist keine Schande für Sir Basil, daß er von dort gekommen ist und so steile Höhen des Lebens

erklommen hat.

Aber gehen wir weiter. Die griechische Schule wollen wir gelten lassen; mit der englischen jedoch verhält es sich wieder ein wenig anders. Ein so genauer Kenner türkischer Verhältnisse um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wie unser Gewährsmann St., der Fürstenerzieher, behauptet, die damaligen ausländischen Schulen seien fast durchwegs Missionsschulen gewesen, und um in einer solchen Aufnahme zu finden, habe es keines „reichen Landsmanns aus Phanar" bedurft — einfach deshalb, weil diese Schulen ihrem Wesen nach unentgeltlich waren, und übrigens sosehr an Schülermangel litten, daß man die Jungen, die als Zöglinge in Betracht kamen, „geradezu auf den Gassen zusammenfing". Auch der Schulbesuch bis zum achtzehnten Lebensjahre scheint durchaus nicht zu stimmen, wie wir alsbald sehen werden. Am wichtigsten aber an diesem kleinen Abschnitt ist der Name des Gönners, der Zaharoffs Ausbildung bezahlen will: Iphestidi. Wir werden diesem Namen im Jahre 1873 in London wiederbegegnen — in verblüffendem Zusammenhang.

Gehen wir in unserer Konfrontation um einen Schritt weiter. Die offizielle Lesart weiß zu berichten, der junge Zaharoff habe das sogenannte Stipendium des sogenannten Herrn Iphestidi gut ausgenützt. Dann aber verliert sein Vater in ein paar unglücklichen Geschäften sein ohnedies bescheidenes Betriebskapital — und der Sohn muß mithelfen, um die Familie über Wasser zu halten. „Er betätigt sich als Geldwechsler, aber er verschmäht auch sonst keine Arbeit und kein Geschäft, an dem man ein paar Piaster verdienen kann; sogar als Feuerwehrmann versucht er sich durchzuschlagen. Bald hat er erkannt, daß man aus den Fremden, die nach Konstantinopel kommen, mehr herausholen kann als aus den eigenen Landsleuten. Er hält sich in Gasthöfen auf, um gelegentlich den Fremdenführer

zu spielen oder sonst eine kleine Kommission zu übernehmen."

Was da in wenigen Zeilen gesagt ist, bedarf schon einer genaueren Analyse. Wie ist das? Geldwechsler, Fremdenführer, Feuerwehrmann. Geldwechsler — gut. Wer einmal im Orient gewesen ist, hat eine Vorstellung von diesen Geldwechslertischen, die da und dort an einer Straßenecke aufgestellt sind und hinter denen ein wachäugiger und flinkfingriger Mann sitzt, stets bereit, seinem Opfer für die hingereichte Banknote einen Haufen verschiedenartiger Kupferstücke in die Hand zu zaubern, bei deren komplizierter Zusammenrechnung sich später ganz bestimmt herausstellen wird, daß zehn Prozent fehlen und zwanzig Prozent außer Kurs sind. Aus dieser taschenspielerischen Geldwechsler-Atmosphäre, aus dieser Atmosphäre des kalten Herzens und der kalten Augen, in der es (außer jener Moral des verkleinerten Radius) nur noch eine Moral gibt, nämlich die Moral der Geschicklichkeit — aus dieser Atmosphäre ist Sir Basil erst richtig zu verstehen; sie ist der eigentliche und repräsentative Ausdruck Tatavlas.

Bleibt der Fremdenführer und der Feuerwehrmann. Auch unser Gewährsmann St. weiß, daß Sir Basil diese ehrenwerten Beschäftigungen für sich in Anspruch genommen hat. Wir wollen sehen, was Herr St. darüber zu sagen hat. Nach einer Darstellung des griechischen Geschäftslebens in Konstantinopel fährt er fort:

„Wenn aber die Nacht hereinbricht, dann ist Tatavla der Abschaum aller Laster und Gemeinheiten des orientalischen Emporiums, ein gefährliches Konkurrenzunternehmen zu Galata, wo in dem Dreieck: Jenischerschi, Jürik Kalderin und Rue de Galata der ganze weibliche Abschaum des Orients konzentriert ist und Seeleute aus aller Herren Ländern ihre Freiheit genießen. Tatavla ist ein Ver-

gnügungsort anderer Art. Es ist die Brutstätte der heimlichen Prostitution und die des hauptsächlichsten orientalischen Lasters.

Wenn der zum Sir gewordene Basil Zaharoff von seiner Jugend erzählte, so pflegte er seine Karriere als eine einfache bürgerliche Karriere darzustellen. Angeblich war er, nachdem er die englische Schule mit sechzehn Jahren verlassen hatte, zuerst Feuerwehrmann und dann Fremdenführer in Konstantinopel. Das klingt alles sehr schön und normal; daran ist nichts Entehrendes. Ein Feuerwehrmann ist ein sehr nützliches Mitglied der Gesellschaft; ein Fremdenführer braucht sogar besondere geistige Kräfte: Sprachkenntnisse, historisches Wissen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir nicht in Westeuropa sind, sondern im Konstantinopel der sechziger Jahre. Und nicht einmal in Konstantinopel sind wir, sondern in Tatavla, in der Konstantinopler Unterwelt.

Ein Feuerwehrmann ist in England, denn Sir Zaharoff erzählte in England seine Jugenderinnerungen, ein Beamter der Sicherheit, mit einer bürgerlichen Bezahlung, wahrscheinlich Vorstand eines Kirchensprengels, Mitglied irgendeines Clubs, Besitzer eines eigenen kleinen Hauses, in pensionsfähiger Stellung. In Konstantinopel war die Feuerwehr bis in die neunziger Jahre eine eigene Zunft. Man nannte sie auch „die Zunft der Räuber". Sie war stadtteilweise organisiert und hatte eine ähnliche Aufgabe wie in dem alkoholfreien Amerika die Gangsterbanden. Bei Feuersnot rückte zwar jeder Stadtteil mit seiner unbrauchbaren Spritze aus, aber die wurde weniger verwendet als die Einbruchs- und Raubwerkzeuge, die bei dieser Gelegenheit auch mitgeführt wurden. In Zeiten, wo es keine Feuersbrünste gab, beschäftigte sich der Tulumbadschi mit Einbruch, Diebstahl, Ausführung von Mordaufträgen und ähnlichem mehr. Die Tulumbadschi war das ärgste Ge-

sindel des alten Konstantinopel, und die Zugehörigkeit zu dieser ehrenwerten Zunft gehörte bestimmt nicht zu den erzählenswerten Erlebnissen eines jungen Mannes; beziehungsweise man kann das nur dort erzählen, wo nicht bekannt ist, was ein Tulumbadschi in Konstantinopel ist.

Sir Basil Zaharoff hatte in seiner Jugend alle Befähigung zu dieser Beschäftigung. Er war sehr arm, sehr stark und von einer außergewöhnlichen Vitalität und Ambition. Da er von zuhause nicht erhalten wurde, mußte er sich selbst erhalten. Bei der sehr großen griechischen Konkurrenz keine leichte Aufgabe.

Die andere Beschäftigung, Fremdenführer, ist auch etwas, das in Konstantinopel anderes bedeutet als, sagen wir, in Paris oder London. Fremdenführer ist in Konstantinopel gleichbedeutend mit Pesseweng — Kuppler. Die Reisenden, die in den sechziger Jahren nach Konstantinopel kamen, suchten dort jene Abenteuer, auf die in Europa Zuchthaus steht. In Konstantinopel riskierte man kein Zuchthaus; dort war nur ein gefüllter Beutel notwendig.

Basil Zaharoff, mit viel Gegenwarts- und praktischem Sinn, hatte bald entdeckt, daß diese Beschäftigung viel müheloser und gefahrloser ist als Tulumbadschi zu sein, das doch mit mancherlei Gefahren verbunden war. Er verlegte sich demzufolge auf diese Art der Fremdenführung — und diese Tätigkeit nährte ihren Mann reichlich. Sie nahm ungefähr drei Jahre der in Konstantinopel verbrachten Zeit in Anspruch."

Ich habe dieses Schriftstück aus dem Protokoll St. im vollen, journalistisch frisierten Wortlaut hiehergesetzt (bis auf zwei besonders grelle Einzelheiten, die ich weglassen zu müssen glaubte) — der Leser bilde sich wieder einmal selbst ein Urteil, nicht nur über den Zeugen St., dessen

Spieleraffekt gegen den Spielbankbesitzer von Monte Carlo in seinem sonst so wertvollen Berichte immer wieder durchbricht, sondern auch über die Tatsache, daß die Gegner Zaharoffs mit derselben Vorsicht zu Dokumentierungszwecken herangezogen werden müssen wie seine Freunde. Die Darstellung St.'s ist in dieser Form zweifellos unrichtig — oder genauer: sie stimmt nur insofern, als Sir Basil tatsächlich nur einem mit den Verhältnissen im alten Konstantinopel völlig unvertrauten Publikum von seinen ehrenwerten Jugendbeschäftigungen als „Fremdenführer" und „Feuerwehrmann" erzählen durfte; aber St. beweist nirgends, daß und wie weit Basil Zaharoff sich damals die allgemeinen Gewohnheiten seines Gewerbes persönlich zu eigen gemacht hat.

Damit sind wir bei einem überaus vorsichtig zu behandelnden Gegenstande angelangt. Diese Periode der „Jugendbeschäftigungen" Basil Zaharoffs reicht bis zum Jahre 1865 — und für die Zeit zwischen 1865 und 1870 war es mir nicht möglich, ein Beweisstück in die Hand zu bekommen, das Zaharoffs Tätigkeit, ja auch nur seinen Aufenthalt in Konstantinopel im entferntesten dokumentieren würde. Ein Loch klafft da, ein leerer Raum von etwa fünf Jahren.

Nun, das Nichtvorhandensein von Dokumenten wäre zunächst nur ein negativer Beweis. Wie weit man den hier folgenden positiven Beweis als solchen anerkennen will — das wird wieder dem Urteil des Lesers zu überlassen sein. Es handelt sich um das „Protokoll H.", um die Mitteilungen, die der Bettler und ehemalige Feuerwehrmann H. mir über seine Erinnerungen an Sir Basil Zaharoff gemacht hat. Ich hielt mich damals für kurze Zeit in einem Elendsviertel Konstantinopels auf — doch gehört dies auf ein anderes Blatt. Von einem Sir Basil Zaharoff wußte ich (es war vor der Veröffentlichung der

Bücher von Mennevée und Lewinsohn) so wenig und so Allgemeines wie andere Zeitungsleser. Eines Nachts fiel in einer Animierkneipe in der Großen Galatastraße sein Name; ein sehr kluges Griechenmädchen, das in diesem Lokale seinem Gewerbe nachging, sprach von der mir bis dahin unbekannten Tatsache, daß „der reichste Mann der Welt" (auf den sie stolz war wie alle Griechen) aus eben diesen Gassen hervorgegangen sei. Ich begann eben damals, gelegentlich Zeitungsaufsätze zu schreiben. In der Mitteilung der kleinen Griechin sah ich einen „Stoff", und das war der Grund, warum ich der Sache ein wenig nachging; aber was ich weiter erfuhr, erschien mir so unzusammenhängend und unglaubwürdig, daß der Aufsatz gar nicht geschrieben wurde; es blieb bei einer Eintragung in mein Notizbuch. Erst jetzt, wo ich das Mosaik dieses Lebens eines modernen Conquistadors Steinchen um Steinchen zusammensetze, bekommt auch jene Notiz ihren Sinn.

Das Mädchen wies mich zunächst an die Inhaberin eines Freudenhauses, von der es sagte, daß sie eine nahe Verwandte Zaharoffs sei. Dieses Freudenhaus suchte ich auf. Es stellte sich heraus, daß die Spur falsch war. Man weist mich an eine sehr sorgfältig gekleidete und in gewählten Ausdrücken sprechende Dame, die jede Verwandtschaft mit Sir Basil eindeutig verneint. „Ich bin auch nie mit ihm in Geschäftsverbindung gestanden", fügt sie hinzu, und das wollen wir ihr glauben. Ob sie mehr weiß, als sie sagen will, ob sie sich gelegentlich mit dieser Verwandtschaft gebrüstet hat und das jetzt zurückzieht und richtigstellt — das ist nicht zu durchleuchten. Aber die Spur erweist sich dennoch als richtig. Denn da ich schon in der Türe stehe, sagt die Frau: „Also es tut mir leid, ich weiß nichts. Aber vielleicht sprechen Sie draußen mit H.?" Und so kam meine Bekanntschaft mit Herrn H. zustande. Vormittags pflegte er zu schlafen, nachmittags

war er Bettler, abends und nachts verrichtete er Kellner-Aushilfsdienste in jenem Freudenhaus — ein Gnadenbrot, das ihm die Besitzerin auf diese Weise zukommen ließ.

Das Gespräch mit H. habe ich aus den angeführten Gründen leider nicht im Wortlaute festgehalten. Ich kann heute nur mehr feststellen, daß es seltsamerweise genau so begann wie das mit jenem griechischen Ministerpräsidenten, der in diesem Buche als Zeuge D. figuriert: H. bat mich, seinen Namen nicht zu nennen, und ich versprach es ihm. Ob H. für seine Bitte besondere Gründe hatte oder ob eine allgemeine Abneigung gegen allzugroße, die Aufmerksamkeit der Behörden erregende Publizität bei ihm vorlag, habe ich nicht eruiert. Ja, er habe Zaharoff gekannt, sagte er. Das sei sehr lange her, er sei damals noch ein ganz junger Mensch gewesen. Jahreszahlen kann er nicht angeben; er kennt auch nicht sein eigenes Geburtsjahr. Sein Beruf? Er sei mit den Fremden gegangen. Also Fremdenführer? Ob er Basil Zaharoff dabei kennengelernt habe? Nein, erst später hätten sie miteinander gearbeitet. Gearbeitet? Was, wo? — Ich entsinne mich noch, wie H. auf diese Frage hin plötzlich verschlossen wurde. Mit einer unbestimmten Handbewegung sagt er: „Wir waren bei der Feuerwehr!"

Ich (der ich über den Sinn von „Feuerwehr" und „Fremdenführer" damals noch nicht informiert war): Und dann?

Er: Dann war der große Brand und da ist er verschwunden. Er hat müssen!

Ich (siehe oben): Er hat verschwinden müssen? Wie hängt das mit dem Brand zusammen?

Der Mann wurde nun vollends einsilbig. Wie ich ihn wieder zum Sprechen brachte, weiß ich nicht mehr. Er erzählte dann die Geschichte von „Zaharoffs Raubmord". Ich weiß nur noch, daß diese Raubmorderzählung der

Grund war, warum ich mich damals nicht weiter mit der Sache befaßte und den Zeitungsaufsatz ungeschrieben ließ. Das konnte nicht stimmen. Was der Mann sagte, notierte ich als „orientalisches Curiosum“. Bei der zeitlichen Lokalisierung seiner Mordgeschichte schwankte er oder ich verstand ihn diesbezüglich nicht klar. Zunächst schien mir H. behaupten zu wollen, Zaharoff habe damals anläßlich eines großen Brandes einen Raubmord begangen und sei hierauf verschwunden. Auf meinen Versuch jedoch, dies zu präzisieren, korrigiert er diese Angabe und sagt (nicht wörtlich, sondern dem Sinne nach): Zaharoff hat den Raubmord nicht bei dem Brande begangen, sondern später, nach seiner Rückkehr, nach ein paar Jahren. Wieviel Jahre — das weiß ich nicht. Er hat deshalb auch im Kerker gesessen! Er ist aus dem Kerker geflohen und dabei hat er einen Polizisten umgebracht, der ihn halten wollte.

Ich: Das wäre doch kein Raubmord! Und dann — wie kann er im Kerker gesessen haben wegen eines Mordes, den er erst beging, als er aus dem Kerker ausbrach?

H. verwirrte sich nun vollends, und man wird verstehen, warum seine Angaben damals nicht als Unterlage für einen Aufsatz über Sir Basil verwendet werden konnten. Sehe ich zunächst ab von der „Mordaffaire“, so bleibt aus dem Protokoll H. folgende Substanz:

Zaharoff war „Fremdenführer“ — dann „Feuerwehrmann“ (in dieser Reihenfolge und nicht in der des Zeugen St. und Lewinsohns!) — bis zu einem großen Brande — nach dem er verschwand — um nach einigen Jahren zurückzukehren — und mit den Gerichten zu tun zu bekommen.

Da hielt ich wieder einmal bei jenem mehrjährigen „Loch“ in der Biographie des jungen Zaharoff — und ich war zu ihm auf einem anderen, von dem ersten unabhängigen Wege gelangt. Blieb nur übrig, dieses Loch zu

lokalisieren. Es war nach einem „großen Brande" anzusetzen. Ich schlug in der Geschichte der Stadt Konstantinopel nach und fand, daß der letzte große Brand die Stadt im Jahre 1865 heimgesucht hat. Die Kette der Wahrscheinlichkeitsbeweise war damit geschlossen. Wahrscheinlichkeit — nicht Beweis. Wir können nur sagen: Eine Reihe von Indizien spricht dafür, daß der Feuerwehrmann Basil Zaharoff Konstantinopel nach dem großen Brande vom Jahre 1865 ohne besonderen Beweggrund oder vielleicht auch auf der Flucht verließ und daß er in dieser Stadt erst nach einigen Jahren (nachweisbar erst im Jahre 1870) wieder auftauchte. Wo war Zacharias Basileos Zacharoff in der Zwischenzeit?

Hieher gehört die Geschichte des Haim Manelewitsch Sahar.

4

Ein Mann in Birmingham, ein gewisser Haim Manelewitsch Sahar, von dem es unsicher ist, ob er sich schon damals Hyman Barnett Zaharoff genannt hat, liest am 11. April 1911 im Birmingham Daily Mail eine Meldung aus Petersburg, die besagt, ein „M. Zaharoff" habe zur Förderung der russischen Luftschiffahrt eine Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling gestiftet. Diese Nachricht löst in Haim Sahar blitzhaft eine Vermutung aus und die Vermutung verdichtet sich ihm alsbald zur Gewißheit. Zu einer Gewißheit, die von diesem Augenblick an sein Leben lenkt und ihm zum Schicksal wird.

Daß der Name Zaharoff zu identifizieren ist mit dem Namen Sahar, das weiß er im Augenblick — ohne etymologische Studien, ohne Kenntnis der Angriffe des Herrn Bonzon (die ja auch erst elf Jahre später durch die Zeitungen gehen werden) und ohne Kenntnis der Untersu-

chungen unseres Gewährsmannes St., der zu jener Zeit noch nicht daran denkt, sich mit Sir Basil zu befassen. Denn Herr Haim Sahar stammt selbst aus Rußland, er weiß, wieviele Leute dort darauf bedacht sind, ihren Namen durch ein angehängtes „off" auf bequemste Weise eine nationale und bodenständige Färbung zu geben — ja es ist nicht ausgeschlossen, daß man Herrn Haim Sahar glauben darf, er selbst habe zu jenem Zeitpunkt, unabhängig von der Meldung des Birmingham Daily Mail, schon den Namen Hyman Barnett Zaharoff angenommen gehabt. Der „M. Zaharoff", von dem man aus Petersburg zu berichten weiß, daß ihm zwanzigtausend Pfund so locker in der Tasche sitzen, heißt also richtig M. Sahar, genauer: Manel Sahar — und Manel Sahar ist der Name seines verschollenen Vaters, nach dem Haim Manelewitsch Sahar seit seinem siebzehnten Lebensjahr auf der Suche ist.

Was hat er darüber zu berichten? In der kleinen Stadt Wilkomir, gelegen in dem damaligen russischen Gouvernement Kowno und heute im Staate Litauen, lebt in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Mann namens Sahar, seines Zeichens Militärschneider und in seiner Jugend angeblich aus dem Süden zugewandert, und zwar aus der Stadt Kischinew in Bessarabien. Im Hause dieses Schneiders wohnt auch noch ein sehr junger Mann, von dem die eine Version behauptet, daß er der (übrigens einzige) Sohn des Hauses ist, während die andere die Möglichkeit offen läßt, er sei nicht der Sohn sondern ein zugewanderter naher Verwandter des Hausherrn. Bestimmt ist, daß er ebenfalls Sahar heißt — Manel Sahar. Dieser Manel Sahar ist, seinen sehr jungen Jahren zum Trotz, ein Trinker, Spieler, Schürzenjäger und Raufbold — und fällt dadurch der ehrbaren und friedlichen Judengemeinde sosehr zur Last, daß man beschließt, ihn auf Gemeindekosten auszustatten und „an das Militär zu liefern", obwohl er

als angeblich einziger Sohn nach den damaligen russischen Gesetzen eigentlich gar nicht militärpflichtig ist; aber man will ihn loswerden — und man will damit zugleich auch einen anderen jungen Mann, der ein nützlicheres Gemeindemitglied (und vermutlich wohlhabender) ist, vor den Fährnissen des Waffenhandwerks retten. — Die bisherige Darstellung entbehrt nicht der Glaubwürdigkeit, denn solche Transaktionen waren durchaus zeit- und landesüblich. Auch die Unterschiebung von Neffen für Söhne und von Söhnen für Neffen, die systematische Verschleierung von Verwandtschaftsverhältnissen, die Zu- und Abwanderung junger Menschen zu dem Zwecke, die Deszendenz kinderreicher Familien auf kinderlose aufzuteilen und so militärfreie „einzige Söhne" zu konstruieren, gehört durchaus zur Übung und ist eine fast legitime Abwehrmaßnahme gegen die brutalen Werbemethoden der menschenfressenden Zarenarmee, die auf der einen Seite die Juden zum Dienste für das Vaterland aufruft und auf der anderen Pogrom um Pogrom arrangiert. Übrigens liegt eines der Pogromzentren in Bessarabien und speziell in Kischinew, und die Möglichkeit, die Familie Sahar habe diese Stadt im Zusammenhang mit einer Pogrombewegung verlassen, ist nicht von der Hand zu weisen. — Das andere Abwehrmittel gegen den Militärmoloch wird uns noch beschäftigen: es ist die systematische Verschleierung der Geburtsdaten.

Zurück zu dem jugendlichen Gewalttäter Manel Sahar! Er geht auf den Handel ein, freiwillig oder gezwungen — und wird Soldat der russischen Armee. Aber ehe er die Gemeinde verläßt, verabfolgt er ihren Sittengesetzen noch einen schlimmen Stoß: Im Laufe des Jahres 1867 tritt er in Beziehungen zu einem Mädchen namens Haje Elka Karolinski und setzt eine vorzeitige Eheschließung durch — ohne Einhaltung der gebotenen Verlobungsfrist, was

der jungen Frau später die Möglichkeit geben wird, die Gültigkeit dieser Ehe anzufechten. Jedenfalls aber kommt es im Jahre 1867 zu dieser Eheschließung, und am 15. April 1868 zur Geburt eines Kindes — eben unseres Haim Manelewitsch Sahar. Ein ordnungsgemäß legalisiertes Dokument liegt vor.

Über seine ersten Kindheitserinnerungen äußert sich Haim Sahar oder Mr. Hyman Barnett Zaharoff, wie wir ihn von jetzt ab nennen wollen, mit einer gewissen Wortkargheit, die menschlich verständlich und sogar sympathisch wirkt, wenn man in Rechnung zieht, daß er offenbar von wenig dekorativen Handlungen seines Vaters zu berichten hätte. Nur einmal verspricht er sich. Ich weise darauf hin, daß dieser Manel Sahar doch Jude gewesen sein müsse — Sir Basil aber griechischer Katholik sei.

Er: Er hat sich taufen lassen, später, wie sie ihn nach Sibirien gebracht haben!

Ich: Man hat ihn nach Sibirien gebracht? Als Sträfling?

Er (verstummt, dann): Ich muß meinen Anwalt fragen, ob ich darüber sprechen soll.

Weiteres Drängen bleibt fruchtlos. Immerhin reproduziert der Mann die beiden folgenden Kindheitserinnerungen:

„Ich bin etwa zwei Jahre alt und stehe aufrecht, halte mich an der Tischkante. Der Vater kommt nachhause. Er ist Soldat. Er zieht sich aus. Ich sehe, daß seine beiden mittleren Zehen verkrümmt sind und kürzer als die anderen. Außerdem sehe ich, daß er zwei Feuermale hat. Sie sitzen auf dem Rücken, zwischen den Schulterblättern, und haben die Form von Bohnenschoten."

Und diese zweite:

„Die Ehe der Eltern ist schlecht. Der Vater ist oft nicht da. Er kommt einmal wieder, da bin ich sechs oder

sieben Jahre alt. Die Mutter jagt ihn fort und läßt sich von ihm scheiden (bzw. die Ehe als ungültig erklären, da sie nicht mit den richtigen Fristen abgeschlossen war). Die Scheidung hat stattgefunden in Bielsk, Gouvernement Grodno. Die Mutter hat dann ein zweitesmal geheiratet."

Darüber hinaus hat Hyman Barnett Zaharoff von seiner Jugendzeit nur noch zu berichten, daß er als Knabe nach der Stadt Kowno gebracht wird, die er mit siebzehn Jahren verläßt, um in die Welt zu gehen. Und seinen Vater zu suchen. Er hat von einem Gerüchte gehört, sein Vater habe irgendetwas mit England zu tun. Also wendet sich der junge, der Sprache unkundige Mensch nach England, lebt in den Slums, wird dahin und dorthin geworfen und landet in Birmingham. Er lebt das schwer erkämpfte Leben eines Kleinbürgers, jene romantische Suche nach dem verschollenen Vater hat er längst aus dem Sinn verloren — und da überfällt ihn nun also die Petersburger Nachricht des Birmingham Daily Mail von diesem „M. Zaharoff" und seinen zwanzigtausend Pfund. Er tut, was jeder andere an seiner Stelle ebenso täte: er schreibt an die in der Zeitungsnotiz genannte Luftschiffahrtsgesellschaft in Petersburg und erbittet die Adresse des Spenders. Und bekommt sogleich einen verbindlichen, in französischer Sprache abgefaßten Antwortbrief, der bei seinen Akten liegt — besagend, M. Zaharoff wohne in Paris, 53, Avenue Hoche.

Hier wollen wir einen Augenblick innehalten und zusehen, was da eigentlich geschehen ist. Es ist der Einbruch des Abenteuers in ein mittleres Leben und einen mittleren Charakter. Dieser Kleinbürger hält sich keinen Augenblick dabei auf, daß die Gleichsetzung von Zaharoff und Sahar ja trotz allem nicht genug feststehend ist, um als Grundlage für das Gebäude eines Rechtsanspruches zu dienen. Es macht ihm kein Kopfzerbrechen, daß (die

Identifikation von Sahar und Zaharoff schon zugegeben) in jener Zeitungsnotiz schließlich nicht von einem „Manel" die Rede ist, sondern von einem „M." Und wenn dieses „M" nun einfach die französische Abkürzung ist für „Monsieur"? Mr. Hyman Barnett Zaharoff kann nicht Französich und er befaßt sich ganz allgemein nicht allzuviel mit Gedrucktem, also ist er auch gegen diese Anfechtung gefeit; er bleibt guten Glaubens. Denn — und das ist wichtig — der gute Glauben, die felsenfeste Überzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache ist bei diesem Hyman Barnett Zaharoff keinen Atemzug lang in Frage zu stellen. Und dies, obwohl er durchaus nicht das weiß, was wir wissen. Für ihn ist dieser „M. Zaharoff" ein unbeschriebenes Blatt. Nichts weiß er von jener seltsamen Charakterverwandtschaft zwischen dem jungen Basil Zaharoff zur Feuerwehr-Zeit und dem jungen Manel Sahar zur Zeit, da man ihn in die Uniform stecken mußte. Nichts weiß er von dem von uns mit soviel Mühe aufgespürten Loch in Basil Zaharoffs Konstantinopler Periode — einem Loch, in das sich der „Komplex Wilkomir" den Daten nach so mühelos einfügt. Ja nicht einmal von seiner verblüffenden Ähnlichkeit mit dem Manne in der Avenue Hoche weiß Mr. Hyman Barnett Zaharoff zu jener Zeit. Das Abenteuer, das Schicksal ist in sein Leben eingebrochen. Er handelt von da ab nicht mehr nach eigenem Willen, sondern unter einem inneren Gesetz. Und das Seltsame, ja beinahe Mystische ist, daß die Tatsachen seiner in die Luft gestellten Behauptung zu Hilfe kommen und sie unterbauen.

Hier beginnt der Kampf des Mannes in Birmingham gegen den Mann in der Avenue Hoche um Anerkennung seiner Kindschaft. Er erstrebt, so schreibt er in seinem ersten Briefe, diese Anerkennung nicht aus Eigennutz. Sondern weil er einen Vater haben will. Aber auf der an-

deren Seite des Kanals glaubt man offenbar doch nicht so ganz an diese Uneigennützigkeit, denn die Briefe des Mr. Hyman Barnett Zaharoff bleiben ohne Antwort. Auch die seines Anwalts. Da beschließt er — es sind darüber zwei Jahre vergangen und man schreibt 1913 — einen Generalangriff. Er macht zu Geld, was er zu Geld machen kann, und fährt nach Paris. Er geht in jenes vornehme Haus in der vornehmen Avenue Hoche, er geht einmal hin, ein zweites, ja ein zehntes Mal: Monsieur Zaharoff ist entweder „nicht zuhause" oder „in einer wichtigen Besprechung". Aber so leicht ist der kleine Mann aus Birmingham nicht abzuschütteln — er hat noch Geld! Er besticht einen Diener und erfährt so die geheime Telephonnummer des Unerreichbaren und daß er um drei Uhr nachmittags persönlich an den Apparat geht, weil dann seine Vertrauten sich zu melden pflegen. Da Hyman nicht französisch spricht, engagiert er für diesen Telephonanruf einen Anwalt. Der Anschlag gelingt, der Anwalt sagt Monsieur Zaharoff, was er zu sagen hat — und das Wunder geschieht: der Mächtige zeigt sich nicht unzugänglich und wünscht mit seinem Sohne selbst zu sprechen. Von Angesicht zu Angesicht? Dies vielleicht später — zunächst übernehme er das Telephon! Er kann nur englisch? Dann spreche er englisch!

Das ist der Augenblick, der über das Schicksal Mr. Hyman Barnett Zaharoffs entscheidet. Er nimmt das Telephon und er spricht um sein Leben. Der Mächtige am anderen Ende des Drahtes ist ein alter und sehr einsamer Mann — es mag wohl sein, daß er einen Atemzug lang mit dem Gedanken spielt, diesen Sohn, den er irgendwann und irgendwo dort hinten in seinem reichen und langen Leben in die Welt gesetzt haben soll, zu sich zu rufen, damit er den Platz ausfülle, der leer geblieben ist: den des Thronfolgers, des Erben. Daß es dazu nicht kommt,

daß dieser schicksalhafte Augenblick ohne Frucht bleibt — das wird der verstehen, der dem ehrenwerten Hyman Barnett Zaharoff einmal begegnet ist. Er ist ein kleiner Mann und nicht gewohnt, seine Worte zu setzen. Die Qualität seines Englisch liegt zwischen Whitechapel und Wilkomir. Sir Basil, der im Jahre 1913 nicht ohne harte Kämpfe ein vornehmer Herr geworden ist, Direktor bei Vickers, verbunden mit einer Herzogin — Sir Basil muß nach einer halben Minute dieses Telephongespräches gewußt haben, daß, ganz abgesehen von Berechtigung oder Nichtberechtigung, dieser Mann aus Birmingham (und nicht aus Birmingham sondern aus einer russisch-jüdischen Kleinstadt) ihm nicht als Sohn willkommen sein konnte. So hört er sich mit Gelassenheit an, was der andere zu erzählen weiß, und sagt nicht ja und nicht nein. Er erbittet sich einen schriftlichen Bericht über diese behauptete Verwandtschaft. Eine Zusammenkunft? Er erklärt sich bereit, in ein Kaffeehaus zu kommen, das der Junge ihm angibt. Er wird es nicht tun, und der Mann, der um seinen Vater kämpft, wird nach drei Stunden vergeblichen Wartens gebrochen nachhause gehen. Der Generalangriff ist gescheitert, das Geld ist zerronnen. Einmal noch stellt man sich an das Tor in der Avenue Hoche und harrt aus, bis man den Unerreichbaren sieht, von Angesicht zu Angesicht, zum vielleicht ersten und vielleicht einzigen Male in diesem Leben, einen Augenblick lang — da ist er schon in seinen Wagen gestiegen und der biegt um die Ecke. Dann fährt man zurück nach England.

Ist damit der Goldtraum eines kleinen Mannes begraben? Es scheint so. Da sind die nüchternen Anfordernisse des täglichen Lebens, Brot will verdient sein, der Krieg kommt. Während die Lebenskurve Basil Zaharoffs jäh höherklimmt, während er einer der reichsten Männer dieser Erde wird und mit ganzen Völkerschaften umgeht wie mit

Schachfiguren — lebt der Mann, der vielleicht sein Sohn ist, weiter in Birmingham, schließlich in London, wo er irgendwo im Osten das lichtlose Dasein eines kleinen Handelsmannes dahinfristet. Er hat ein zänkisches Weib, dem ein nüchterner Brotverdiener lieber wäre als der entgleiste Erbe eines Riesenvermögens. Er setzt neun Kinder in die Welt — ihre Photographien sind in seiner Brieftasche aufbewahrt: die einer korpulenten und schon verblühenden ältesten Tochter, die eines jungen Mannes, der englischer Matrose geworden ist, die eines mageren kleinen Mädchens in einem Flitterkleid, erstarrt in phantasielos verrenkter Balletteusengebärde. „Sie ist Tänzerin", sagt er leise. Und da ist nun also auch die Photographie von Yvonne. Miss Yvonne Zaharoff. Ein schönes Mädchen mit seltsam ausdrucksvollen und dabei doch verschleierten Augen, dessen Gesicht sich zu den vom Lebenskampf geschärften Zügen der anderen Familienmitglieder nicht schicken will. Es mag dieses Mädchens wegen sein, daß der inzwischen über die Hälfte des Lebens hinausgelangte ewige Sohn den Kampf noch einmal aufnimmt. Oder versucht sie auf eigene Faust ihr Glück? Die Entwicklung der Ereignisse läßt es vermuten. Im Jahre 1921 veröffentlicht die Zeitschrift „Sketch" ein Portrait. Darunter steht: „Miss Yvonne Zaharoff, die Enkelin des berühmten Philanthropen Sir Basil Zaharoff." Die Reaktion des berühmten Philanthropen ist uns bekannt. Seine Anwälte melden sich und fragen, was es denn mit dieser vom Himmel gefallenen Enkelin für eine Bewandtnis habe. Mr. Hyman Barnett Zaharoffs Anwälte geben Bescheid. Und erhalten darauf jene bei den Akten liegende, von Sir Basil selbst in französischer Sprache geschriebene Erklärung, datiert vom Château de l'Echelle und besagend, mit einer Stadt Wilkomir habe er nichts zu schaffen und geboren sei er „aux Phanares, Constantinople". Worauf Mr. Hyman Barnetts An-

wälte wieder ihrerseits Dokumente produzieren, die nachweisen sollen — Genug, man weiß, wie derlei weitergeht und nicht aufhört. Uns interessieren hier zwei kleine Vorfälle, die mit der Veröffentlichung des „Sketch" zusammenhängen.

Erstens: In dem kleinen Schuhgeschäft, das Mr. Hyman Barnett Zaharoff zu jener Zeit in London besitzt, erscheinen zweimal hintereinander die beiden Töchter der Herzogin von Villafranca, um Schuhe zu kaufen, was sie sonst bestimmt in ganz anderen Geschäften eines ganz anderen Stadtteiles zu besorgen pflegen. Es ist kein Geheimnis, daß diese beiden Damen wenige Jahre später von Sir Basil zu seinen Universalerbinnen eingesetzt worden sind. Anläßlich ihres Schuhkaufes interessieren sie sich offensichtlich für die Inhaber des Ladens. Und dabei erweist es sich (wenn man Mr. Hyman Barnett Zaharoff und den von ihm geführten Zeugen glauben darf), daß die jüngere Tochter aus dem Schuhgeschäft und die ältere Tochter der Herzogin von Villafranca einander gleichen „wie ein Ei dem andern".

Und zweitens: Während der Briefwechsel der Anwälte hüben und drüben weiterläuft, geht in der Familie Mr. Hyman Barnett Zaharoffs eine Veränderung vor sich. Yvonne, das Mädchen von dem Bilde in „Sketch", packt eines Tages ihren kleinen Koffer und fährt nach Frankreich. Sie kommt nicht zurück, sie gibt kein Lebenszeichen. Man sucht nach ihr — endlich forscht man sie aus. Ihre Vermögensumstände haben sich ein wenig verändert. Wenn man Mr. Hyman Barnetts und seines tüchtigen und präzisen Anwaltes Versicherungen glauben darf — sie kreuzt auf ihrer eigenen Yacht im Mittelmeer, wenn sie nicht eben auf ihrem Schlosse in der Nähe von Paris weilt. Woher? Miss Yvonne gibt keine Auskunft und hat die Beziehungen zu Eltern und Geschwistern abgebrochen.

Damit schläft die Angelegenheit des Hyman Barnett Zaharoff für zwölf Jahre ein. Wir finden ihn wieder im Jahre 1933 — da hat er sich von seiner Frau getrennt und lebt (in derselben Straße Londons wie sie und ohne ihr zu begegnen) das Leben eines Einzelgängers und Sonderlings. Die Kinder sind von ihm abgefallen oder in die Welt gegangen. So hat der inzwischen selbst schon fünfundsechzigjährig Gewordene wieder Muße, nach seinem Vater zu suchen. Es liegt etwas Dämonisches darin, wie da zwei Greise am Rande des schwarzen Abgrundes kämpfen, und der Kampfpreis heißt nicht mehr Kindschaft und Vaterschaft, sondern er ist ein Klumpen schweres und kaltes Gold.

Die letzten Nachrichten von diesem Kampfplatz: Der Anwalt des Greis-Sohnes lanciert einen kleinen Bericht über die Angelegenheit seines Klienten in den Daily Herald. Darauf meldet sich eine Zeugin. Sie kommt aus Wilkomir und sie berichtet: In Wilkomir erinnert man sich der Angelegenheit des Manel Sahar, der wie ein schlimmer Meteor gekommen und wieder verschwunden ist, ganz genau. Und es leben dort noch zahlreiche Zeugen, die zu bekunden bereit sind, wie sehr er den Bildern Sir Basil Zaharoffs geglichen hat, die heute in den illustrierten Zeitungen aller Länder zu finden sind.

Gleichzeitig meldet sich auch noch eine andere Zeugin. Eine Engländerin, wohnhaft in London. Sie ist heute über sechzig Jahre alt, und es ist mehr als dreißig Jahre her, daß sie beim Theater gewesen ist und in Sir Basil einen Förderer ihres künstlerischen Strebens gefunden hat. Beweise? Sie legt ein Päckchen vergilbter Briefe auf den Tisch. Der letzte ist von Dezember 1927 — und nicht mehr von Sir Basil selbst sondern von seinem Sekretär; der alte Mann erinnert sich jener Zeit gut und gern und er schickt der inzwischen Verarmten ein kleines Geldgeschenk. Und diese

Frau ist bereit, jederzeit zu bekunden, daß Sir Basil damals, vor dreißig und so und soviel Jahren, seine Vergangenheit dort oben im Nordosten durchaus noch nicht vergessen hatte. Er hat ihr davon erzählt. Und er hat ihr erzählt, er wisse wohl, daß er in Rußland irgendwo noch einen Sohn hat.

Das ist der gegenwärtige Stand der Angelegenheit des Mr. Hyman Barnett Zaharoff, recte Haim Manelewitsch Sahar. Kein Zweifel — wir haben da eine Reihe von Fäden in die Hand bekommen. Wir müssen bei ihrer Entwirrung umso behutsamer vorgehen, als es nicht nur um die Dokumentierung eines Abschnittes dieser biographischen Untersuchung geht, sondern bis zu einem gewissen Grade auch um das Schicksal eines kleinen Mannes und seiner Familie, die ja doch früher oder später ihren Prozeß gegen den Alten in Monte Carlo oder gegen seine Erben führen werden. Welche Beweise liegen also vor und wie sind sie zu werten? Wir wollen unseren Bericht noch einmal zur Hand nehmen und die Angaben der Reihe nach analysieren.

Da wohnt also in Wilkomir in den sechziger Jahren dieser Militärschneider, der in seiner Jugend aus Kischinew zugewandert sein soll. Der Name Sahar ist nicht selten. Immerhin erinnern wir uns, daß die im Jahre 1821 aus Konstantinopel flüchtende Familie Sahar-Zaharoff sich zunächst nach eben dieser bessarabischen Stadt Kischinew gewandt hat, daß damals aller Wahrscheinlichkeit nach zwei Söhne vorhanden waren und daß der eine dieser beiden Söhne zwischen den Jahren 1821 (Flucht) und 1843 (Rückkehr in die Türkei) aus unserem Blickfeld verschwunden ist. Daß er nach Norden gegangen und mit dem Sahar in Wilkomir identisch ist, kann umso weniger ausgeschlossen werden, als auch Haim Manelewitsch Sahar (ohne Kenntnis dieser Untersuchung) davon weiß,

daß dieser Sahar von Wilkomir irgendwo einen Bruder hatte, und als der Beruf eines Militärschneiders sich der zunft-erblichen Textil-Verbundenheit der Sahar-Zaharoff ohne weiteres einfügt. (Andererseits ist zuzugeben, daß dieser Beruf unter russischen Juden weit verbreitet ist. Und eine in Konstantinopel lebende Familie Zacharopoulos nimmt für sich ebenfalls den Ruhm in Anspruch, von jenem verschollenen Vaterbruder Basil Zaharoffs abzustammen.)

Wir kommen jetzt zu der durchaus offenen Frage, ob der „Übeltäter" Manel Sahar dieses Militärschneiders Sohn ist oder ein zugewanderter Neffe, bzw. sonstiger Verwandter. Diese Frage war nicht zu klären und wir sind hier wieder lediglich auf Indizien angewiesen. Daß eine gewisse psychologische Kontinuität zwischen dem aus Konstantinopel flüchtigen Feuerwehrmanne und dem gewalttätigen Jünglinge von Wilkomir zweifellos gegeben ist, wurde schon gesagt. Auch über die „militärischen" Gründe für die Ungeklärtheit des Verwandtschaftsverhältnisses zwischen Manel Sahar und dem Schneider ist schon gesprochen worden. Daß es der jüdischen Gemeinde von Wilkomir gelingen konnte, sich des unbequemen jungen Mannes zu entledigen, „obwohl er als einziger Sohn eigentlich militärfrei gewesen wäre", spricht dafür, daß man in der Gemeinde wußte und allenfalls als Pressionsmittel gegenüber dem Ungebärdigen verwenden konnte, daß er eben n i c h t ein einziger Sohn war, also überhaupt nicht dieses Wilkomirer Militärschneiders Sohn. (War er es dennoch, so ist Hyman Barnett Zaharoff nicht Sir Basils Sohn — sondern günstigstenfalls der Enkel seines Onkels.)

Nun aber noch ein Problem: das der Geburtsdaten. Vergleichen wir Sir Basils Geburtsdokument aus Mughla und Haim Manelewitsch Sahars Dokument aus Wilkomir, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß Basil-Manel

gerade achtzehn einhalb Jahre alt gewesen wäre, als sein Sohn zur Welt kam; er hätte also mit weniger als achtzehn Jahren geheiratet — und schon vorher Zeit gehabt, Fremdenführer in Konstantinopel, Feuerwehrmann, Flüchtling zu den Verwandten im Norden und mauvais sujet in Wilkomir zu sein! Selbst wenn wir die Frühreife orientalischer Rassen in Rechnung ziehen, ist das unglaubwürdig. Glaubwürdig wird es durch einen bisher nur im Vorübergehen gestreiften Umstand — durch die Tatsache nämlich, daß schlecht behandelte nationale Minoritäten in Militärstaaten ihre Geburtsdaten systematisch verschleiern. Wird man etwa mit achtzehn militärpflichtig, so bedeutet es zwei gewonnene Jahre, wenn man im entscheidenden Augenblick ein Schriftstück vorlegen kann, dem zufolge man erst vor sechzehn Jahren geboren worden ist. Söhne werden deshalb grundsätzlich gar nicht oder mit möglichst großer Verspätung bei der Behörde angemeldet. Es ist das nur eben wieder ein neues Beispiel für die „Assimilation an die Erfordernisse des Augenblicks". Wir wollen darum dem Geburtsdokument von Mughla nicht mehr Gewicht beimessen, als es verdient. Zeugen sind im allgemeinen überaus gefällige Menschen, immer bereit, sich zu erinnern, und sie müssen deshalb durchaus nicht mala fide sein. Wenn sich zum Beispiel Mr. Hyman Barnett Zaharoff an die sich ihm anbietenden Zeugen aus Wilkomir wenden wollte, die von der Identität jenes Manel Sahar mit unserem Sir Basil durchdrungen sind, so bekäme er ohne Schwierigkeit ein von drei ehrenwerten Personen unterfertigtes Schriftstück, der Rabbiner würde die Richtigkeit der drei Unterschriften bezeugen, der Großrabbiner die Richtigkeit der Unterschrift des Rabbiners — und wir besäßen ein Geburtsdokument Sir Basil Zaharoffs, das so rechtskräftig (und so wenig beweiskräftig) wäre wie jenes aus der kleinen Stadt in Kleinasien, und dabei doch ganz

grundlegend anderes aussagte. Dazu kommt, daß Sir Basils eigene Angaben ja überaus schwankend sind. Von den wechselnden Geburtsorten haben wir schon gesprochen. Auch davon, daß Sir Basil nach seinem Geburtsdokumente im Jahre 1849 null Jahre alt war, vor Gericht dagegen, im Jahre 1873, zweiundzwanzig — was dem Geburtsjahre 1851 entspräche. Fügen wir hinzu, daß er sich im Jahre 1921 dem Daily Mail gegenüber als sechsundsechzigjährig bezeichnet (Geburtsjahr 1855) und daß er, nach Mitteilung der Zeugin Baronin P., sein Lebensalter im Jahre 1933 mit fünfundsiebzig Jahren angibt, was dem Jahre 1858 für seine Geburt entspräche — so werden wir die von ihm beigebrachten Jahreszahlen weiter nicht allzu ernst nehmen. Er wird immer jünger (und wir gönnen es ihm vom Herzen). Aber dann können wir auch eine Behauptung des Haim Manelewitsch Sahar nicht ohne weiteres von der Hand weisen — dahingehend, daß sein Vater, habe er nun Manel oder Basil geheißen, im Jahre 1849 nicht erst zur Welt kam, sondern eben schon einige Jahre auf ihr weilte. (Übrigens gibt Mr. Hyman Barnett Zaharoff im Jahre 1933 die Auskunft, er sei zweiundsechzig Jahre alt — und ist dann peinlich überrascht, da ich ihm taktloserweise aus seinem eigenen Dokumente nachweise, daß er das fünfundsechzigste reichlich vollendet hat. Ob hier vielleicht erbliche Belastung und somit ein neues Kindschaftsindiz vorliegt, überlasse ich der Entscheidung des Lesers.)

Das weitere Material des Hyman Barnett Zaharoff kann summarischer behandelt werden. Wenn ein schönes Mädchen wie Miss Yvonne nach Frankreich fährt, dort plötzlich zu Geld kommt und nicht sagen will, woher es stammt — was beweist das? Sicherlich noch nicht unbedingt, daß Sir Basil Zaharoff sie als Enkelin anerkannt hat. Andererseits — es verhält sich damit so wie mit allen

Indizien: erst durch ihre Häufung gewinnen sie an Gewicht. Das gilt in sehr weitgehendem Maße auch von den im Zuge dieser Untersuchung immer wieder behaupteten Ähnlichkeiten. Da ist die von den Wilkomirer Zeugen bekundete zwischen dem verschollenen Manel Sahar und den Bildern Sir Basils. Da ist die zwischen der Tochter aus dem Schuhgeschäft und der Tochter der Herzogin. Da ist die zwischen dem sich wehrenden Vater und dem beharrlichen Sohn. Persönlich konnte ich mir nur über diese letztgenannte ein Urteil bilden. Sie ist allerdings verblüffend — und sie geht so weit, daß ich in einem von Menschen erfüllten Raume den mir bis dahin persönlich Unbekannten ansprechen konnte, ob er Mr. Hyman Barnett Zaharoff sei. Andererseits soll man sich bei der Feststellung von Verwandtschaftsähnlichkeiten erst in letzter Linie an den äußeren Gesamteindruck halten; es gibt weitaus entscheidendere Vererbungsmerkmale. So zum Beispiel Lokalisierung, Achsenstellung und Form der Ohrmuschel. Man vergleiche die Bilder — der Unterschied zwischen dem abstehenden Rundohre Mr. Hymans und der flachen, überdies durch ein stark ausgeprägtes Läppchen charakterisierten Ohrform Sir Basils springt auch dem naturwissenschaftlich nicht Geschulten in die Augen. Aber man müßte ein Bild der Mutter, jener Haje Elka Karolinski, zur Hand haben, um beurteilen zu können, ob die Abweichung der Ohrform Mr. Hymans nicht etwa von ihr stammt. Man sieht — auch hier nur wieder Indizien.

Bleibt an tatsächlicher Substanz: Erstens die von jener ehemaligen Schauspielerin bekundeten, mehr als dreißig Jahre zurückliegenden Mitteilungen Sir Basils über seine Vergangenheit und den Sohn in Rußland. Und zweitens die Kindheitserinnerungen Mr. Hymans, so weit sie sich auf Körpermerkmale des verschollenen Vaters beziehen — also jene verkürzten Mittelzehen und der zweifache boh-

nenschotenförmige Feuerfleck.

Ich: Lassen Sie mich noch einen Augenblick mit dem Kopfe der Anwälte Sir Basils denken, Mr. Hyman! Wenn die nun behaupten, daß die Aussage jener Dame auf einem Mißverständnis beruht und daß Sir Basil, wenn er damals von Rußland sprach, seinen Aufenthalt in den Jahren 1888 bis 1890 gemeint hat?

Er: Er hat nicht nur von einem Aufenthalt gesprochen sondern von einem Sohn!

Ich: Und wenn seine Anwälte hehaupten, daß Sie jene Körpermerkmale, falls sie wirklich vorhanden sein sollten, schließlich auch von dem ungetreuen Diener Sir Basils erfahren haben können, der von Ihnen im Jahre 1913 Geld genommen und die geheime Telephonnummer verraten hat?

Er: So werde ich Zeugen führen dafür, daß ich schon früher davon gewußt habe! Schon seit meinem siebzehnten Jahre habe ich ihn gesucht und habe von diesen Merkmalen gesprochen.

Ich: Werden Sie diese Zeugen wirklich führen können?

Er: Ich werde sie suchen! Ich werde sie finden! Und ich werde mit meinem Blut beweisen, daß er mein Vater ist! Man soll mein Blut untersuchen und sein Blut!

Ich: Mit einer Blutgruppenuntersuchung kann man doch nur feststellen, daß ein Mensch n i c h t der Vater eines anderen ist! Und auch das nur unter besonderen Umständen. Und nur wenn man die Blutgruppe der Mutter kennt.

Er: Aber ich bin im Recht! Ich bin im Recht!

Dieser letzte Aufschrei ist es, der mich noch durch Stunden verfolgt, nachdem ich den Mann verlassen habe.

5

Nun aber zurück zu unserer Untersuchung, zurück nach Konstantinopel und zu unserem „Loch“, 1865 bis 1870. Ob das Vorhandensein dieses leeren Raumes durch die beigebrachten Zeugnisse überhaupt hinlänglich bewiesen ist — das zu ermessen haben wir dem Leser überlassen. Und wenn es bewiesen ist — ist die Angelegenheit des Mr. Hyman Barnett Zaharoff hier einzufügen? Auch darüber urteile jeder selbst. Nur soviel, daß Zeitrechnungs-Bedenken nicht bestehen. Manel Sahar (den abweichenden Vornamen erklärt Mr. Hyman damit, daß es sich hier um den hebräischen Namen handle, der mit dem bürgerlich registrierten Vornamen niemals identisch ist) — dieser Manel Sahar also kann sehr wohl vom russischen Militär desertiert oder auch entlassen worden sein und im Jahre 1870 neuerlich in Konstantinopel auftauchen. Wieder ergäbe sich die psychologische Kontinuität: Auch bei Sir Basil begegnen wir wiederholt der Vorliebe, ihm mißliebig gewordene Schauplätze mit einer gewissen Plötzlichkeit zu verlassen. Die Andeutung Mr. Hymans über einen Aufenthalt seines Vaters in Sibirien (was im damaligen Rußland ganz allgemein soviel wie Strafgefangenschaft bedeutet) kann sich sehr wohl auf den „Polizistenmord-Komplex“ beziehen, mit dem wir uns sogleich zu beschäftigen haben werden. Und wenn Mr. Hyman in seinen Kindheitserinnerungen davon spricht, daß sein Vater vorübergehend wiederkehrte, als er sechs oder sieben Jahre alt war (wobei es dann zu der Trennung der Ehe mit Haje Elka Karolinski kam), so könnte das wieder in einer sehr zu denken gebenden Weise mit der Tatsache übereinstimmen, daß Basil Zaharoff im Jahre 1874 oder 1875 spurlos aus seinem damaligen Aufenthaltsorte Athen verschwindet, unbekannten Aufenthaltes bleibt und erst

nach einigen Monaten wieder auftaucht. Wir werden uns damit noch befassen.

Sicher bleibt nur, daß Basil Zaharoff im Jahre 1870 wieder in Konstantinopel ist. Und nun kommen wir zu dem vielleicht abenteuerlichsten Abschnitte seiner abenteuerlichen Jugendgeschichte, zu Zaharoffs „Mord an einem Polizisten".

Zunächst die Gerüchte. Sie sind überall verbreitet, wo Griechen und Türken wohnen, und sie weichen nur in Einzelheiten voneinander ab. Ich setze sie in zwei Fassungen hieher: in der des uns schon bekannten Feuerwehr-Kollegen Sir Basils, des Bettlers H. — und in der des griechischen Bankiers Ch.

Man erinnert sich, daß ich die Aussagen des H. nicht im Wortlaute festgehalten habe. Über das, was er bis zur „Flucht von 1865" zu sagen hatte, ist schon gesprochen worden. Bezüglich des eigentlichen Mordkomplexes findet sich in meinem Notizbuche eine Aufzeichnung, die ich ohne Auslassungen im Wortlaut hiehersetze:

„Orientalisches Curiosum. Drolliger alter Gauner in Freudenhaus. Behauptet, mit Munitionsschieber Z. bei Konstantinopler Feuerwehr gedient zu haben. Dieser sei dann nach einer Lumperei für mehrere Jahre verschwunden. Bittet um Diskretion. Trinkgeld — darauf erzählungsfreudig wie orientalischer Märchenheld: Zaharoff hat anläßlich eines Brandes (?) das Geschäft seines Onkels ausgeraubt. Ist in den Kerker geworfen worden, jedoch mit Strick aus Bettuch über das Dach geflohen. Zahlreiche, gut erfundene Details, z. B.: ein Greis ist mit Zaharoff lebenslänglich gefangen, traut sich nicht mitzufliehen, hat Geld, will aber aus Geiz nichts geben. Schließlich borgt er Zah. fünf Franken gegen Schuldschein. Zaharoff gelangt nicht ins Freie, sondern in Gerichtsberatungssaal und

stiehlt seine Akten. Muß dort warten, bis morgens Tore geöffnet werden. Schießt den öffnenden Polizisten nieder, flieht auf englisches Schiff, kommt so nach England und wird Millionär! (Alle Griechen stolz auf die Gaunereien ihrer Nationalheroen.)"

Und jetzt zu dem anderen Zeugnis, dem des Bankiers Ch. Es handelt sich um einen alten Herrn griechischer Nationalität, wohnhaft in Paris. Ein Freund, der hört, daß ich mich für Sir Basil interessiere, bringt mich mit ihm zusammen. „Er wird Ihnen alles sagen können, was Sie wissen wollen! Er ist der älteste Freund Zaharoffs — er ist mit ihm in Athen in die Elementarschule gegangen!" Wer das Bisherige gelesen hat, wird sich vorstellen können, mit welcher Spannung ich der Zusammenkunft entgegensah. Elementarschule in Athen, dachte ich — so hat Sir Basil vielleicht nicht nur vier Geburtsorte sondern deren fünf? — Die Begegnung verlief dann ein wenig enttäuschend. Als der alte Herr sah, daß ich einigermaßen informiert war, begann er sich nicht wohl zu fühlen und leugnete, jemals von einer Schulkameradschaft mit Sir Basil gesprochen zu haben. „Ich habe ihn erst kennengelernt, als wir schon Männer waren", sagt er. Wann, wo, wie? Es stellt sich heraus, daß Herr Ch. ein einziges Mal mit Sir Basil in Gesellschaft des Ministerpräsidenten Venizelos und einiger anderer Herren zu Abend gegessen hat. „Wollen Sie mir Sir Basil beschreiben?" frage ich freundlich. Er hält das für eine Falle und empfiehlt mir eisig, mir eine Photographie zu verschaffen, wenn ich wissen wolle, wie Sir Basil aussieht. Dann aber versöhnen wir uns rasch und er erzählt. Und zwar beginnt er originellerweise mit dem Verlangen, daß sein Name nicht von mir genannt werde. Ich verspreche es ihm. Dann, endlich:

Basil Zaharoff hat in seiner Jugend in Konstantinopel

die Kasse seines Onkels erbrochen und ausgeraubt. Er ist ins Untersuchungsgefängnis gekommen, man hätte ihn gegen Kaution freigelassen, aber er konnte das Geld nicht aufbringen und auch seine Familie wandte sich von ihm ab. Da floh Zaharoff über das Dach, indem er aus einem in Streifen zerrissenen Leintuch einen Strick drehte. Um auf das Dach zu gelangen, mußte er die Bleiplatten mit seinem Taschenmesser aufstemmen; dieses Taschenmesser hatte man bei seiner Visitation übersehen — er fand es in seinem Überrock. Als er das Haus verließ, trat ihm ein Polizist entgegen. Um sich zu retten, mußte er ihm das Messer zwischen die Rippen jagen. So kam er nach England und konnte von da an begreiflicherweise die Türkei nicht mehr betreten. Daher sein Haß gegen die Türken.

Ich: Woher wissen Sie das, Herr Ch.?

Er: Er hat es selbst erzählt.

Ich: Er hat es Ihnen bei jenem Abendessen erzählt?

Er (sehr gereizt): Er hat es nicht mir erzählt sondern einem russischen Großfürsten, der mein Klient war; und der hat es mir wieder erzählt.

Ich: Darf ich den Namen des Fürsten wissen?

Er: Ich bedauere!

Ich: Und wie lange ist es her, daß Sir Basil diese Geschichte erzählt hat?

Er: Oh, das ist sehr lange her. Das muß 1880 oder 1890 gewesen sein.

Ich: Und glauben Sie, daß die Geschichte wahr ist?

Er: Er hat ganz bestimmt einen umgebracht!

Ich: Sind Sie Venizelist, Herr Ch.?

Er: Jawohl, ich bin Venizelist!

So weit Herr Ch. Da hatte ich also wieder einmal Zaharoffs Polizistenmord, kombiniert mit Kassenraub an einem Verwandten. Die Geschichte meiner vergeblichen

Versuche, den Akt (denn es mußte doch einen Akt geben!) aus dem Archiv des Kriminalgerichtes in Konstantinopel in die Hand zu bekommen, will ich dem Leser ersparen. Ich wußte damals schon, daß Zaharoff-Akten die Eigenschaft haben, sich in Luft zu verflüchtigen — also erschien mir das Fehlen eines Aktes durchaus nicht als ein Beweis für Zaharoffs Unschuld. Mein nächster Schritt war, daß ich mich in Konstantinopel nach einem Gefängnis erkundigte, in dem die Untersuchungsgefangenen um das Jahr 1870 so untergebracht waren, daß eine Flucht über das Dach in Betracht kam — und zwar über ein Dach, bei dem Metallplatten in Verwendung standen. Man lächelte — derlei gab es nicht. Dagegen wurde mir die Mordgeschichte in einer dritten, in einer fünften Version mit annähernd gleichen Einzelheiten erzählt. Es wurde immer klarer für mich, daß all das einer gemeinsamen Quelle entstammen mußte — und die nächstliegende gemeinsame Quelle war die Wirklichkeit. Danach hätte Sir Basil Zaharoff also tatsächlich einen Mord begangen und die Akten verschwinden lassen!

Die Spur war falsch. Und um mich nicht mit fremden Federn zu schmücken: ich verdanke die Lösung einem Bekannten. Ich erzähle ihm von dieser beharrlichen und unauflösbaren Mordgeschichte rund um Zaharoff, ich erzähle beide Versionen, wie sie hier wiedergegeben sind — er lacht auf und sagt: Der reine Casanova!

Ich: Wieso?

Er: Seine Flucht aus den Bleidächern!

Er meinte es nicht ernst, er hatte die Einzelheiten jenes Abschnittes aus den Memoiren des Casanova ebenso aus dem Gedächtnis verloren wie ich, er war lediglich durch die Begriffe „Flucht über Dächer“ und „Bleiplatte“ zu seinem scherzhaften Worte veranlaßt worden, und auch ich maß seiner Bemerkung kein Gewicht bei. Es war erst

Monate später, daß ich in einer müßigen Stunde in den Lebenserinnerungen des Venezianers zu blättern begann. Ich finde seine „Flucht aus den Bleidächern Venedigs" (Band 5 der zwölfbändigen Ausgabe) und lese zu meiner außerordentlichen Verblüffung:

1. „Ich war bis zur Dachbedeckung gekommen, die ganz aus Blei war. Indem ich das Messer zwischen dem unteren Rande und der Platte einsetzte, gelang es mir, diese genietete Platte loszumachen."

2. „Ich verwendete vier Stunden zum Zerschneiden von Bettüchern, Decken, Matratzen und Strohsäcken, um Stricke daraus zu machen."

3. „— daß ich von ihm dreißig Zechinen zu leihen wünsche. Der Greis führte mir zu Gemüte, daß ich zur Flucht kein Geld brauche, daß er keines habe, daß, falls ich umkäme, das Geld verloren gehen würde — alles, um seinen Geiz zu verbergen. Schließlich fragte er unter Tränen, ob mir nicht zwei Zechinen genügten. Er gab mir sie mit der Bitte, sie ihm ganz bestimmt —"

4. „— mit Nischen voll Papieren. Das waren die Archive. Wir waren in der herzoglichen Kanzlei! Ich öffne das Bureau und finde die Abschrift eines Briefes —"

5. „Ich nahm mein Messer und ich schickte Gebete zu Gott, daß dieser Mensch, der die Türe öffnete, mir keinen Widerstand leisten möge, denn entgegengesetzten Falles wäre ich genötigt gewesen, ihn niederzuschmettern, und dazu war ich entschlossen."

Diese fünf Zitierungen werden genügen. Man vergleiche sie mit den wesentlichsten Elementen der Berichte des Bettlers H. und des Bankiers Ch. Sie stimmen exakt überein! (Sie stimmen aber auch in einem wichtigen Punkte überein mit einer Meldung der Athener „Mikra Ephemeris" aus dem Jahre 1874, die ich, um diese Untersuchung jetzt nicht zu komplizieren, erst an ihrer Stelle behandeln

will.) Mit anderen Worten: man behauptet von Zaharoff, er habe ein Stück aus den Memoiren des Casanova erlebt!

Das ist die eine Feststellung. Die andere ist für uns vielleicht noch wichtiger — nämlich: Was stimmt n i c h t überein? Worin weichen die Berichte H. und Ch. von den offenbar als Vorlage benützten Casanova-Memoiren ab?

1. H. spricht von einer „Ausraubung des Geschäftes", Ch. von „Erbrechung der Kasse seines Onkels" — davon ist in den Casanova-Memoiren nicht die Rede.

2. H. spricht von „Flucht auf ein englisches Schiff", Ch. sagt „so kam er nach England usw." — davon ist bei Casanova nicht die Rede.

3. Ch. sagt: „Er ist ins Untersuchungsgefängnis gekommen, man hätte ihn gegen Kaution freigelassen, aber er konnte das Geld nicht aufbringen, und auch seine Familie wandte sich von ihm ab" — von all dem weiß Casanova ebensowenig wie davon, daß er sein Taschenmesser, „das man bei seiner Visitation übersehen hat, in seinem Überrock fand".

Wir werden im weiteren Verlaufe der Untersuchung sehen, daß die n i c h t aus dem Casanova bezogenen Elemente dieser phantastischen Mord- und Fluchtgeschichte einen sehr ernsten Tatsachenkern haben. Was bedeutet das? Ohne Zweifel: Jemand hat einen Komplex von Tatsachen, der in nüchterner Form vielleicht glaubwürdig und unangenehm gewesen wäre, mit Hilfe eines „romantischen Elementes", das ihm irgendwie zugeflogen, irgendwie in die Quere gekommen ist, ins Phantastische umgelogen. Oder sagen wir höflicher: entwertet. Solange aufgeputzt, bis der ganze Komplex, Tatsachen samt Erfindungen, ein unentwirrbares und für jeden vernünftigen Menschen unglaubwürdiges Ganzes bildete.

Wer hat das getan? Wir haben das Zeugnis des Bankiers Ch.: Zaharoff hat es selbst gesagt! Und zwar einem

Großfürsten, dessen Namen wir nicht erfahren dürfen. Und von dem wir vielleicht doch noch hören werden, wenn von den Moskauer Angelegenheiten Sir Basils in den Jahren 1888 bis 1890 die Rede sein wird. Der spielt damals (Zeugnis Baronin P.) den ladykiller, den „Casanova" — also macht er sich gleich auch noch seine Memoiren zu eigen! Ein Streben, sich interessant zu machen — das mit einem überaus geschickten Verschleierungsmanöver verbunden ist. Einer behauptet von sich, er habe einen Mord begangen, damit man sich um den dabei en passant erwähnten Einbruchsdiebstahl (oder was es war) bei einem Verwandten nicht weiter kümmert. Lassen wir uns also durch dieses Manöver nicht beirren und beschäftigen wir uns mit dem kleineren Delikt.

Wie steht es damit? Ist, trotz allem, vielleicht auch das nur erfunden? Hier können wir schon mit größerer Sicherheit operieren, denn hier liegt von Seiten Basil Zaharoffs ein beglaubigtes „Geständnis" vor. Als guter Stellungskrieger gegen die Publizität hat er außer dem vorderen Schützengraben noch eine zweite Verteidigungslinie, auf die er sich zurückziehen kann, wenn es vorne gefährlich wird. Dies wird sich in den Jahren 1873 und 1874 in Athen ereignen. Seine Mordgeschichte kommt vervielfacht zu ihm zurück, eine Pressecampagne wird gegen ihn ins Werk gesetzt, er beginnt den Boden unter den Füßen zu verlieren — da flüchtet er zu seinem Protektor, dem späteren Ministerpräsidenten Skuludis, und gesteht ihm „die volle Wahrheit". Skuludis hat diese „volle Wahrheit" nicht für sich behalten, und Lewinsohn (dessen Buch von Skuludis eingeleitet worden ist) gibt sie wieder. Wir bringen den Wortlaut:

„Ich war von einem Onkel mütterlicherseits (Sewastopulos), den ich in Konstantinopel habe, aufgefordert wor-

den, in seinem Geschäft zu arbeiten. Er war ein Mann von schwächlicher Konstitution, und seine häufigen Krankheiten beeinträchtigten seine kaufmännische Tätigkeit. Ich bemühte mich, ihn zu ersetzen und seine Interessen wahrzunehmen, wo ich nur konnte. Ich arbeitete aufs eifrigste, Tag für Tag, und so kam es, daß ich ihn bald in den meisten Angelegenheiten der Geschäftsführung vertrat.

Meine Arbeit erwies sich für meinen Onkel als äußerst nützlich. Bereits am Ende des ersten Jahres konnte ich ihm eine Bilanz vorlegen, die einen bedeutenden Reingewinn verzeichnete. Mein Onkel erkannte das auch an, er belobte mich für meinen Eifer und Geschäftssinn und vertraute mir die kaufmännische Leitung seiner Firma an. Die Bilanz, die ich am Ende dieses Jahres aufstellte, ergab eine erhebliche Steigerung des Reingewinns. Darauf erhielt ich von meinem Onkel einen Brief, in dem er mir für die guten Ergebnisse aufs wärmste dankte und mich gleichzeitig zu seinem Kompagnon machte. Ich sollte künftig mit einer Tantième von so und soviel Prozent am Ertrag des Geschäftes beteiligt sein.

Ich erwartete nun, nachdem einige Monate vergangen waren, daß mein Onkel mir etwas auf meine Tantièmen geben würde. Aber meine Hoffnung war umsonst, ich erhielt nichts. Gegen Ende des dritten Jahres meiner Tätigkeit bei ihm forderte ich ihn auf, seine Verpflichtungen zu erfüllen und mir meine Tantièmen auszuzahlen. Er verweigerte sie mir abermals. Er verletzte also kraß die Pflichten, die er mir gegenüber schriftlich übernommen hatte. Er brach seine Zusagen.

Unter diesen Umständen schien es mir unmöglich, länger für ihn zu arbeiten. Ich entschloß mich, das Haus zu verlassen, in dem ich in solcher Weise um den Ertrag meiner Arbeit gebracht wurde. Ich hielt mich aber auch für berechtigt, die Summe, die mir mein Onkel schuldete, aus

der gemeinsamen Kasse zu entnehmen, denn ich war ja sein Kompagnon. Dementsprechend handelte ich. Ich machte eine genaue Aufstellung über mein Guthaben, erhob den Betrag aus der Geschäftskasse und fuhr damit nach England, um dort für eigene Rechnung zu arbeiten. Vorher aber machte ich meinem Onkel Mitteilung davon. Ich schrieb ihm in aller Form, daß ich aus seiner Firma austrete, da er seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen wäre, und daß ich die rückständigen Tantièmen einkassiert hätte.

Als mein Onkel das Schreiben erhielt, geriet er in Wut. Er wußte natürlich, daß sein Geschäft nur durch mich wieder in die Höhe gebracht war und daß mein Weggang für ihn einen schweren Verlust bedeutete. So wollte er sich an mir rächen. Er erstattete Anzeige gegen mich, und da ich der türkischen Justiz nicht mehr unterstand, verfolgte er mich durch die englischen Gerichtsbehörden. Kein Weg war ihm zu teuer, um mich seinen Zorn und seine Macht fühlen zu lassen.

Er setzte zunächst auch seinen Willen durch. Ich wurde in London auf die Polizei geladen, man las mir die Anklage vor, die gegen mich von Konstantinopel aus erhoben wurde. Ich sollte mich des Betruges und der Unterschlagung schuldig gemacht haben. Die Vorwürfe, die mein Onkel gegen mich richtete, erschienen den Behörden plausibel. Die Ereignisse sprachen gegen mich; ich hatte plötzlich Konstantinopel verlassen, und der Brief, den ich zum Schluß an meinen Onkel gerichtet hatte, bestätigte, daß ich aus der Kasse unseres Geschäfts Geld entnommen hatte. Ich selbst besaß kein Mittel, um die Rechtmäßigkeit meines Vorgehens und meine Unschuld zu beweisen; denn das einzige Dokument, aus dem ich meine Unschuld hätte herleiten können, der Brief, durch den mein Onkel mich zum Teilhaber in seinem Geschäft gemacht hatte, war mir

abhanden gekommen. Alle meine Erklärungen und Beteuerungen halfen nichts, man glaubte mir nicht, man verhaftete mich und sperrte mich in das Untersuchungsgefängnis.

Wochen und Monate vergingen. Endlich wurde der Termin zur Hauptverhandlung festgesetzt. Die Advokaten, die mein Onkel sich in London genommen hatte, schienen ihrer Sache nicht so sicher zu sein. Sie forderten ihn auf, selbst zum Termin nach London zu kommen, um durch seinen Eid seine Anklagen gegen mich zu erhärten. Und in der Tat, mein Onkel ließ sich seine Rache etwas kosten: mitten im Winter unternahm er die weite Reise von Konstantinopel nach England und traf pünktlich zur Verhandlung in London ein.

Der Termin rückte heran. Noch wußte ich nicht, wie ich dem Gericht meine Unschuld beweisen sollte; denn der Brief meines Onkels, der sofort alle Zweifel beseitigt hätte, war nicht zu finden. Wenn mein Onkel es auf sich nehmen sollte, einen falschen Eid zu leisten, und das Gericht ihm Glauben schenkte, war die Situation für mich verloren.

Aber alles Nachsinnen half nichts. Der Gefängniswärter öffnete meine Zelle und forderte mich auf, ihm ins Gerichtsgebäude zu folgen. Der Winter in England ist streng, und der Morgen, an dem mein Prozeß zur Entscheidung kommen sollte, war besonders kalt. Ich hatte in meinem Koffer einen warmen Mantel, den ich schon lange nicht mehr getragen hatte; den zog ich an, denn ich wußte nicht, daß man in England die Angeklagten nicht über die Straßen zu Gericht transportiert. Statt dessen führte mich der Wärter durch einen langen unterirdischen Gang, der das Untersuchungsgefängnis mit dem Kriminalgericht verband. Der Gang war feucht und dumpf, und die Winterkälte drang durch alle Fugen. Ich wickelte mich fest in meinen

Mantel und vergrub meine Hände tief in den Taschen.

Da berührten meine Finger ein Papier. Ich schaue es an und — stoße einen Freudenschrei aus. Es war der Brief meines Onkels, in dem er mir mitteilte, daß er mich zu seinem Sozius ernannte; gerade der Brief, der mir seit langem abhanden gekommen war und nach dem ich vergeblich überall gesucht hatte.

Nun konnte ich beruhigt zu Gericht gehen, ich war meiner Sache sicher. Im Gerichtssaal saß bereits mein Onkel mit seinen Advokaten und auch mein Advokat. Einige Journalisten hatten sich eingefunden und ein paar Neugierige. Dann erschienen die Richter. In voller Öffentlichkeit also wurde verhandelt und die Schuldfrage entschieden.

Der Vorsitzende des Gerichts fragte zunächst meinen Onkel, weswegen er mich anklagte. Mein Onkel gab zur Antwort, daß ich ihm seine Kasse gestohlen habe und damit nach England verschwunden sei. Darauf kam ich an die Reihe. Der Vorsitzende forderte mich auf, mich zu den Beschuldigungen meines Onkels zu äußern. Ich antwortete, daß ich unschuldig sei: mein Onkel hatte mich zu seinem Kompagnon ernannt, dadurch war ich berechtigt, auf die Geschäftskasse zurückzugreifen und mir das Geld aus der Kasse zu nehmen, das man mir schuldig war.

Damit waren die Vernehmungen zu Ende. Die Aussagen standen sich wieder gegenüber wie in der Voruntersuchung, und alles kam darauf an, wem das Gericht mehr Glauben schenken würde: meinem Onkel oder mir. Obwohl der Vorsitzende sich bemühte, die Wahrheit herauszubekommen, war die Lage für mich ungünstig, denn ich war Angeklagter und daher von vornherein verdächtigt, daß ich zu meinen Gunsten die Unwahrheit sagen würde. Mein Onkel aber trat als Zeuge auf und konnte deshalb unter seinem Eid aussagen. Und so kam es auch. Der Vor-

sitzende erhob die Bibel, die auf seinem Richtertisch lag, hielt sie meinem Onkel vor und ermahnte ihn, auf das Evangelium zu schwören, daß er die reine Wahrheit gesagt hatte.

Im Saale herrschte Totenstille. Alle empfanden, daß sich in diesem Augenblick mein Schicksal entscheiden mußte. Ich selbst wollte zwar noch immer nicht glauben, daß mein Onkel sich von seinem Haß gegen mich so weit treiben lassen würde, einen falschen Eid zu leisten. Aber tatsächlich, er war drum und dran, seine Aussage zu beschwören. Da wandte ich mich an den Vorsitzenden und rief ihm zu: „Herr Präsident, gestatten Sie ihm nicht, den Eid abzulegen, denn es wird bestimmt ein Meineid sein!"

Im Gerichtssaal entstand größte Erregung, mein Onkel schien wie vom Blitz getroffen. Aller Augen waren plötzlich auf mich gerichtet; der Vorsitzende unterbrach die Vorbereitungen zur Eidesleistung und fragte mich in strengem Tone, wie ich dazu käme, solch einen Zwischenruf zu machen. Ich erklärte wahrheitsgemäß, daß ich vor wenigen Augenblicken den Brief meines Onkels gefunden hätte, mit seiner eigenen Unterschrift, in dem er mich zu seinem Sozius ernannt hatte. Mit diesen Worten übergab ich das Papier, das ich in meiner Manteltasche entdeckt hatte, dem Vorsitzenden. Er prüfte es, konnte es aber natürlich nicht entziffern, da es in griechischer Sprache abgefaßt war. Er forderte deshalb den griechischen Dolmetscher, der bei der Verhandlung zugegen war, auf, den Brief ins Englische zu übersetzen. Der Text des Schreibens war so klar gehalten, daß an dem Sinn der Worte nicht zu deuteln war.

Eine letzte Frage noch richtete der Vorsitzende an meinen Onkel, indem er ihm den Brief vorhielt: Ist das Ihre Unterschrift?, und völlig gebrochen mußte mein Onkel,

der eben noch bereit war, alles abzuschwören, die Richtigkeit des Briefes und seiner Unterschrift anerkennen. Um ganz sicher zu gehen, vereidigte der Vorsitzende meinen Onkel auf diese Erklärung. Damit war der Fall entschieden. Der Gerichtshof ordnete sofort meine Freilassung an."

Um genau zu sein: dies ist nicht der Wortlaut von Zaharoffs Geständnis (das ja wohl nicht schriftlich erfolgt ist), sondern der von Skuludis aus der Erinnerung reproduzierte und an Lewinsohn weitergegebene Text. Wir müssen noch lesen, was Skuludis hiezu aus eigenem zu bekräftigen hat:

„Ich machte die Bekanntschaft Basil Zaharoffs vor etwa fünfzig Jahren in Athen. Er war jung, unternehmungslustig, intelligent, dennoch war zu jener Zeit die Meinung der Athener Gesellschaft über ihn sehr geteilt. Die einen behandelten ihn mit dem Mißtrauen, das man übelsten Subjekten entgegenbringt, die anderen hielten ihn für das Opfer eines böswilligen Mißverständnisses. Zaharoff kam damals eben von einem Prozeß aus London, der für ihn einen moralischen Sieg bedeutete über die Gerüchte und Verleumdungen, die schlecht unterrichtete oder übelgesinnte Leute über ihn verbreitet hatten. Ich habe mir seinerzeit die Mühe genommen, die Gerichtsprotokolle und Verhandlungsberichte in den englischen Zeitungen genau zu kontrollieren und alle Einzelheiten der Affaire zu studieren, die die Verleumder zu ihren Skandalgeschichten über Zaharoff veranlaßt hat.

Seither haben sich unsere persönlichen Beziehungen aufs beste entwickelt und ich muß gestehen, daß ich in der Folge mit immer größerer Überraschung in den Zeitungen die Unwahrheiten, Böswilligkeiten und Ungenauigkeiten

gelesen habe, die man über die Anfänge, über die Vergangenheit, über die Taten und den Charakter Basil Zaharoffs, dessen Freundschaft mich ehrt, veröffentlicht hat."

6

Mit einem Worte — ein mannhaftes und sympathisches Eintreten für den verleumdeten Freund, der seine verzeihliche kleine Jugend-Unbesonnenheit so offen eingesteht. Und man hat sich selbst die Mühe genommen, die Gerichtsprotokolle und Verhandlungsberichte in den englischen Zeitungen genau zu kontrollieren. Man sieht — von der romantischen Mord- und Fluchtaffaire ist in dieser zweiten Verteidigungslinie nicht mehr die Rede. Aber wir wollen auch dieses Geständnis nicht so ohne weiteres hinnehmen — und wir halten uns dabei vielleicht am sichersten an unseren Fürstenerzieher, den Zeugen St., der sich schon anläßlich der frommen Nachrichten über Sir Basils Jugendbeschäftigungen als ein so intimer Kenner orientalischer Berichtsmethoden erwiesen hat.

„Erstens", so beginnt er, nachdem ich ihm das Geständnis Zaharoffs zur Kenntnis gebracht habe, „erstens fehlt die Vorgeschichte. Die Sache beginnt im Jahre 1870. Damals war Zaharoff in Konstantinopel nach der einen Version wieder ‚Fremdenführer', nach der anderen Hamal, Lastenträger im Hafen — jedenfalls war er dem Textilhandel untreu geworden und hatte eine für die Familie kompromittierende Beschäftigung. Da mußte etwas geschehen. Eines Tages erkrankt Zaharoffs Onkel Antoniades, der Bruder von Basils Mutter, ein schlauer kleiner griechischer Kaufmann in Galata. Das Geschäft soll demzufolge gesperrt werden, denn Onkel Antoniades ist Chef

und Kommis und Geschäftsdiener in einer Person. Die Familie ist sofort hilfsbereit und schlägt ihm vor, den Neffen Zacharias Basileos in das Geschäft zu nehmen. Basil ist kräftig, schlau, spricht alle Sprachen, die in Galata notwendig sind: griechisch, türkisch, spaniolisch, englisch, französisch, russisch. Bezahlung benötigt er nicht; er wird im Geschäft schlafen und sein Essen in der kleinen Garküche daneben einnehmen. Das Geschäft lag in Galata in einer der kleinen Seitenstraßen zwischen der Douane und der Rue de Galata, kaum einen Steinwurf weit vom ‚Freudenviertel' Galatas entfernt. Basil nahm die Stelle sofort an. Er hatte in der letzten Zeit kleine Konflikte mit der Polizei gehabt, auch war die Konkurrenz in seinem Metier so groß, daß er es für zeitgemäß hielt, nunmehr umzusatteln.

Er leistete in der Tuchhandlung seines Onkels gute Arbeit. Er verstand sich prachtvoll aufs Feilschen, er wußte sehr gut einzukaufen — und nach einem Jahr erklärte ihm der Onkel, daß er geneigt sei, ihm einen Anteil am Geschäftsgewinn für die weiteren Jahre seiner Dienstzeit zuzusichern, wenn der Aufschwung des Geschäftes anhielte. Nun behauptet Sir Basil, daß es ihm gelang, den Umsatz des Geschäftes bedeutend zu heben, daß ihm sein Onkel den Anteil nicht ausbezahlte und daß er, Basil, sich endlich entschloß, seinen Posten zu verlassen. Er will einseitig abgerechnet, den ihm gebührenden Geschäftsanteil aus der Geschäftskasse entnommen haben und nach London gefahren sein. Der Onkel war nicht dieser Meinung, und die Konstantinopler Griechen, unter denen die Affairen der Familie Zaharoff mit entsprechenden Ausschmückungen noch heute erzählt werden, stellen die Sache anders dar. Danach wäre Basil Zaharoff niemals Kompagnon seines Onkels gewesen, sondern ein einfacher Handlanger, wie das in der griechischen kleinen Geschäftswelt allge-

mein üblich ist. Basil Zaharoff trug sich schon seit langem mit der Idee, in die große Welt hinauszukommen. Aber woher nimmt ein griechischer Handlanger die 400 oder 500 Franken, die zu so einem Unternehmen notwendig sind? Auch in der Kasse des Onkels waren während seiner Abwesenheit diese Kapitalien nicht vorhanden. Kein griechischer Kaufmann hebt sein Geld im Geschäfte auf. Dafür waren in diesem Geschäft verschiedene Ballen Stoff und andere Textilien. Basil Zaharoff nahm so viel er konnte vom Warenlager, ging auf die Galata Tscharschia, wo jeden Tag Versteigerungen stattfinden, und ließ einen Ballen Stoff nach dem anderen versteigern. Nachdem er so zirka 1000 Franken herausgeschlagen hatte, setzte er sich auf den Dampfer und verließ Konstantinopel.

Als Onkel Antoniades Ende September nachhause kam, fand er das ausgeräumte Geschäft geschlossen, und die Nachbarn erzählten, daß man Basil Zaharoff, seinen Neffen, seit zwei Wochen nicht mehr gesehen habe. Erkundigungen bei der Familie in Tatavla ergaben ebenfalls ein negatives Resultat. Basils Eltern versicherten, daß er eines Tages ohne Abschied verschwunden sei. Die Konstantinopler Fama will wissen, die Familie sei ganz genau darüber informiert gewesen, daß Basil die gastliche Stadt am Bosporus verließ; die ganze Transaktion sei im Einvernehmen mit der Familie geschehen und man habe sich damit beruhigt, daß Basil, einmal in London, nichts zu befürchten haben werde; denn daß die Konstantinopler Polizei seine Spuren in London aufspüren könnte, war nicht wahrscheinlich.

Man hatte aber mit dem in der ganzen Welt organisierten griechischen Nachrichtendienst nicht gerechnet. Das Griechentum ist eine einzige große Familie. Wenn in der griechischen Kolonie in Triest etwas vorgeht, weiß man das in der griechischen Welt in New-York gerade so gut

wie in Smyrna oder Paris. Onkel Antoniades erfuhr von einem Geschäftsfreund in Manchester sehr bald, daß sein Neffe im Londoner Griechenviertel aufgetaucht sei und krampfhaft nach Geschäften Ausschau hielt. Der Bestohlene erreichte mit ein paar Goldpfunden bei der Konstantinopler Behörde, daß man die Verfolgung in London einleitete. So wurde eines Tages Basil Zaharoff in London auf Ansuchen der Stambuler Polizei verhaftet und man hielt ihm die Anklage vor: Diebstahl, Schadensumme: 10.000 Francs. (Der Onkel schätzte sein Warenlager höher ein als die Versteigerungshyänen von Galata Tscharschia.)

Die Verhaftung Basil Zaharoffs wurde natürlich in Konstantinopel sehr bald bekannt. Wenn der Onkel den ungetreuen Neffen niedergestochen oder niedergeschossen hätte, so hätte die griechische Kolonie gegen diese Justiz nichts einzuwenden gehabt. Aber daß er seinen Neffen Fremden ausgeliefert hatte, das war eine Todsünde gegen die griechische Gemeinschaft. Man drohte ihm blutige Rache an, man schlug ihm die Fenster ein, er bekam anonyme Briefe und mußte wirklich um sein Leben zittern. Aber die Anzeige war nun einmal erstattet. Antoniades hätte das Ganze gerne ungeschehen gemacht. So bewog ihn die Verwandtschaft, nach London zu fahren. Die Sache stand für Basil Zaharoff schlecht; die Anzeige und die eidesstattliche Aussage des Geschädigten lagen dem englischen Gericht vor, als Herr Antoniades in London eintraf.

Und jetzt kommt also die Geschichte von der dramatischen Gerichtsverhandlung und von dem Brief. Man braucht keine orientalische Phantasie zu haben, um zu erraten, woher der Brief kam. Der Onkel mußte um die Freiheit seines Neffen kämpfen, denn hätte man Basil Zaharoff in London auf ein paar Jahre eingesperrt, so hätte

Antoniades in Konstantinopel möglicherweise sehr bald das Zeitliche gesegnet. Sein Anwalt mußte ihm unter diesen Umständen den guten Rat geben, die Verantwortung seines Neffen plausibel zu machen. Man schrieb einen Brief, datierte ihn zurück — und fand eine Möglichkeit, ihn dem Angeklagten zuzustecken. Daß dies alles in der letzten Minute geschah, erklärt sich damit, daß der Onkel erst drei Tage vor der Gerichtsverhandlung in London eintraf. Das Wundermärchen von dem in der Manteltasche gefundenen Brief reduziert sich so auf einen sehr prosaischen Kniff. Aber das wird Sir Basil Zaharoff bestimmt nicht erzählen."

Auch diesmal habe ich die Mitteilungen des Zeugen St. im Wortlaut wiedergegeben, um dem Leser die freie Meinungsbildung zu ermöglichen. Da steht Aussage gegen Aussage. Wer hat recht? Wieder klingt für den Kenner der Verhältnisse die Version St. (obgleich auch sie eines gewissen orientalischen Anstriches nicht entbehrt) ganz ungleich glaubwürdiger als Zaharoffs „Geständnis" — man lese nur noch einmal den Bericht über die dramatische Gerichtsverhandlung in London! Andererseits, so sagte ich mir, muß die Darstellung Zaharoffs ja doch im wesentlichen stimmen! Denn der griechische Ministerpräsident Skuludis hat ja doch persönlich die Prozeßakten und die Berichte in den Londoner Zeitungen gelesen! Und auch Lewinsohn schreibt, Zaharoffs Darstellung klänge phantastisch, „wenn nicht der Gang der Gerichtsverhandlung im großen und ganzen durch Berichte in Londoner Zeitungen bestätigt wäre"! Wo war also die Wahrheit? Dennoch nicht bei St.? Dennoch bei Zaharoff samt Skuludis und Lewinsohn?

Damit war der Weg nach Old Bailey, dem Londoner Strafgerichte, vorgeschrieben. Hielt ich mich an die Zeit-

tafel, die auf Grund aller anderen, von Zaharoff gegebenen Daten zu konstruieren war, so mußte der Vorfall sich im Jahre 1875 ereignet haben. Also 1875! Freispruch eines Zacharias Basileos Zaharoff. Oder dieser Name in Verbindung mit dem des Onkels, der nach der offiziellen Lesart Sewastopulos, nach der des Gewährsmannes St. vielleicht auch Antoniades zu heißen hätte. Wegen Verrechnungsdifferenzen aus einem Gesellschaftsverhältnis. — Es war nichts zu finden. Dann also vorsichtshalber die Register von 1874 und 1876 zur Hand! Sewastopulos, Antoniades, Zaharoff, vorsichtshalber auch Zacharias, und in Gottes Namen auch Zohar und Sahar — nichts! Jetzt erst erinnerte ich mich einer Mitteilung des Herrn St., er und ein französischer Politiker hätten gemeinsam in Old Bailey nach dem Akte gesucht und er sei nicht aufzufinden gewesen. Es blieben also nur zwei Möglichkeiten offen: Entweder es war auch dieser Akt, wie so viele Zaharoff-Akten, an der Schwindsucht gestorben — oder meine literarische Detektivarbeit samt der Analyse des „Mord-Komplexes" war wertlos und auch die Elemente, von denen ich behauptet hatte, sie müßten eine wahre Grundlage haben, waren erfunden oder ähnlich wie die „Flucht aus den Bleidächern" aus einer mir unbekannt gebliebenen Quelle abgeschrieben. Die Untersuchung war wieder einmal festgerannt.

Ich war bereit, diese Spur aufzugeben, aber meine junge Mitarbeiterin bei diesen Londoner Untersuchungen war glücklicherweise gewissenhafter als ich und unterzog sich der Fleißaufgabe, noch ein wenig zurückzublättern. Dabei machte sie eine Entdeckung. Unter dem 13. Januar 1873 findet sich im Register von Old Bailey die folgende Eintragung: 61. Zacharoff Zacharia Basilius, Agent, wegen Veruntreuung von Waren, die ihm zum Verkauf anvertraut

worden sind.

Da hatte ich also wieder die Spur — ich hatte mich nur durch falsche Zeitangaben irreführen lassen! Oder war ich hier auf der Spur eines anderen, eines zweiten Falles, der der Aufmerksamkeit Sir Basils entgangen war? Denn „Agent, wegen Veruntreuung von Waren, die ihm zum Verkaufe anvertraut worden sind" — das ließ sich doch wohl schwerlich unter einen Hut bringen mit Sir Basils Bekenntnis, er habe der Kasse seines Onkels Sewastopulos (oder meinetwegen Antoniades) Geld entnommen und als Beteiligung am Gewinn verrechnet! Aber vielleicht ließ es sich doch kombinieren? Dann war diese scheinbare Abweichung eben nur eine Folge jener böswilligen Anschuldigungen des rachsüchtigen Onkels Sewastopulos oder Antoniades, der seinen Neffen und Kompagnon ins Gefängnis bringen wollte und sich dann bei der Eidesleistung so schmählich blamierte, daß das englische Gericht — wie sagt Zaharoff? „Völlig gebrochen mußte mein Onkel die Richtigkeit seiner Unterschrift anerkennen. Und der Gerichtshof ordnete sofort meine Freilassung an." Ja, so mußte es stimmen! Die Prozeßakten in Old Bailey sind nicht in die Hand zu bekommen; und sollte ich diesen einen zufällig doch in die Hand bekommen haben, so dürfte ich aus seinem Inhalt nichts mitteilen. Aber da mußten ja doch die Prozeßberichte in den Zeitungen stehen! Skuludis und auch Lewinsohn haben sie ja gelesen! Ein neues Suchen begann. Es hatte Erfolg. Die Prozeßberichte, von denen Skuludis und Lewinsohn sagen, daß sie die Darstellung von Sir Basil Zaharoff bestätigen, sehen so aus:

The Times, Dienstag, den 14. Januar 1873:

„— und drei Fälle von Totschlag, deren Umstände der Kriminalrichter ausführlich schilderte. Dann berichtete er

kurz über den Fall des Zacharias Basilius Zacharoff, eines Griechen, der beschuldigt wird, er habe widerrechtlich Ware von bedeutendem Wert verpfändet, Eigentum eines Konstantinopler Kaufmannes, das ihm zu ganz anderem Zwecke anvertraut worden war. Eine solche Tat, führte der Richter aus, wäre wider das Gesetz und der Gerichtshof werde unschwer das entsprechende Urteil finden. Es gab auch noch eine ernstere Causa gegen —"

Sehr gut — jetzt wird es also zu dem eigentlichen Verfahren kommen, und da wird es sich schon ergeben, daß dieser „Konstantinopler Kaufmann", der Textilhändler und Onkel Sewastopulos-Antoniades, gelogen hat und daß der Neffe und Kompagnon im vollen Recht war, da er in die Kasse griff. Oder vielleicht doch nicht eigentlich in die Kasse griff, sondern ein paar Ballen Tuch versteigerte, um sich bezahlt zu machen? Da bewährt sich wieder einmal die bessere Informiertheit des Zeugen St.! Jedenfalls — wir suchen weiter!

Und finden in den Times von Freitag, den 17. Januar 1873 folgenden Prozeßbericht:

„Vor dem Strafrichter.

Zacharia Basilius Zacharoff, 22, Kaufmann, war angeklagt, daß er von einem gewissen Manuel Hiphentides, Kaufmann in Konstantinopel, unter anderen Waren 25 Kisten Gummi und 169 Säcke mit Galläpfeln im Werte von zusammen 1000 £ als Agent zu treuen Handen übernommen, später jedoch widerrechtlich ohne Ermächtigung von Seiten des Eigentümers für eigene Rechnung verpfändet habe. Die Anklage wurde von Mr. Straight vertreten, die Verteidigung führte Mr. Tindal Atkinson. Der Tatbestand wurde eingehend erörtert, als der Unter-

suchungshäftling dem Bürgermeister in Mansion House vorgeführt wurde.

Mr. Atkinson beantragte, daß die bei dem Verhafteten gefundene 1000 frcs. Note seinem Mitarbeiter ausgehändigt werde, damit es der Verteidigung ermöglicht werde, aus Konstantinopel Beweismaterial zu beschaffen. Er ersuchte um Vertagung. Mr. Straight widersetzte sich diesem Antrag und legte gemäß den von beiden Seiten schriftlich niedergelegten eidesstattlichen Aussagen die Umstände dar, unter welchen die Anklage erhoben wurde.

Der Richter erklärte, daß er, obwohl er solchen Anträgen gewöhnlich geneigt sei, sich in diesem Falle nicht damit befreunden könne.

Späterhin änderte der Häftling auf Zureden seines Verteidigers seine Haltung und bekannte sich schuldig.

Mr. Straight sagte, er schlage im Einverständnis mit seinem gelehrten Freunde vor, von einem Urteil bis zum Zeitpunkt der nächsten Sitzung abzusehen. Er sehe voraus, daß sich in der Zwischenzeit bestimmte Dinge ereignen würden und bitte daher Seine Lordschaft, vorläufig nur die Verfügung zu treffen, daß der Angeklagte auf freien Fuß gesetzt werde gegen Gelöbnis, auf Ladung vor Gericht zu erscheinen. Mr. Atkinson sagte, daß der Angeklagte als Ausländer in Unkenntnis des Gesetzes gewesen sei, auf das die Anklage sich gründete. Er hoffe, das Gericht werde in der von dem gelehrten Freunde angegebenen Weise verfahren. Der Richter gab diesem Antrage Folge und setzte mit der Urteilsfällung aus.“

Halt — da beginnt ja einiges nicht zu stimmen! Daß dieser Zacharia Basilius Zacharoff hier im Jahre 1873 mit einemmale zweiundzwanzigjährig ist statt vierundzwanzigjährig, davon haben wir schon an anderer Stelle gesprochen. Aber wieso hat sich der böse Onkel in einen unseres Wis-

sens garnicht mit Basil Zaharoff verwandten Herrn Manuel Hiphentides verwandelt? Also war Zaharoff gar nicht der Kompagnon seines Onkels, sondern der eines Fremden! Ist uns vielleicht der Name Hiphentides schon einmal begegnet? Wir blättern zurück — und wir finden: Der „reiche Landsmann aus Phanar", der angeblich den jungen Zaharoff bis zu seinem 18. Lebensjahre in der englischen Missionsschule unterrichten läßt — dieser von uns angezweifelte Gönner heißt Iphestidi! Oder vielleicht in richtiger Schreibart doch Hiphentides? Und Sir Basil hat das kleine Unrecht, das er an diesem ehrenwerten Manne auf dem Umweg über 25 Kisten Gummi und 169 Säcke mit Galläpfeln begangen hat, dadurch ein wenig gutmachen wollen, daß er ihn in seinen Erzählungen später wenigstens in einen edlen Protektor und Mäzen verwandelt hat? Hier haben wir einen Faden in der Hand — aber dieser Faden reißt ab.

Übrigens: 25 Kisten Gummi und 169 Säcke mit Galläpfeln — wie kommen die eigentlich in ein Tuchgeschäft? Hat vielleicht diese ganze Angelegenheit mit Basil Zaharoffs Tätigkeit im Tuchgeschäft seines Onkels doch nichts zu tun? Wir wollen das nicht voreilig behaupten und wir wollen nicht so kleinlich sein, uns an Namen und an Warensorten zu klammern. Zwar hat der Gegenstand und der Verlauf des Prozesses bisher keinerlei Ähnlichkeit mit Sir Basils „Geständnis" — aber schließlich wird der Prozeß ja weitergeführt! Es besteht noch immer die Möglichkeit, daß Sir Basil samt seinen Zeugen Skuludis und Lewinsohn die Wahrheit spricht und daß jene dramatische Brief- und Eidaffaire mit dem Onkel Antoniades-Sewastopulos (oder meinetwegen auch nur mit dem Kompagnon, Prinzipal und Gönner Hiphentides) anläßlich der Fortsetzung des Verfahrens doch noch stattgefunden hat. Also suchen wir die Fortsetzung des Verfahrens!

Wir werden enttäuscht sein. Wir finden nur mehr eine einzige Zeitungsnotiz:

The Times. 4. Februar 1873:
„Zacharia Basilius Zacharoff, Grieche, 22 Jahre alt, seines Zeichens Kaufmann, der bei den vorangegangenen Sitzungen der widerrechtlichen Verpfändung ihm zu speziellen Zwecken anvertrauter, wertvoller Güter überwiesen worden war, wurde zur Urteilsverkündigung vorgeführt.

Mr. Straight sagte, indem er sich an die Richter wandte, daß der Geschädigte das Vorgehen des Angeklagten, der Ausländer sei, nunmehr möglichst milde beurteilt wissen wolle. Und da dem so sei, beantrage er, daß der Häftling in Freiheit gesetzt werde gegen Gelöbnis, gegebenenfalls vor Gericht zu erscheinen. Mr. H. Tindal Atkinson, Rechtsfreund des Angeklagten, schloß sich diesem Antrage an. Der Richter erinnerte den Angeklagten daran, daß am Ende der letzten Sitzung Erklärungen abgegeben worden waren, die ihn veranlaßt hatten, mit der Urteilsfällung auszusetzen, um dem Beschuldigten Gelegenheit zu geben, den dem Kläger zugefügten Schaden gutzumachen. Es sei ihm auch berichtet worden, daß der Angeklagte sich in diesem Sinne bemüht habe. Nun verfügte er die vorläufige Enthaftung des Angeklagten gegen Beibringung einer Sicherstellung von 100 £.

Der Häftling wurde gegen Sicherleistung und Gelöbnis auf freien Fuß gesetzt."

Und nun ist die Situation ja auch schon durchsichtig geworden. Von der schönen und dramatischen Auffindung des Briefes im Überrock und von der anschließenden Fast-Meineid-Affaire des bösen Onkels werden wir wohl endgültig Abschied nehmen müssen. (Da ist sogar unser skeptischer Gewährsmann St. diesmal noch zu vertrauensselig

gewesen.) Onkel und Textil — das stimmt nicht. Vielmehr ist es ein Herr Hiphentides und er handelt mit anderen Waren. Kompagnon — auch davon ist nichts zu hören. Der junge Mann hat die Waren veruntreut, Herr Hiphentides hat ihn in London einsperren lassen — aber da tritt die Wendung ein. Wie schreibt St.? „Man drohte dem Onkel blutige Rache an, man schlug ihm die Fenster ein, er bekam anonyme Briefe und mußte um sein Leben zittern. Er hätte die Sache gerne ungeschehen gemacht und" — nun, wie heißt das weiter in dem etwas nüchterneren Tone englischer Gerichte? — „der Geschädigte wolle das Vorgehen des Angeklagten nunmehr möglichst milde beurteilt wissen". Und fährt er auch nicht gerade extra nach London, um dem Untersuchungshäftling gefälschte Briefe in die Tasche zu schieben — seine Gutmütigkeit (für die er von Zaharoff durch taxfreie Erhebung in den Rang des Gönners und Mäzens seiner Jugendgeschichte belohnt werden wird) reicht doch aus, um für den jugendlichen Missetäter — einen Freispruch zu erwirken? Nein. Aber doch eine Haftentlassung. Gegen Kaution. Mit der Verpflichtung, „gegebenenfalls vor Gericht zu erscheinen".

Zaharoff leistet diese Kaution — und verschwindet. Wann er sich den englischen Gerichten gestellt hat, um sich das Urteil sprechen zu lassen — dieses Datum aufzufinden war ich leider nicht geschickt genug. Ich fürchte, die Kaution ist verfallen. Vielleicht schwebt das Verfahren noch heute? Nein, das ist nicht ganz sicher. Eine Passage aus dem Gespräch mit dem Zeugen D., jenem Ex-Ministerpräsidenten Griechenlands:

Ich: Und 1873?

Er: 1873 ist Zaharoff plötzlich nach Athen gekommen. Für etwa zwei Monate.

Ich: Nur für zwei Monate?

Er: Ja. Er ist dort untergekrochen. Er hat nur abwar-

ten müssen, bis seine Anwälte in London eine bestimmte Angelegenheit in Ordnung gebracht haben. Vorher hat er nicht nach England zurück können!

Ich: Was für Angelegenheit?

Er: Das habe ich schon vergessen!

Ehe wir weitergehen, wollen wir denn bei diesem Mord-, Flucht- und Defraudationskomplex noch einen Augenblick verweilen und unsere kriminalistische Rechnung überprüfen. Haben wir wirklich alle Rätsel der von Zaharoff selbst in die Welt gesetzten und, neben zahllosen anderen, vom Feuerwehrmanne H. und vom Bankier Ch. wiederholten Schauergeschichte gelöst? Wir erinnern uns, daß uns nach Ausscheidung des Casanova-Komplexes eine Reihe von zunächst unverständlichen, jedenfalls in den Memoiren des Venezianers nicht verankerten Angaben in der Hand geblieben sind — und daß wir es unternommen haben, gerade aus diesen Rest-Angaben den wahren Sachverhalt zu rekonstruieren. Die Probe auf das Exempel wäre gemacht, wenn diese Rest-Angaben sich nunmehr völlig in dem von uns als wahr befundenen Tatbestand auflösten. Wir wollen sehen:

H. sprach von einer „Ausraubung des Geschäftes", Ch. von „Erbrechung der Kasse des Onkels" — dies ist ausführlich in unsere Erkenntnisse eingeordnet worden.

H. spricht von „Flucht auf ein englisches Schiff"; Ch. sagt „so kam er nach England" — auch darüber ist nichts weiter zu sagen.

Wie steht es nun damit, wenn Ch. sagt: „Er ist ins Untersuchungsgefängnis gekommen, man hätte ihn gegen Kaution freigelassen, aber er konnte das Geld nicht aufbringen und auch seine Familie wandte sich von ihm ab"? Hier haben wir nun die bis zu unserer Entdeckung unbekannt

gebliebene Geschichte von der Kaution! Wer in Dokumenten dieser Art zu lesen gelernt hat, für den heißt das: er hatte die Kaution nicht und kam nicht frei, denn seine Familie wandte sich von ihm ab. Dann aber wandte sich ihm die Familie offenbar wieder zu (und übte auf Herrn Manuel Hiphentides jenen gewissen sanften Druck aus) — Folge: er hat die Kaution und wird freigelassen! Also eine Bestätigung der Bekundungen unseres Zeugen St. und (wenn das überhaupt noch nötig wäre) der Prozeßberichte in den Times! Bleibt als einziges kleines Mißverständnis, daß jenes Untersuchungsgefängnis, das wir in Konstantinopel aus so guten Gründen nicht finden konnten, nicht in Konstantinopel stand, sondern in London. Ein Bleidach hatte es allerdings auch dort nicht — aber diesbezüglich sind wir beruhigt.

Was bleibt? Herr Ch. weiß von Zaharoffs Taschenmesser zu sagen, daß man es „bei seiner Visitation übersehen hatte" und daß er es „schließlich in seinem Überrock fand". Ein gewiß an sich unwichtiges Detail, aber bei Untersuchungen dieser Art tut man gut, auch solche Details niemals als zufällig dazuerfunden abzutun. Man achte nicht auf den Begriff „Taschenmesser", sondern auf den Wortlaut. Diesen Wortlaut kennen wir! Wir müssen statt des Taschenmessers nur ein anderes wichtiges Requisit, nämlich jenen Brief einsetzen — und wir haben Zaharoffs märchenhafte Erzählung von der Auffindung des die Freiheit bringenden Dokumentes fast mit silbenmäßiger Genauigkeit reproduziert. Die Verlegung des Schauplatzes von London nach Konstantinopel erfolgt auch hier und ist typisch.

Damit sind alle Restbestände aufgelöst und die Probe auf das Exempel gelungen: die Rechnung stimmt.

Die Rechnung stimmt — und stimmt doch nicht ganz, wie wir zum Schlusse trotz allem noch einbekennen müssen.

Ein einziger Punkt ist ungeklärt, wir haben ihn bisher vernachlässigt — aber dazu besitzen wir schließlich nicht das Recht. Wir haben bei unserer Untersuchung die Grundformel „was nicht im Casanova steht, ist wahr" bis in sprachliche Nuancen hinein bestätigt gefunden. Da ist aber noch ein sehr wesentliches Faktum, das nicht im Casanova steht — und dem wir bisher aus dem Wege gegangen sind. Es ist der Mord selbst. Wir erinnern uns. Der aus dem Gefängnis Flüchtende muß warten, bis morgens das Tor aufgesperrt wird, und dann — wie sagt H.? „Er schießt den öffnenden Polizisten nieder." Und wie weiß es Herr Ch.? „Um sich zu retten, mußte er dem Polizisten das Messer zwischen die Rippen jagen." Bei Casanova aber verläuft das anders! Dort steht:

„— sehe ich einen Menschen, einen großen Schlüsselbund in der Hand haltend, die Treppe heraufkommen. Ich nehme mein Sponton (Dolchmesser) und stelle mich so an die Türe, daß ich, sobald diese aufgeht, hinauskommen und die Treppe erreichen kann. Ich schickte Gebete zu Gott, daß dieser Mensch keinen Widerstand leisten möge, denn anderenfalls wäre ich genötigt gewesen, ihn niederzuschmettern, und dazu war ich entschlossen.

Die Tür geht auf, und bei meinem Anblick bleibt der arme Mann wie versteinert stehen. Ohne mich aufzuhalten, ohne ein Wort zu sagen, eile ich, seine Betäubung benützend, schnell die Treppe hinunter."

Was heißt das? Wer hilft uns? Wie machen wir uns darauf unsern Reim? Nur die Flucht aus dem Gefängnis steht im Casanova — nicht aber der Mord selbst. Nackt und nüchtern hieße das nach unserer bisher erfolgreich angewandten Erkenntnismethode: Zaharoff hat irgendwann, irgendwo, irgendwie einen Polizisten erschlagen.

Wie heißt es zu Ende des Protokolls mit Herrn Ch.?

Ich: Und glauben Sie, daß die Geschichte wahr ist?

Er: Er hat ganz bestimmt einen umgebracht!

Allerdings — ich frage dann weiter: Sind Sie Venizelist, Herr Ch.?

Er: Jawohl! Ich bin Venizelist!

Wir aber sind keine Venizelisten. Und haben danach nur festzustellen, daß für diesen Mord Basil Zaharoffs nicht der Schatten eines Beweises vorliegt. Was wir gewissenhafterweise nicht unterschlagen durften und aufzeigen mußten, ist ein literarisch-kriminalistisches Indiz, das zu einem Beweis zu verdichten wir weder in der Lage noch willens sind. Auch kommt es nicht darauf an. In einer französischen Pressepolemik heißt Sir Basil „le marchand de la mort subite", der „Händler des jähen Todes". Ein Großhändler. Sollten wir uns für seine Detailgeschäfte interessieren?

Einen Faden haben wir in der Hand — aber diesen Faden reißen wir ab.

7

Wohin hat sich Basil Zaharoff nach seiner gegen Kaution und Gelöbnis erfolgten Freilassung aus dem Londoner Untersuchungsgefängnis gewandt? Wir haben es schon vom Ministerpräsidenten D. gehört: nach Athen. Eine Rückkehr nach Konstantinopel wäre unter den gegebenen Umständen ein allzu gewagtes Unternehmen gewesen.

Also Athen, 1873. Wie haben wir uns diese Stadt in jenen Jahren vorzustellen? Bei Lewinsohn sieht sie so aus: „Man bemüht sich, Athen zu einem geistigen Mittelpunkt zu machen. Man baut Akademien, Bibliotheks- und Museumspaläste, Gelehrte und Künstler aus aller Welt finden

sich in Athen ein, und was an jungen geistigen Kräften im griechischen Volk vorhanden ist, strömt hier zusammen."

Andrerseits ein Zeugnis für die Qualität dieser Geistigkeit: Heinrich Schliemann, der Abenteurer und Archäolog, hat eben den sogenannten „Schatz des Priamos" aus der Erde gehoben und bietet ihn zugleich mit einer Menge anderer Ausgrabungen, Schmuck, Waffen und Tongefäßen von kaum abschätzbarem Kunstwert, dem griechischen Volke zum Geschenk an. Die Antwort der „jungen geistigen Kräfte" dieses neuen Kunstzentrums ist von Emil Ludwig in seinem Schliemann-Buche mitgeteilt worden. Der Direktor der Universitätsbibliothek etwa äußert sich so: „Am Ende hat dieser Deutsche amerikanischer Nation, der uns hier ein Haus verspricht, wo er seine Funde aufstellen will, sein Vermögen als Schmuggler erworben. Vielleicht hat er die Sachen nicht beim Ausgraben, sondern beim Trödler gefunden. Und was hat er gefunden? Töpfe! Wer sagt uns, daß seine Töpfe nicht gefälscht sind?"

Dieses vergnügliche kleine Dokument vermittelt mehr, als in ihm mit Worten ausgedrückt ist. Es ist Zeugnis der Geisteshaltung eines überaus wachäugigen, überaus zur Übervorteilung des lieben Nächsten geneigten und eben deshalb überaus mißtrauischen Volkes zäher und verwegener Händler, deren Schicksal es will, daß ihre Häuser und Kontore buchstäblich auf den Trümmern einer großen Kultur errichtet sind. Im übrigen haben wir in Athen die Atmosphäre einer türkischen Mittelstadt, die auf dem Wege über ihre nationale Autonomie und Europäisierung zwar ihren orientalischen Reiz verloren hat — nicht aber ihre orientalische Grundeinstellung zu den Fragen des privaten und des öffentlichen Lebens. Ein ernüchtertes Klein-Konstantinopel. Auch hier werden die Frauen noch fast so behütet, als säßen sie in orientalischen Harems. Auch hier

hat diese Sittenstrenge ihre Kehrseite — ganz so wie an der gegenüberliegenden Küste des Ägeischen Meeres, ganz so wie im Hellas des Philosophen Sokrates und jenes Symposions. Mit anderen Worten: auch hier hat das Geschäft des „Fremdenführers" noch seinen goldenen Boden.

Ist Basil Zaharoff nach dem englischen Zwischenspiel hier noch einmal Fremdenführer geworden? Unser Gewährsmann St. will es wissen, und wenn Zaharoff von den angesehenen Familien Athens alsbald boykottiert wird, so führt St. das auf dieses wenig dekorative Gewerbe zurück.

Ich: Vielleicht ist er auch nur boykottiert worden, weil die Nachrichten von dem Londoner Prozeß in Athen bekanntgeworden sind?

St.: Nein! Athen ist nicht London. Was Zaharoff in London unmöglich gemacht hat — was ist das in Athen? Ein Schelmenstreich, ein geschickter Schachzug, ein kommerzieller Witz! Denken Sie an die trojanischen Helden. Odysseus hätte zweifellos auch 25 Kisten Gummi und 169 Säcke mit Galläpfeln unterschlagen, wenn die Zauberin Kirke so unvorsichtig gewesen wäre, sie ihm in Kommission zu geben!

Nun, wir kennen nachgerade unseren ausgezeichneten Gewährsmann St. und seine besondere Einstellung zu allem Griechischen. Die Wahrheit liegt wahrscheinlich wieder in der Mitte. Das Internationale Biographische Archiv in Berlin notiert auf seinem im Jahre 1928, vor den bekannten Veröffentlichungen, angelegten Zaharoff-Kartothekblatt: „Er ging nach Athen, lebte dort als kaufmännischer Angestellter, Kellner und schließlich stellenlos. Ein Verwandter von ihm, Portier in einem Hotel, empfahl Zaharoff, der eine außerordentliche Sprachbegabung besaß und damals schon durch Umgang mit Ausländern zehn Sprachen beherrschte, als Dolmetscher." Das sieht schon anders aus als die Darstellung St's. Und daß trotz allem bei Za-

haroffs Diffamierung in der Athener Gesellschaft die Londoner Kriminalaffaire ihre Rolle gespielt haben muß, ist durch einen besonderen Umstand nachweisbar: sie bildet auf eine merkwürdige Weise die Brücke von Zaharoff zu Skuludis, dem späteren Ministerpräsidenten Griechenlands.

Wer ist dieser Etienne oder Stephanos Skuludis, der im Leben Basil Zaharoffs eine so wichtige Rolle spielt? Er ist auf der Insel Chios geboren, nicht weit von Smyrna, doch wurzelt seine Familie in Konstantinopel und gehört zu dem Kreise der Reichen von Phanar. Da er sich für das Schicksal seines Volkes zu interessieren beginnt, hat er demnach eine sichere und bequeme politische Karriere vor sich. Er versucht sich als politischer Journalist, die Verwendbarkeit des jungen Mannes mit den guten Beziehungen zu den reichen Landsleuten in Phanar sticht dem Politiker Trikupis in die Augen, der junge Mann wird nach Athen gerufen — und beginnt dort eben festen Fuß zu fassen und ein großes Haus zu führen, da der um fünf Jahre jüngere Basil Zaharoff in dieser Stadt „Kellner, dann arbeitslos und schließlich Dolmetscher" wird.

Was den Mann mit der gesicherten Karriere und den erfolglosen und kompromittierten Zaharoff zu einander geführt hat, ist nicht ganz geklärt. Selbstverständlich hat auch bezüglich dieser Beziehung die Gerüchtefabrik gearbeitet, aber wir unterschlagen diese Gerüchte bewußt — sie sind umso unwichtiger, als sie von politischen Gegnern stammen, die dem königstreuen Skuludis auch in seinem Privatleben etwas am Zeuge flicken wollen. Wie sagt unser venizelistischer Gewährsmann, der Ministerpräsident D.? „Skuludis war kein Politiker, sondern nur ein Satellit des Königs!" Da wir aber diesen Ausspruch unserem Gewährsmanne St. vorlegen, der der griechischen Dynastie durch starke Sympathien verbunden ist, sagt er: „Das ist eine Irreführung! Man konnte in Athen nur etwas gelten,

wenn man entweder ausländischer Diplomat war — oder das, was jener Herr einen Satelliten des Königs nennt!" Man sieht wieder einmal — es ist nicht leicht, sich zurechtzufinden. Das einzige englische Zeugnis, das ich zur lebendigen Charakterisierung dieser Persönlichkeit aufspüren konnte, stammt aus viel späteren Jahren — erst aus der Kriegszeit. Compton Mackenzie notiert in seiner respektlosen Art: „Mr. Skuludis, ein achtzigjähriger Millionär, von dessen aufreizender Persönlichkeit ich vielleicht eine Vorstellung gebe, wenn ich sage, daß Sir Francis Elliot einmal gestand, er werde bei jedem Zusammensein mit Skuludis von der fast unüberwindlichen Versuchung gepackt, sich seines langen Barts zu bemächtigen und nach Kräften daran zu ziehen."

Jedenfalls — schon damals ein einflußreicher und gewichtiger Mann, der den jungen, kompromittierten, überaus gewandten und zu jener Zeit als „schöner, hochgewachsener, blondlockiger Jüngling mit hellen Augen" beschriebenen Zaharoff in sein Haus lädt. Skuludis hat erzählt — und wir wollen es ihm glauben —, daß er von den schlimmen Gerüchten, die über Basil Zaharoff im Umlaufe waren, zunächst keine Ahnung hatte. Später erst werden ihm diese Gerüchte hinterbracht — und zwar muß, wie wir bald erkennen werden, die Defraudationsaffaire schon damals mit der Gefängnis-Flucht-Polizistenmord-Emballage versehen gewesen sein. Diese Gerüchte beginnen dem jungen Zaharoff über den Kopf zu wachsen, und da er erfährt, daß auch Skuludis von ihnen gehört hat und sich von ihm abwenden will — nein, wir folgen hier wieder einmal besser dem Wortlaut der Version Skuludis-Lewinsohn!

„In dieser Situation Zeit zu verlieren, wäre nur ein Eingeständnis, daß alle Vorwürfe und Verdächtigungen stim-

men. Also rasch ein letzter Rettungsversuch. Zaharoff sucht in seinen Schubladen zusammen, was er aus den Londoner Tagen als Beweismaterial für seine Unschuld vorlegen könnte. Es ist nicht viel. Er hat weder eine schriftliche Ausfertigung seines Freispruchs vor Gericht, noch irgend ein Dokument, daß er rechtmäßig aus dem Gefängnis entlassen worden ist und nicht entflohen, wie man ihm in Athen nachsagt. Aber ein paar Zeitungsausschnitte findet er, in denen über die Londoner Gerichtsverhandlung kurz berichtet wird. Er steckt sie zu sich und begibt sich schnurstracks zu Skuludis.

Etienne Skuludis ist durch den unwillkommenen Besuch überrascht. Aber er kommt nicht dazu, seinen Vorsatz wahr zu machen und Zaharoff hinauszuwerfen. Denn schon sprudelt Zaharoff, am ganzen Körper bebend und Tränen im Auge, einen ganzen Schwall von Entschuldigungen und Anklagen hervor: „Sie, lieber Herr Skuludis, haben auch diesen infamen Verdächtigungen, die mich überall verfolgen, Glauben geschenkt? Also gut, hören Sie die Wahrheit, ich werde Ihnen Rechenschaft ablegen, denn Sie haben mir bisher soviele Beweise Ihrer Güte gegeben, hören Sie mich an und richten Sie dann über mich!"

Der Überschwang, mit dem der junge Zaharoff diese Worte herausstürzt, steht ihm gut. Skuludis kann sich dieser feurigen Ouverture nicht verschließen: Er hört gelassen zu, wie Zaharoff ihm die Geschichte seines Prozesses vorträgt.

Als Zaharoff nun merkt, daß er das Ohr seines hohen Gönners wiedergewonnen hat, wird er sehr ruhig, denn er versteht alle Register zu ziehen. Sachlich, nüchtern, trocken fast, wie ein Polizeiprotokoll, berichtet er, was er in Konstantinopel und London erlebt hat. Und zum Beleg für das, was er gesagt, zieht er die Zeitungsausschnitte aus der Tasche hervor. Skuludis prüft und ist

nunmehr von der Unschuld seines jungen Freundes fest überzeugt: Zaharoff ist ein Opfer der Verleumdung geworden. Man muß ihn gegen seine Verleumder unterstützen und den Fall aufklären, wo und wann immer sich eine Gelegenheit bietet."

Hier ist eigentlich alles gesagt. Daß Basil Zaharoff in seinen Schubladen die schriftliche Ausfertigung seines Freispruches vor Gericht leider nicht auffinden konnte, ist ein Mißgeschick, das uns nach den hier angestellten Untersuchungen nicht ganz überraschend kommt. Die Sache mit den Zeitungsausschnitten wollen wir Herrn Skuludis, der all dies als alter Mann, kurz vor seinem Tode, erzählt hat, gerne zugutehalten. Feststeht, daß wir hier die Geschichte von Zaharoffs „Geständnis" vor uns haben — jenes Geständnisses, das uns so ausführlich beschäftigt hat. Feststeht auch, daß von diesem Augenblick die Freundschaft zwischen ihm und Skuludis datiert und daß dieser sich redliche Mühe gegeben hat, die Position seines Schützlings in Athen zu retten. Und feststeht schließlich, daß diese Mühe vergeblich aufgewendet worden ist: Zaharoff kann sich nicht halten, er kämpft noch ein paar Wochen oder Monate — dann ist er plötzlich verschwunden.

Verschwunden — wohin? Zaharoff selbst hat Wert darauf gelegt, mit einer bei ihm sonst nicht häufigen Mitteilsamkeit zu berichten, er sei damals wieder nach England gegangen und habe es mit dem Textilgeschäfte versucht.

Dem widerspricht allerdings eine Darstellung aus französischer Quelle. Roger Mennevée schreibt, daß sich Herr Zaharoff zu jener Zeit mehrfach an den Orten der großen Rüstungsindustrien aufgehalten habe. So wird von mehreren Seiten behauptet, er habe einerseits in Le Creusot und andererseits bei Krupp gearbeitet. Und „Weekly

Dispatch", am 8. Oktober 1922: „Nach einer Studienzeit bei Krupp in Essen begab er sich nach Paris und begann sich für Rüstungsfragen zu interessieren." Aber dieser in seinen übrigen Teilen ganz ahnungslose Artikel des „Weekly Dispatch" ist kein Zeugnis, auf das man sich verlassen kann.

Der dritte, der die Lücke auszufüllen bemüht ist, ist Mr. Hyman Barnett Zaharoff, der ewige Sohn. Er behauptet, Basil Zaharoff sei damals weder nach Manchester gegangen, um zwei Pfund Wochenlohn zu verdienen, noch nach Le Creusot und Essen, um zu lernen, wie man Kanonen macht. Er sei vielmehr aus Athen verschwunden — und in Wilkomir dort oben in dem russischen Gouvernement Kowno wieder aufgetaucht. Das europäische Intermezzo sei ihm mißglückt, so habe er sich der Ehe mit Haje Elka Karolinski wieder besonnen. Diese aber will von dem Manne, von dem es heißt, daß er inzwischen „in Sibirien" gewesen ist, nichts mehr wissen, sie jagt ihn fort, und die Ehe, der ein inzwischen siebenjährig gewordener Knabe entsprossen ist, wird in Bjelsk im Gouvernement Grodno nach jüdischen Gesetzen gelöst.

Wem soll man glauben? Sicher ist nur, daß Basil Zaharoff aus Athen verschwindet — und für eine Weile verschwunden bleibt. Für das, was sich inzwischen in Athen ereignet, habe ich als Quellen nur die Gewährsleute Lewinsohns und ich muß ihm die Verantwortung für die Zuverlässigkeit seiner Darstellung überlassen. Der Tatbestand: Während Basil Zaharoff unbekannten Aufenthaltes ist, erscheint in dem Athener Sensationsblatt „Mikra Ephemeris" („Kleines Tagblatt") eine Meldung folgenden Inhaltes:

Der Sträfling Zacharias Basileios Zaharoff hat aus dem alten Athener Gefängnis Garbola einen Fluchtversuch unternommen. Aber in dem Augenblick, da er zu entkom-

men suchte, ist er von dem Wachtposten erschossen worden. — Dazu Details: Der Sträfling hat die Flucht mit allem Raffinement ins Werk gesetzt: In einem kleinen Sack hat er einen zusammenlegbaren Karabiner mitgenommen. Um seine Schritte zu dämpfen, hat er ein paar dicke Strümpfe über die Schuhe gezogen. Mit dem Bündel unter dem Arm klettert er auf das Gefängnisdach, um von dort aus zu entkommen. Auf dem Weg holt er seinen Karabiner hervor und macht ihn schußfertig. Die Flucht ist schon halb gelungen — da bemerkt eine Schildwache vom Gefängnishof aus den Mann auf dem Dach und fordert ihn auf, auf der Stelle stehen zu bleiben. Der Ausbrecher will schießen, aber der Wachtposten ist flinker, er feuert und streckt den Sträfling Zacharias Basileios Zaharoff auf dem Gefängnisdache nieder.

Die Fortsetzung dieser abenteuerlichen Geschichte: Die Leute, die dem jungen Zaharoff stets mißtraut haben, triumphieren. Sie haben es ja immer gewußt, daß dieser Mann ein Verbrecher ist — und jetzt ist er eben standesgemäß vor die Hunde gegangen. Auch Skuludis ist betroffen und überdies in seiner Eitelkeit verletzt: er hat sich von dem jugendlichen Verbrecher hinters Licht führen lassen. Man ist bereit, die Akten über den Fall zu schließen — da wird er noch einmal aufgerollt. In Konstantinopel wohnen, wie wir uns erinnern, Basil Zaharoffs Schwestern. Diese lesen die Zeitungsnachricht über den Tod des Bruders, wenden sich an eine Madame Sophie Negropontis, die Tochter des Georgios Zarifi, eines reichen Mannes aus Phanar, und diese Frau Negropontis telegraphiert an Skuludis und bittet um Nachricht, ob denn die Meldung von der Erschießung des jungen Zaharoff auf einem Gefängnisdache auch wirklich wahr ist.

Skuludis erzählt, er habe an der Wahrheit dieser Meldung schon immer gezweifelt. Jedenfalls — jetzt setzt

er sich in Bewegung. Er wendet sich an den Athener Polizeidirektor Staikos um Auskunft — dieser weiß nichts von einem Fall Zaharoff. Er hat lediglich eine Mitteilung der Gefängnisleitung vorliegen, dahingehend, daß ein Häftling auf der Flucht erschossen und in üblicher Weise tags darauf bestattet worden sei. Da in dieser Meldung der Namen des Häftlings nicht enthalten ist und auch sonst nicht festzustehen scheint, verlangt Skuludis die Exhumierung der Leiche und bekommt sie auch zugesagt. Diese Exhumierung will Skuludis sogar persönlich durchgeführt haben. Er nimmt einen Zahnarzt mit, der Zaharoff behandelt hat — aber wir lesen das besser bei Lewinsohn nach, der ein zu guter Schriftsteller ist, als daß er die folgenden Details erfunden haben könnte:

„Und wenn von dem Leichnam nichts mehr übrig ist als das Skelett, erklärt der Zahnarzt, so werde ich am Gebiß erkennen, ob es die Zähne des Herrn Zaharoff sind, die ich mit eigener Hand repariert habe, oder ob sie es nicht sind. Auf den ersten Blick werde ich es erkennen!

Die Expedition beginnt. Ausgerüstet mit Karbolsäure, um sich gegen das Leichengift zu schützen, begeben sich die beiden Männer, der Freund und der Zahnarzt Zaharoffs, auf den Friedhof, an den Ort, wo der tote Basileios liegen soll. Der Totengräber ist pünktlich zur Stelle, es macht nicht viel Mühe, die paar Schaufeln Erde wegzuräumen, die man dem Verbrecher nachgeworfen hat. Bald verrät ein unheimlicher Geruch, daß man sich am richtigen Platz befindet. Die paar Tage, die der Tote unter der schmalen Erdschicht gelegen hat, haben genügt, um die Verwesung zu bewirken. Noch ein Spatenstich — und da ist auch schon der Leichnam sichtbar.

Skuludis betrachtet den Kopf mit dem fuchsroten Haar:

nein, das kann Zaharoff nicht sein, denn der ist blond. Inzwischen hat sich bereits der Zahnarzt an eine genaue Inspektion gemacht. Er schaut einen Augenblick das Gebiß an und stößt einen wahren Triumphschrei aus: Das ist auf keinen Fall Zaharoff, das ist ein anderer!"

Die orientalische Provenienz dieser anrüchigen Geschichte ist nicht zu verkennen, aber jedenfalls — der Exhumierte war nicht mit Basil Zaharoff identisch. Eine Untersuchung wird eingeleitet und ergibt, daß der Tote ein Kanadier ist, den die Hafenpolizei im Piräus bei einem Kajüteneinbruch an Bord eines österreichischen Dampfers auf frischer Tat ertappt und ins Gefängnis eingeliefert hat. Er hat tatsächlich einen Fluchtversuch unternommen und ist dabei erschossen worden. Sein richtiger Name ist unbekannt — der Name Zaharoff wird ihm erst von der Zeitung unterschoben.

Wir wollen nicht weitergehen, ohne noch einen Blick auf diese Meldung der „Mikra Ephemeris" geworfen zu haben. Man beachte die Grundstruktur: Zaharoff sitzt in einem Gefängnis — er bricht aus — und zwar über das Dach — er will einen Polizisten ermorden — aber der kommt ihm zuvor und erschießt ihn! — Es kann für uns kein Zweifel bestehen, daß wir es hier mit der (noch nicht den Casanova-Memoiren angeglichenen) Urform der Gefängnisflucht-Legende zu tun haben, die uns schon so ausführlich beschäftigt hat. Mit einem Wort: es ist diese Zeitungsmeldung auch nur eine Variante des Gerücht-Komplexes, der den jungen Basil Zaharoff aus der Stadt getrieben hat. Eine Variante: denn hier erschießt nicht der Sträfling den Polizisten, sondern der Polizist erschießt den Sträfling. Eine Assimilation an die Erfordernisse des Augenblicks, da nun einmal die Geschichte der tatsächlich erfolgten Erschießung eines unbekannten Sträflings ange-

paßt werden mußte? Oder ein Wunschtraum des Zeitungschreibers? Redakteur der „Mikra Ephemeris“ ist ein Herr Stephanos Xenos, ein in Athen sehr bekannter Journalist. Er hat sich schon früher besonders abweisend gegenüber Zaharoff benommen, er hat zur Verfemung des jungen Mannes in der Athener Gesellschaft nach Kräften beigetragen — und jetzt, da der andere das Feld geräumt hat, versetzt er ihm einen letzten Tritt, indem er sich in seiner Zeitung einen Scherz erlaubt. Warum diese Feindseligkeit sozusagen über das Grab hinaus? Die Gründe sind galanter Natur. Die beiden Herren sind Nebenbuhler gewesen, und der junge Zaharoff — wie heißt das bei Lewinsohn? — „hat alle Eigenschaften, die ihn bei den Frauen des Südens zum Favoriten machen; er versteht sich bei aller Zurückhaltung gelegentlich auf den Ton des charmanten, welterfahrenen Kavaliers und im richtigen Augenblick auch auf die Geste des verführerischen Abenteurers“. Kurz — ein Herzenbrecher, wie er im Buche steht.

Basil Zaharoff will von seiner eigenen Todesnachricht in Manchester erreicht worden sein. Das ist für ihn ein Signal, es noch einmal in Athen zu versuchen. Als wiedererstandener Toter hat er eine neue Chance. Überdies — es ist ihm ein Streich gespielt worden und er gedenkt sich zu rächen. Die Geschichte dieser Rache, offenbar aus dem Kreise Zaharoffs stammend, liest sich wie die Verfolgung der Trojaner durch den rächenden Helden Achill, die, wenn ich mich recht erinnere, mehrere Male rund um die Stadt Troja geführt hat. So ähnlich wird Herr Stephanos Xenos von Basil Zaharoff in seiner Wohnung überfallen und von dem homerischen Zacharias Basileos durch alle Zimmer gejagt. Selbstverständlich fehlt auch nicht (anders als in der Ilias) das Winseln des Besiegten und die großmütige Verzeihung.

Bleibt an tatsächlicher Substanz: Der junge Mann ist von irgendwoher nach Athen zurückgekehrt und versucht hier noch einmal sein Glück. Dabei erweist es sich, daß er seine Chance als lebender Leichnam überschätzt hat — wenigstens in kommerzieller Beziehung. „Kommerzieller Angestellter, dann Kellner, dann stellenlos, schließlich Dolmetscher" — er scheint noch einmal in diesen Kreislauf geraten zu sein.

Ein letztes Mal. Hier steht das Schicksal an seinem Wege. Es hat die Gestalt eines schwedischen Kapitäns, der in Athen die englische Rüstungsfirma Nordenfeldt vertritt. Dieser Schwede hat erfolgreich gearbeitet, er soll einen besseren Posten bekommen als den in der kleinen Balkanstadt — aber er ist sich noch nicht schlüssig, wen er als seinen Nachfolger vorschlagen soll. Auf den Balkan und gar in das balkanische Waffengeschäft paßt nicht jeder erstbeste junge Mann, den man aus London dorthin schicken könnte. Briefe gehen zwischen Athen und London, und eines Tages bekommt der Schwede diese Depesche: „Fragt Skuludis, wen er uns für unsere Orientgeschäfte empfiehlt". Mit der Depesche geht er zu Skuludis, der damals wohl schon ein reicher Mann ist, aber schließlich doch noch am Anfang seiner politischen Karriere steht — und sich überaus geehrt fühlt, daß sein Ruf schon bis nach London gedrungen ist. (Ob Skuludis, der dies erzählt hat, die Depesche mit seinem Namen etwa ebenso genau gelesen hat wie die Zeitungsmeldungen von Zaharoffs Londoner Prozesse, wollen wir dahingestellt lassen.) Jedenfalls — Skuludis ist gerne bereit, er denkt an seinen Schützling Zaharoff, der zwar nicht eben Spezialist in Rüstungsdingen ist, dafür aber ein heller Kopf, sprachkundig, aktiv — und ganz bestimmt nicht mit Skrupeln belastet, die bei den branche-üblichen Transaktionen, wie wir sie noch kennen lernen werden, nur von Schaden

sein könnten. Mit einem Wort: der Mann, der hierher gehört. Skuludis will den Schweden immerhin auf die dunklen Punkte im Vorleben seines Schützlings aufmerksam gemacht und ihm nahegelegt haben, bei den englischen, bei den griechischen, bei den türkischen Behörden über die Vergangenheit Basil Zaharoffs und seine Eignung zur Würde eines Munitionsagenten Erkundigungen einzuziehen. Diese Recherchen müssen nicht eben mit besonderer Sorgfalt durchgeführt worden sein, denn schon am übernächsten Tage erscheint Zaharoff bei seinem Gönner, bricht in Tränen aus, wirft sich (wir sind in einem Lande, wo man derlei edlen Regungen noch Folge leisten kann!) vor seinem Wohltäter auf die Knie und bedeckt dessen Hände mit Küssen. Dazu ruft er aus: „Soeben hat mir der schwedische Kapitän mitgeteilt, daß mich seine Firma zum Vertreter für den ganzen Balkan ernannt hat!"

Nach einer nüchterneren Lesart war der Protektor nicht Skuludis, sondern der vom Internationalen Biographischen Archiv erwähnte „Verwandte Zaharoffs, der in Athen Hotelportier war". Es scheint sich um den Hotelier Lampsas, den späteren Begründer des Hotels „Grande Bretagne" in Athen zu handeln — und die Verwandtschaft scheint darin bestanden zu haben, daß Zaharoff ihm die Zimmerrechnungen schuldig blieb. Es kann uns nicht wundernehmen, daß sich im nachhinein auch noch zahlreiche andere Personen erinnern, mit dem „reichsten Manne der Welt" verwandt, seine intimen Freunde, seine Schulkollegen, seine Hotelrechnungs-Gläubiger gewesen zu sein und ihm beim ersten Schritte seiner Karriere geholfen zu haben.

Die Geschichte erfährt übrigens noch eine Ergänzung durch eine Bemerkung Mennevées, die ich im Wortlaut zitiere:

„Es wird behauptet, daß zu jener Zeit mehrere große europäische Firmen die türkische Regierung veranlassen wollten, ziemlich bedeutende Artilleriebestellungen zu machen, und daß diese Firmen zur Erreichung ihres Zwekkes kein Mittel unversucht ließen. Aber es hatte den Anschein, als wollte sich die Türkei nicht allzu rasch entschließen.

Zu diesem Zeitpunkt soll Herr Zaharoff mit der englischen Gesellschaft Maxim Limited in Verbindung getreten sein und sich anheischig gemacht haben, die Bestellungen zu erhalten, und zwar dank seinen Beziehungen zu dem zuständigen Minister, dessen Bekanntschaft er in gewissen Kreisen und Tripots gemacht und weiter gepflegt hatte."

(Die Nennung der Firma Maxim beruht auf einem Irrtum Mennevées. Es handelt sich um Nordenfeldt. Die Fusionierung dieser Gesellschaft mit Maxim ist, wie wir noch hören werden, erst elf Jahre später erfolgt.)

Also „in gewissen Kreisen und Tripots". Es ist das erste Mal, daß Basil Zaharoff seine Vergangenheit für seine Zukunft verwenden kann. Das ist die natürliche Zäsur in seinem Leben. Von jetzt an geht es aufwärts. Wir schreiben den 14. Oktober 1877.





Über Leichen gehen



1

Jetzt wollen wir ihn uns aber einmal ansehn, unseren Glückspilz, wie er da eben um die Ecke kommt. Es ist ein schöner Tag, er geht ohne Mantel — sein ein wenig zu neuer, ein wenig zu modischer, allzu europäischer und eben dadurch balkanischer Anzug wirkt auf die Flaneure dieser hellenischen Kleinstadtstraße sensationell. Die hohen Zugschuhe sind ein wenig zu gelb, die Hosen sind ein wenig zu eng und lassen ein wenig zu pralle, kräftige Schenkel ahnen, eine ein wenig zu bunte Kravatte bricht aus dem Ausschnitt der kokett geschnittenen Weste vor und ein steifer runder Hut sitzt ein wenig zu schief und verwegen auf dem so unbalkanisch wirkenden Blondhaar. Und dies seidene Taschentuch! Könnten wir nur näher an ihn heran (aber es liegen sechs Jahrzehnte dazwischen!), so müßten wir das ein wenig zu reichlich verwendete Parfum zu riechen bekommen: Moschus, vielleicht „aus Paris" — und jedenfalls billig.

Also ein Dandy? Nein, dieser Mann mit den hellen, harten, unter halb gesenkten Lidern wachsamen Augen ist alles andere als ein Dandy — man achte nur auf diesen raumgreifend elastischen, leicht wiegenden, jederzeit sprungbereiten Raubtierschritt! Ein Raubtier, verkleidet als Stutzer. Ein Abenteurer, unversehens gefallen in den ersten Erfolg. Und da er jetzt in den Laden eines Geldwechslers eintritt und die Fünfpfundnote hinlegt, die er eben aus London bekommen hat (das ist jetzt sein Wochenlohn!), da er diese Note glattstreicht — ah, jetzt erst sehen wir seine Hand! Die Finger, lang, leicht seitlich ge-

krümmt und ein wenig von Tabak gebräunt, mit langen, sorgfältig, ein wenig zu sorgfältig gepflegten Nägeln — nein, dem Besitzer dieser Finger wird der Mann hinterm Tisch kein falsches Wechselgeld in die Tasche zaubern! Was haben diese Finger erlebt? Schwere Arbeit? Lastträgerarbeit, Arbeit eines dunklen Ehrenmanns von der türkischen Feuerwehr, vielleicht sogar Soldatenarbeit in Rußland? Man sieht es ihnen nicht an. Dann eher schon ihre Gewitztheit in Geldwechslerdingen, ihre Croupier-Erfahrenheit „in gewissen Kreisen und Tripots" — herzleere Fremdenführer-Flinkheit, Ware ist Ware und Geschäft ist Geschäft, und mag diese Ware blutwarmes menschliches Leben und mag dieses Geschäft vielleicht mit den Paragraphen eines rückständigen Strafrechts nicht ganz in Einklang zu bringen sein. Wie alt ist man? Achtundzwanzig — wenn man ausnahmsweise die Wahrheit gesprochen hat. Und geboren? Nicht mehr in Mughla, diesem traurigen anatolischen Bergnest. Noch nicht in Phanar — von jenen Vornehmen sind noch zu viele lebendig und wissen Bescheid. Also bleiben wir für die nächsten fünfzehn Jahre bei einer Geburt im Quartier der Behenden, der Männer mit dem Auftrieb, mit der Peitsche des Kindheits-Elends hinter dem Rücken, der Kletterer, der Welteroberer von Tatavla! Verheiratet? Nein, niemals, nirgendwo verheiratet gewesen. Unbeschwert, unbelastet und schicksalslos, leicht wiegenden Raubtierschrittes, so tritt dieser blonde und hartäugige Jüngling den Weg nach oben an.

Es ist kein Zufall, daß ihn der erste Schritt auf dem neuen Wege wieder mit seinem türkischen Ursprungsland in Verbindung gebracht hat: der erste Kreisweg der Spirale ist abgelaufen, die nächste Bahn auf der nächst höheren Ebene lockt, und es wird sich vielleicht ergeben, daß Zacharias Basil Zaharoff oder Zohar oder Sahar auf

dieser neuen Ebene im Grunde dasselbe erleben wird wie bisher — die alten Abenteuer, nur nicht mehr planlos sondern zweckhaft, nur umgesetzt in einen Stoff, genannt: Kanonen, Mitrailleusen, Granaten, und nur gerichtet auf ein Ziel, genannt: Macht. Und es wird sich vielleicht ergeben, daß dieser Zacharias Basil Zaharoff noch mehrere Male zu den Vätern zurückkehren wird, um immer wieder dasselbe zu erleben — in steigenden Spiralen aufwärts. Es scheint, Herr Skuludis oder Herr Lampsas oder wer es gewesen sein mag, hat keinen üblen Griff getan, als er den blonden Jüngling an jenen schwedischen Kapitän empfahl.

Aber wir prophezeien, wir blicken in die Zukunft und wir verlieren uns. Zurück zum Bericht. Da Basil Zaharoff in sein neues Gewerbe eintritt, ist die politische Situation wieder einmal dieselbe, wie wir sie im Jahre 1821 vorgefunden haben, und sie ist dieselbe, wie wir sie im Jahre 1914 wiederfinden werden; nur Einzelheiten verschieben sich, Daten, die Namen der Schlachtorte, der Generale. Aber wieder einmal ist es Rußland, das die Balkanvölker befreit und dabei doch nicht die Freiheit der Balkanvölker meint, sondern seine eigenen Aspirationen auf die Wasserstraße dort unten, durch deren Beherrschung das Schwarze Meer erst ein Meer wird. Der Zar heißt diesmal Alexander, der Schlachtort Plewna, Türkenfestung im Bulgarischen, an deren Mauern sich der russische Ansturm zu brechen droht, und das Balkanvolk, das diesmal vorne marschiert, sind nicht die Griechen, sondern die Serben; Griechenland selbst bleibt neutral, das heißt: es wartet, bis die anderen die Kastanien aus dem Feuer geholt haben. Inzwischen rüstet man auf, aber da zwei Monate nach Zaharoffs Amtsantritt die Festung fällt und man losgehen will, um dabei zu sein, wenn dem kranken Manne am Bosporus die Glieder einzeln vom Rumpfe getrennt

werden — da stimmt dieses schlaue Einmaleins wieder nicht zu der höheren Mathematik, wie sie in den großen Städten der großen Staaten getrieben wird. Diesmal ist es England, das auf die nationale Entflammung in Athen ein paar Eimer Wasser gießt — und so bleibt die Türkenschlacht diesmal ungeschlagen und der Griechensieg ungesiegt. Auf dem Schachbrett stehen nur mehr noch die großen Figuren, Rußland will Konstantinopel nehmen, England läßt sein neuentdecktes Herz für die Türken schlagen und meint dabei nicht sein Herz für die Türken, sondern sein Unbehagen über eine russische Herrschaft am Bosporus, in London wird mit dem Säbel gerasselt, lies: man bewilligt sechs Millionen Pfund „für gewisse Vorsichtsmaßregeln, die durch die Kriegsereignisse im Orient notwendig geworden sind", der Kriegsminister in Wien fordert ebenfalls einen Rüstungskredit von sechzig Millionen Gulden — die Russen werden alsbald eingeschüchtert und der Friede auf Erden wieder einmal gesichert sein. Er heißt „von Berlin" und wird im Juli 1878 geschlossen.

Darüber hätten wir zu schreiben, wenn wir Weltgeschichte zu schreiben hätten. Aber wir schreiben Rüstungsgeschichte — und die läuft der Weltgeschichte voraus oder hinter ihr drein, und jedenfalls nicht auf der geraden Heerstraße, sondern daneben, rechts herum oder links herum. Und wir schreiben nicht Rüstungsgeschichte gemeinhin, sondern Zaharoff'sche, das will für die nächsten Jahrzehnte sagen: osteuropäische, balkanische Rüstungsgeschichte. Und da wird man bald verstehen, warum nicht ein beliebiger junger Mann aus London auf diesen Posten eines „Vertreters der Firma Nordenfeldt für den ganzen Balkan" gestellt werden konnte. Und man wird verstehen, warum dieser Posten so wichtig ist.

Nicht einmal sosehr wegen der Größe des Konsums.

Wenn England für sechs Millionen Pfund einkauft oder Österreich für sechzig Millionen Gulden, so ist dies das umfangreichere Geschäft. Aber nicht das bessere. Denn nicht nur, daß ein Großstaat die Preise drückt — er weiß auch ganz genau, was er will. Dort in Osteuropa sieht das anders aus. Die Preise sind vielleicht nicht ganz so wichtig wie die Frage, ob man sofort bezahlen muß oder erst später. Womöglich erst nach dem Sieg. Hat man gesiegt, so zahlt der geschlagene Feind. Und ist man besiegt worden, so kommt es ohnedies nicht mehr darauf an. Und so kommt es auch nicht sosehr darauf an, ob man gerade mit den neuesten, den komfortabelsten, den wirksamsten Waffen beliefert wird. Sie müssen nur neuer und wirksamer sein als die des Nachbarn. Diese Elastizität des Bedarfes macht das „kleine Geschäft" für die Armierungsindustrie zu einem großen Geschäft.

Wie verhält sich, wie bewährt sich in all dem unser Basil Zaharoff? Die Ergebnisse seiner Athener Wirksamkeit bleiben zunächst im Dunkeln — wenn man nicht etwa die ganz unwahrscheinlich rasche Ausgestaltung der griechischen Wehrmacht nach dem Berliner Kongreß von 1878 wenigstens zum Teil auf sein Konto zu schreiben hat. 1878 hat der Griechenstaat mit seinen anderthalb Millionen Einwohnern 20.000 Soldaten, drei Jahre später sind es 44.000, und diese Ziffer soll zwei Jahre darauf auf 63.000 und noch ein Jahr später auf 100.000 erhöht werden. Weitere Ziffern? Ein paar Jahre nach dem Berliner Kongreß beträgt der Gesamt-Etat des Staates 20 Millionen Franken — und davon sind 16 Millionen für das Heer. Das ist sozusagen der Friedenszustand. 1885, da von Bulgarien her ein neuer Krieg droht, wird wieder einmal mobil gemacht und eine Anleihe von 100 Millionen Franken für den Ausbau von Heer und Flotte aufgenommen.

Inmitten dieses Taumels begegnen wir Zaharoffs erstem nachweisbaren Geschäft. Er arbeitet zu jener Zeit nicht mehr für fünf Pfund wöchentlich — er bekommt eine Provision. Sein Chef, Torsten Vilhelm Nordenfeldt, der mit zwanzig Jahren nach England gekommen ist und erst mit vierzig Jahren armierungstechnische Erfindungen zu machen beginnt, hat in rascher Folge eine ganze Serie von Patenten gestartet: einen Bodenzünder, einen exzentrischen Schraubenverschluß, einen mechanischen Zeitzünder — schließlich ein leichtes Schnellfeuergeschütz, das in seiner und Basil Zaharoffs Karriere noch seine Rolle spielen wird; es war gut — nur nicht gut genug. Die Sensation und Spezialität der Firma aber ist etwas anderes: das Nordenfeldtsche Unterseeboot. Die Idee ist alt — wahrscheinlich fast so alt wie der Schiffbau. Auch an praktischen Konstruktionsversuchen hat es seit den ersten Taucherglocken nicht mehr gefehlt. Und in den amerikanischen Bürgerkrieg von 1861—65 soll sogar ein Unterseeboot eingegriffen haben — und augenblicklich gesunken sein. Aber das erste Kriegsboot, das wirklich unter Wasser fahren und manövrieren konnte, hat doch wohl dieser Torsten Vilhelm Nordenfeldt konstruiert. Er führte es im Sund zwischen Dänemark und Schweden einem Kreise von Marinefachleuten vor, man jubelte ihm zu, es trug ihm sogar die Würde eines Königlich Schwedischen Kammerherrn ein — aber kaufen wollte es keiner. Den großen Flottenmächten kam diese Waffe, die ihren teuren, schweren und bis dahin konkurrenzlosen Schiffen gefährlich werden konnte, überaus ungelegen. Man wünschte diesen geschickten Herrn Nordenfeldt samt seiner ungeschickten Erfindung zum Teufel und Herr Nordenfeldt saß mit seiner neuen Kammerherrenwürde und seinem teuren Boot auf dem trockenen.

Da war es, daß der junge Zaharoff eingriff. Es war

eine wohl durchdachte Transaktion. Ging es mit diesem unverkäuflichen Unterseeboote nicht von den Großstaaten her, nicht von oben, so mußte es eben von unten gehen. Also entdeckte Basil Zaharoff sein patriotisches Herz. Er war Grieche — es war nationale Pflicht, seinem Vaterland das Übergewicht im Ägäischen Meer zu verschaffen! Er trug das Schiff der griechischen Flotte an, und so weit ging sein Patriotismus, daß er sogar bequeme Zahlungsbedingungen bewilligte. Man war in Athen gerührt — und man kaufte. Ob man auch erwog, dem jungen Patrioten die königlich griechische Kammerherrenwürde zu verleihen, ist nicht überliefert.

Überliefert ist hingegen, daß der junge Patriot mit dem fast noch feuchten Vertrag in der Tasche nach Konstantinopel fuhr. Bei Lichte besehen war er ja doch in der Türkei zur Welt gekommen, also war es nur recht und billig, daß er seinem Geburtsland zwei Unterseeboote verkaufte — zwei, denn das war die Türkei sich schuldig. Diese zwei türkischen Unterseeboote wurden schon kurz darauf von Rußland als Herausforderung und Drohung empfunden — und es bedurfte nicht mehr des persönlichen Eingreifens Basil Zaharoffs, um den russischen Militärattaché in London dazu zu veranlassen, daß er sich mit Torsten Vilhelm Nordenfeldt in Verbindung setze. Der Start von unten war geglückt. Die neue Waffe verschwand von da ab nicht mehr aus den Marinebudgets, und von Basil Zaharoffs erstem Unterseeboot bis zur Versenkung der „Lusitania“ und dem Auftauchen des U-Kreuzers „Deutschland“ im Hafen von New-York führt eine gerade, lange Linie. Eine sehr lange Linie allerdings. Ich habe mich bemüht, das Schicksal dieses ersten Zaharoffschen Unterseebootes zu verfolgen. Zeuge G., ein griechischer Diplomat, der es eigentlich wissen müßte, behauptet, daß dieses Unterseeboot tatsächlich einmal gegen einen

weit überlegenen türkischen Kreuzer in Aktion getreten und aus dem Kampfe ohne jede Beschädigung hervorgegangen ist. Das war am Eingang der Dardanellen. Der Kreuzer kam. Das Boot tauchte auf Grund, mit der Absicht, erst im letzten Augenblick hochzugehen. Leider ergab es sich, daß die Pumpen nicht ganz genau funktionierten. Aber schon nach zwanzig Minuten war der Schaden behoben und das Boot kam hoch — gerade rechtzeitig um zu sehen, wie der türkische Kreuzer am Horizont verschwand. — Auch den Zeugen Konteradmiral X, der damals einer der Befehlshaber der griechischen Flotte war, fragte ich nach diesem Vorfall. Er kann sich leider nicht erinnern.

In dieser ersten Transaktion des jungen Basil Zaharoff steckt eigentlich schon alles Spätere: Die überaus weitherzige Auslegung des Begriffes Patriotismus sowohl wie auch das Prinzip der Doppelseitigkeit, der systematischen Aufrüstung zweier Gegner — ein Prinzip, bei dessen Entdeckung der junge Mann sich vorgekommen sein mag als ein Witzbold, als einer, der einen gelungenen Streich begeht; später werden wir sehen, daß dieser gelungene Streich zum sorgfältig ausgebauten System wird, zur eigentlichen Zaharoff'schen Spezialität; und noch ein wenig später — da kostet der gelungene Streich, ins Überdimensionale gewachsen, mehr Blut, als fünfzig frühere Kriege zusammengenommen gekostet haben.

Aber so weit sind wir noch nicht, wir halten noch bei den Witzen — und zu ihnen gehört auch das Duell Zaharoffs mit Sir Hiram Stevens Maxim. Es hat zwei Jahre gedauert, 1886 bis 1888, es spielt in Spezia, London und Wien, es endet mit Versöhnung der Gegner — und es ist für uns vor allem deshalb wichtig, weil wir hier ausnahmsweise aus einer Quelle zu schöpfen vermögen, die zu färben oder zu trüben Sir Basil offensichtlich vergessen hat;

er hat wohl nicht damit gerechnet, daß sie jemals öffentlich fließen würde.

Sir Hiram Stevens Maxim hat nämlich Memoiren geschrieben. In ihnen kommt der Name Zaharoff nicht vor. Wohl aber ein „Agent der Firma Nordenfeldt". Und ein „Mister Zedzed", der mit diesem Agenten der Firma Nordenfeldt identisch ist. Diese Memoiren sind ausgezeichnet durch eine ungetrübte Selbstsicherheit des guten Gewissens. Einmal notiert Herr Maxim:

„Als ich das nächste Mal in Wien war, kaufte ich auf der Straße ein Witzblatt. Das Bild auf der ersten Seite stellte mich dar; ich schoß darauf aus einem Maschinengewehr, das die Form eines Sarges hatte. Und der Tod stand hinter mir und hielt eine Krone über meinem Kopf."

Ihm aber läuft kein Schauer über den Rücken. Das Bild ist „comic". Und die Schlechtigkeit dieser „marchands de la mort subite" (wie sie gelegentlich in einer französischen Zeitschrift genannt werden) ist keine Schlechtigkeit, sondern nur ein Mangel an Phantasie.

Aber zurück zu unserem Zweikampf. Wir sehen uns die Sache am besten mit den Augen Sir Hirams an. Woher kommt Herr Maxim? Er ist ein wenig anekdotenfreudig und es ist danach nicht immer ganz leicht, die Tatsachen aus seinem Bericht herauszuschälen. Die Familie stammt aus Frankreich, war hugenottisch und scheint im achtzehnten Jahrhundert nach den Vereinigten Staaten verzogen zu sein. Dort, an der kanadischen Grenze, in einem Städtchen Sangerville, ist Hiram zur Welt gekommen. (Daten fehlen in seiner Autobiographie fast durchwegs und müssen im allgemeinen erst nach den historischen Anhaltspunkten rekonstruiert werden.) Er ist technisch begabt, will Seemann werden, konstruiert sich ein astronomisches Besteck — aber der Vater gibt ihn zu einem Wagenbauer in die Lehre. Bei seiner Arbeit belästigen

ihn die Mäuse — seine erste Erfindung ist eine automatische Mausefalle, und wäre ich ein Techniker, so könnte ich zweifellos nachweisen, daß diese Mausefalle die Urform des Maxim'schen Maschinengewehres ist. — Jetzt beginnt für Hiram Maxim ein Wanderleben, über das er nicht immer ganz glaubwürdig berichtet. Feststellbare Stationen: Aushilfskellner, Webereiarbeiter in einer Fabrik, Geschirrwäscher und schließlich Boxer. Man sieht — die Karrieren zukünftiger Waffenkönige sind ein wenig verworren und dieser Sir Hiram ist für unseren Sir Basil ein gleichwertiger Widerpart. Ein Manager sagt ihm: „Deine Augen sind zu groß und stehen zu sehr hervor! Außerdem: hat man schon je einen Boxer mit einem so großen Kopf gesehen?" Welcher Ausspruch ihn veranlaßt haben soll, Erfinder zu werden. Er baut einen Gasautomaten. Einen Feuerlöschapparat. Eine Dampfpumpe zur Wasserversorgung einzelstehender Häuser. Dann kommt, in Frankreich, die große Konjunktur für elektrisches Licht. Und dann, da er schon nach England hinübergegangen ist, kommt es in Mode, daß ein Techniker, der etwas auf sich hält, eine Schußwaffe konstruiert. Hiram hält etwas auf sich — also konstruiert er. Es ist das Maxim-Maschinengewehr, der große Wurf seines Lebens, der große Wurf der damaligen Armierungsindustrie. Leistung: sechshundert Schuß in der Minute. Ein humanes, ein beinahe pazifistisches Instrument, wenn man bedenkt, wie schnell, exakt und sauber jetzt jeder Krieg beendet sein muß, kaum daß er begonnen hat! Aber dieses Maschinengewehr will zunächst einmal den interessierten Mächten vorgeführt sein. Womöglich vom Erfinder. So wird Sir Hiram Maxim der Geschäftsreisende seiner selbst. Und so kommt er einem anderen, wesentlich jüngeren, wesentlich minder berühmten Geschäftsreisenden derselben Branche in die Quere.

Das beginnt in Spezia, vermutlich im Jahre 1886. Wir wollen uns erst einmal mit Sir Hirams Art zu berichten vertraut machen:

„Wir hatten erfahren, daß die italienische Marine in Spezia eine Konkurrenz veranstaltet und daß das Nordenfeldt-Gewehr sie gewonnen hatte. So hatten wir die italienischen Behörden um Zulassung zu einem Wettbewerb mit diesem Modell ersucht. Herr Vickers und ich holten unser Gewehr samt einer hinlänglichen Zahl von Patronen aus der Schweiz und fuhren damit nach Spezia. Da das Nordenfeldt-Modell bereits gründlich geprüft worden war und man seine Leistungsfähigkeit genau kannte, brauchten wir nur mehr seinen Rekord zu brechen. Das war eine leichte Sache. Unsere Waffe war leichter, schoß viel schneller und genauer und erforderte nicht so vielfache Bedienung. Man verlangte, wir sollten das Gewehr ins Meer werfen und es drei Tage im Wasser lassen. Das taten wir auch, und nach Verlauf dieser drei Tage funktionierte das Gewehr, ohne daß es gereinigt worden wäre, genau so gut wie vorher. Dann fuhren wir nach London zurück und ließen unser Modell in Spezia. Einige Wochen später, als die Italiener einen neuen Patronenvorrat bekamen — der alte war aufgebraucht — äußerte der Herzog von Genua den Wunsch, dem Schießen beizuwohnen. Da ich damals anderwärts sehr beschäftigt war, war es mir nicht möglich, selbst nach Spezia zu kommen. Inzwischen hatten wir aber Nicholas de Kabath, den russischen Konsul in Spezia, als Agenten verpflichtet und der kam in der Sache des Gewehres nach London, um mich zu besuchen.

Ich kommandierte zwei Männer ab, die mit de Kabath nach Spezia fahren sollten. Der eine war ein ausgezeichneter Schütze mit einem fabelhaften Rekord in der briti-

schen Flotte, der andere war einer meiner besten Mechaniker, ein Mann, der im Stande war, das ganze Gewehr (bis auf den Lauf) mit eigenen Händen herzustellen. Ich wußte, daß diese beiden Männer ihre Sache tadellos machen würden und es war sehr wohl möglich, daß der erfahrene englische Kanonier an Bord eines Schiffes mehr taugen würde als ich.

Bevor sie London verließen, sagte ich de Kabath ein Wort über die englischen Arbeiter. Wenn sie von der Arbeit gingen, so betrachteten sie das als einen Ausgang, und Ausgang hieß — reichliche Versorgung mit Alkohol. Also war mit ihnen nur auszukommen, wenn sie kein Geld in der Tasche hatten. Ich empfahl Kabath, ihre sämtlichen Ausgaben zu übernehmen, ihre Rechnungen zu bezahlen und ihnen bestimmt vor Abhaltung des Probeschießens kein Geld in die Hand zu geben. Er sollte sie auch mit in sein Hotel nehmen und sie nicht aus den Augen lassen.

Alles verlief gut bis zur Ankunft in Spezia. Dort wußten die Männer viele Gründe — sie mußten etwas Geld haben. Aber de Kabath gedachte meiner Worte und blieb hart."

Und findet dennoch am nächsten Morgen seine Leute so schwer betrunken vor, daß an eine Abhaltung des Probeschießens gar nicht zu denken ist. Wer ist der liebenswürdige und freigebige Unbekannte, der, wie es heißt, die beiden alkoholfreudigen Männer durch das nächtliche Spezia spazierengeführt hat? Maxim gleitet an dieser Stelle aus nicht bekannten Gründen über diese Frage hinweg, es kann ja schließlich auch ein Zufall gewesen sein — aber wir werden aus Maxims eigenem Munde und aus dem eines österreichischen Zeugen, des Generalmajors K., bald hören, wie es mit solchen Zufällen im allgemeinen bestellt ist,

wenn man mit einem gewissen Vertreter der Firma Nordenfeldt zu tun hat. Übrigens kann auch das größte Quantum Alkohol die Überlegenheit des Maxim-Gewehres nicht aus der Welt schaffen. Die beiden Herren werden wieder nüchtern und man hält sie für die nächsten vierundzwanzig Stunden unter Klausur; der Herzog wartet eben ein wenig. Dann findet das Probeschießen statt — und die große italienische Ordre steht im Notizbuch Hiram Maxims und nicht in dem des alkohol-freigebigen Herrn Zaharoff.

Aber Basil Zaharoff ist nicht einer, der die Partie so ohne weiteres verloren gibt. Er lernt aus seiner Niederlage. Sollte ihm Herr Maxim noch einmal in die Quere kommen, so wird der Preisboxer von Sangerville, U. S. A., gegen einen gewissen Feuerwehrmann und Fremdenführer aus dem nahen Orient nicht mehr so leichtes Spiel haben. Alkohol — das Mittel war ein wenig zu billig. Man muß es anders versuchen. Das sieht, von Herrn Maxim aus betrachtet, so aus:

„Kurz nachher erfuhren wir, daß es in Wien ein Probeschießen gab und daß das Nordenfeldt-Gewehr daran war, das Rennen zu machen. Ich schrieb einen sehr nachdrücklichen Brief an die Behörden, in dem ich das Gewicht meines Gewehres angab und betonte, daß es keines Menschen bedurfte, um auch nur einen Hebel umzulegen oder eine Kurbel zu drehen. Ich wies darauf hin, daß zur Bedienung des Nordenfeldt'schen Maschinengewehrs eine ungeheure Kraft vonnöten war, daß das Gewehr auf freiem Felde, auf weichem Boden oder auf Gras die starke Neigung hatte, der Bewegung des Griffes oder des Hebels nachzugeben, und daß deshalb Genauigkeit beim Schießen unmöglich war. Ich bat um die Erlaubnis, mein Gewehr nach Österreich zu bringen und es dort vorzu-

führen. Einige Tage später erhielt ich diese Erlaubnis, brachte ein Maschinengewehr nach Wien und feuerte ein paar hundert Schüsse ab. Alle Offiziere äußerten ihre Verwunderung darüber, daß ein so kleines Gewehr so rasch schießen könne und daß der Kurbelgriff arbeite, ohne daß ihn jemand betätige. Es wurde vereinbart, daß wir das Gewehr ein paar Tage später auf das Steinfeld bringen und dort auf große Schußweiten ausprobieren sollten.

Unter den offiziellen Persönlichkeiten, die aus Wien kamen, war auch Erzherzog Wilhelm, der österreichische Feldmarschall. Er begrüßte mich herzlich und besichtigte das Gewehr mit großem Interesse. Ich zeigte und erklärte ihm den Mechanismus. Dann wurde ich ersucht, auf verschiedene Distanzen zu schießen.

Es war ein sehr warmer Tag und der Sand brannte unter unseren Füßen. Den ganzen Nachmittag schossen wir, auf verschiedene Distanzen und in verschiedenen Richtungen, und als mir auf 1000 Meter Distanz ein besonders guter Schuß gelang, kam der Erzherzog auf mich zu und beglückwünschte mich. Ich fragte ihn, ob ich rasch genug geschossen hätte. Die Antwort war: „Nur allzurasch! Das ist das fürchterlichste Gerät, das ich jemals sah oder mir vorstellen konnte. Und nun", fügte er hinzu, „möchte ich Ihnen etwas erzählen. Gestern nachmittag besuchte mich der Agent des anderen Fabrikanten in meinem Bureau. Er meinte, es sei sehr heiß, und riet mir nachdrücklichst davon ab, dreißig Meilen über Land zu fahren und mich zwecklos der Hitze auf dem Steinfeld auszusetzen. Er sagte: ‚Das Maxim-Gewehr taugt nichts, Sie werden enttäuscht sein.' Und nun stehe ich hier und sehe, daß es tadellos schießt und jedes andere in den Schatten stellt! Da sieht man, wie verläßlich man unterrichtet wird."

Man merkt — Herr Zaharoff hat schon ein wenig zugelernt. Er hält sich nicht mehr an die kleinen Mechaniker sondern an die Erzherzoge. Daß der Erzherzog trotz der Warnung so leichtsinnig sein wird, sich einem Hitzschlage auszusetzen — das war nicht vorauszusehen. Herr Nordenfeldt hat keinen schlechten Vertreter; er müßte nur auch noch eine bessere Waffe haben, dann wäre alles in Ordnung. Kann aber Basil Zaharoff seine eigene Waffe nicht besser machen — was bleibt ihm übrig, als die Waffe des Konkurrenten schlechter zu machen? So ist die nächste Aktion wieder einmal eine heikle Angelegenheit, eine Angelegenheit am Rande des Strafgesetzes; und da Sir Hiram Maxim, der zur Zeit der Abfassung seiner Memoiren mit dem ehemaligen Konkurrenten im Verwaltungsrate der Firma Vickers zusammensaß, auch diesmal bei der Wahl seiner Worte überaus vorsichtig gewesen ist, gehen wir die Sache besser von einer anderen Seite an.

Und zwar gehört hieher das Zeugnis K. Ich suche in Wien nach einer Dokumentation der Angaben Sir Hiram Maxims, ich finde nach langer Bemühung die Notizen in den österreichischen Zeitungen — aber ich finde im österreichischen Kriegsarchiv keinen Akt. Endlich finde ich — den Umschlag des Aktes. Der Akt selbst ist verschwunden. Ein Zaharoff-Akt! Er ist offenbar von einer einflußreichen Stelle „angefordert" worden, entlehnt — und nicht zurückgegeben. Vielleicht von einem Ministerium, vielleicht vom Kriegsminister selbst, vielleicht auch von der Kabinettskanzlei des Kaisers. Nun forsche ich in diesen Richtungen weiter nach und treffe so — zwar nicht auf den Akt, aber auf den Zeugen K. Der Zeuge K. ist ein sehr vornehmer alter Herr, war Generalmajor und hat mit der Einführung des Maschinengewehres in der österreichischen Armee insofern unmittelbar zu tun

gehabt, als er zu den ersten Instruktionsoffizieren gehörte. Er spricht behutsam, aber ehrlich und nicht ungern. Den Namen Basil Zaharoff kennt er nur aus den Zeitungen. Daß Sir Hiram Maxim Memoiren geschrieben hat, ist ihm unbekannt. Dagegen erinnert er sich, ihm persönlich begegnet zu sein.

Ich: Bei dem Probeschießen?

Er: Es waren mehrere Probeschießen. Er hatte einen Vollbart und trug beim Schießen Frack und Zylinder. Dann war ein Skandal — die Untersuchung ist aber im Sand verlaufen oder niedergeschlagen worden. Wenn Sie den Akt nicht gefunden haben, so ist sie wahrscheinlich niedergeschlagen worden.

Ich: Eine Untersuchung? Gegen wen?

Er: Das war eine sehr verwickelte Sache. Es hieß, daß der Vertreter einer anderen Firma einige Leute bestochen hat, damit sie das Maxim-Gewehr sabotieren.

Ich: Der Vertreter der Firma Nordenfeldt?

Er: Das kann ich nicht sagen, an den Namen erinnere ich mich nicht. Ich weiß nur — es war der Konkurrent von Maxim. Er soll schon früher in Frankreich oder Italien etwas gegen Maxim unternommen haben — sein Modell ins Meer werfen lassen oder so etwas. Und dergleichen hat er eben auch in Wien versucht — angeblich. Einen Sabotageakt. Es hieß, daß er die Arbeiter in der Maxim-Fabrik in England bestochen hat, damit sie ein schlechtes Modell schicken. Später hieß es, daß auch ein paar junge österreichische Offiziere kompromittiert seien. Aber das war nur ein Gerede. Sie waren unerfahren und sie haben sich von diesem Konkurrenten beschwatzen lassen, daß sie dem Maxim nicht die richtigen Patronen gegeben haben — oder so ähnlich, ich weiß das nicht mehr. Es war ein Ulk der jungen Leute, sonst nichts. Darum ist ja dann auch wahrscheinlich die Sache nieder-

geschlagen worden.

Ich: Aber das Probeschießen hat ja doch ausgezeichnet geklappt!

Er: Hat das der Maxim geschrieben? Dann hat er eben über verschiedenes nicht schreiben wollen. Erst das allerletzte Probeschießen hat geklappt. Vorher — na, er muß das schließlich besser wissen. Vielleicht verwechsle ich das doch mit etwas anderem? Es sind zu jener Zeit auch neue Feldhaubitzen ausprobiert worden; vielleicht daß dabei —?

Ich: Können Sie mir noch sagen —

Er: Nein! Vielleicht tue ich jemandem unrecht. Ich will niemandem unrecht tun, Herr. Ich bin ein alter Mann! —

Wie sieht das, worüber sich dieser redliche Zeuge so vorsichtig äußert, bei Sir Hiram Maxim aus?

„Allen Offizieren gefiel das Gewehr, aber sie hätten gerne eines gehabt, zu dem sie ihre eigenen Patronen hätten verwenden können. Ich erklärte mich bereit, ein solches zu bauen. Unglücklicherweise verboten es die Vorschriften, daß eine Patrone aus dem Heeresbestand ins Ausland gebracht werde. So gab man mir eine leere Hülse, die niemals verwendet worden war, und eine genaue Zeichnung mit allen Maßangaben. Nach meiner Rückkehr nach England bestellte ich eine Menge entsprechender Patronen, aber es erwies sich, daß die Leute in Birmingham die fremden Gewichte und Maße offenbar nicht verstanden. Form und Maße waren wohl richtig, aber die Pulverladung war beträchtlich leichter als in der Musterpatrone.

Ich baute das Gewehr und versuchte es. Alle Federn mußten sehr leicht sein, um mit einer so schwachen Patrone zu arbeiten. Immerhin — es gelang. Ich hatte schwere Arbeit

geleistet und war sehr müde. Ich fuhr des Nachts bei stürmischem Wetter über den Kanal und gelangte schließlich nach Wien, brachte das Maschinengewehr ins Arsenal und erprobte es mit echten österreichischen Patronen. Ich staunte über die Schnelligkeit, mit welcher es arbeitete. Ich sah, daß diese Patronen viel kräftiger waren als die für mich in Birmingham erzeugten und paßte ihnen deshalb die Federn an. Nachdem ich aber ein paar hundert Schüsse abgegeben hatte, funktionierte das Gewehr sehr unregelmäßig und versagte dann völlig. Als ich es untersuchte, fand ich, daß die eine Seitenplatte, auf der der Mechanismus ruhte, offenbar durch die Gewalt der Explosionen gedehnt worden war — die rechte Seitenplatte war nun beträchtlich länger als die andere. Ich nahm mir das Gewehr her und fand zu meiner großen Überraschung und Empörung, daß der größere Teil des Schwalbenschwanzes, welcher die Seitenplatte mit dem Laufe verbindet, ausgestemmt und ein loses Stück daran genietet worden war, wobei das Ganze schwarz überstrichen wurde, um mich zu täuschen. Ich mußte mein Maschinengewehr als Gepäck nach England zurückbringen und eine neue Seitenplatte machen. Ich war verstimmt und müde, als ich in London ankam. An diesem ärgerlichen Streich war mein englischer Vormeister schuld. Er gestand, daß er den fremden Bestandteil angelötet hatte. Er hatte gehofft, daß es stark genug sein würde und er bedauerte ungemein, diesen Verdruß verursacht zu haben. Er erzählte, das Wetter sei damals so warm und einschläfernd gewesen, daß der Mann an der Fräsemaschine, nachdem er sie in Gang gesetzt hatte, auf seinem Stuhl eingeschlafen sei. Als er erwachte, hatte das Fräsemesser den Schwalbenschwanz durchgeschnitten, und deshalb war dann das fremde Stück angelötet worden. Dieser Zehnminutenschlummer meines schläfrigen Arbeiters war die

Ursache eines der größten Mißgeschicke meines Lebens."

Ohne Zweifel — das ist dieselbe Geschichte, von der unser behutsamer Gewährsmann K. zu berichten weiß. Wie kommt es aber, daß der Sabotageakt, an den sich K. erinnern zu können glaubt, sich bei Maxim in einen harmlosen Zehnminutenschlummer verwandelt hat, während den Offizieren eine durchaus einwandfreie — und dem Vertreter der Firma Nordenfeldt diesmal überhaupt keine Rolle zugedacht wird? Sollte der alte Generalmajor die Angelegenheit doch verwechselt haben? Oder gedenkt Sir Hiram seinen Verwaltungsratskollegen wieder einmal zu schonen und ist selbst für eine Niederschlagung des Verfahrens? Offene Frage. Jedenfalls: hat Basil Zaharoff auch hier seine Finger im Spiel gehabt, so hat er diesmal geschickt gearbeitet. Er hat zunächst die Partie gewonnen. Aber die Tatsache, daß das Maxim-Gewehr nun einmal das bessere ist, kann nicht aus der Welt geschafft werden — und Herr Maxim bleibt ein gefährlicher Gegner. Also wäre Zaharoff nicht Zaharoff, wenn er jetzt nicht auf dem Schauplatz verbliebe, um die Entwicklung der Ereignisse zu überwachen. Er muß sich in Wien häuslich eingerichtet haben, denn da Herr Maxim sein Maschinengewehr in England wieder in Stand gesetzt hat — nein, wir lassen ihm wieder das Wort!

„Wieder fuhr ich über diesen schrecklichen Kanal und kam nach Wien. Das Maschinengewehr wurde neuerlich im Arsenal ausprobiert, und der andere Agent war wieder zur Stelle wie eine lästige Fliege, jedoch nicht auf dem Schießplatz selbst, sondern er blickte mit einer Menge Journalisten durch einen Zaun. Als es zum Versuch mit den echten österreichischen Patronen kam, war jeder er-

staunt über das Tempo. Bei dieser Gelegenheit schoß ich aus kurzer Entfernung die Buchstaben F J in eine neue Zielscheibe. Viele hohe Funktionäre, auch der Kaiser selbst, kamen das Gewehr besichtigen, und alle waren von ihm entzückt. Nachdem die Versuche beendet waren, bemühte sich der Agent des anderen Maschinengewehres um ein Gespräch mit den maßgebenden Offizieren. Er konnte alle Sprachen und hatte viel Überzeugungskraft. Einer der Offiziere gab mir mit ungefähr folgenden Worten das Gespräch auf englisch wieder: ,Wissen Sie, wer Maxim ist? Ich will es Ihnen sagen. Er ist ein Yankee und vermutlich heute der geschickteste Mechaniker der Welt. Von Beruf ist er theoretischer Maschinenbauer. Er ist der einzige auf der Welt, der ein solches Maschinengewehr bauen und zum Funktionieren bringen kann. Es muß daran alles von äußerster Genauigkeit sein — ein Hundertstel Millimeter zu viel oder zu wenig und es funktioniert nicht! Alle Federn müssen eine ganz bestimmte Spannung besitzen! Nehmen Sie nun an, Sie würden eine größere Menge dieser Maschinengewehre brauchen — wo würden Sie sie herbekommen, da es nur einen Mann auf der Welt gibt, der sie erzeugen kann? Maxim geht in die Werkstätte und baut diese Maschinengewehre buchstäblich mit eigener Hand, und so ist natürlich die Produktion beschränkt. Und angenommen sogar, Sie könnten die Gewehre beschaffen — glauben Sie, daß Sie eine Armee von wissenschaftlichen Waffenkonstrukteuren aus Boston bekommen könnten, um die Gewehre auch zu bedienen?'"

Mit einem Wort — Herr Zaharoff ist auf seinem Posten. Und der Preisboxer aus USA. hat bei diesem Match gegen einen Konstantinopler Feuerwehrmann allen Grund, sich in seiner Haut nicht ganz wohl zu fühlen — er mag jenem englisch sprechenden Offizier noch so angelegentlich ver-

sichern, daß seine Sache eine gute Sache und der Agent der Firma Nordenfeldt ein kalter Schurke ist. Der Preisboxer ist „groggy". Knock out ist er erst am nächsten Morgen, da er die Zeitungen aufschlägt. Es gehört zu Herrn Maxims Art, seine Niederlagen wortkarger mitzuteilen als seine Siege. Also notiert er in dürren Worten:

„Während der letzten Versuche fragten die Journalisten, die durch den Zaun blickten, jenen Agenten, welches Maschinengewehr da eben ausprobiert werde. Da sagte er: ‚Das Nordenfeldt'sche! Es hat alle anderen geschlagen!' So wurde das in den Wiener Zeitungen gedruckt, in anderen zitiert und verbreitete sich über den ganzen Erdball!" (Tatsächlich berichten die Wiener Tageszeitungen vom 8. Mai 1888 von diesen wunderbaren „Nordenfeldt"-Mitrailleusen.)

Nicht mehr. Dann erzählt Sir Hiram schon von jenem Witzblatt und von dem Tod, der amüsanterweise hinter ihm steht und eine Krone über seinem Kopfe hält.

Die Fortsetzung wird von Herrn Maxim noch wortkarger mitgeteilt. Es scheint, daß er den kalten Schurken von Feuerwehrmann in seinem Hotelzimmer aufgesucht hat — offenbar um ihm seine Verachtung über diese kriminellen Geschäftsmethoden mitzuteilen. Das Gespräch fand hinter verschlossenen Türen statt. Sein Ergebnis findet sich in Sir Hirams Memoiren in einem Nebensatz, der etwa eine halbe Druckzeile lang ist. Etwas ausführlicher steht es im Londoner Firmenregister vom Jahre 1888: Die Nordenfeldt Guns & Ammunition Co. Ltd. und die Maxim Gun Co. werden im Register gelöscht. Dagegen wird eine neue Firma eingetragen. Sie heißt: „Maxim Nordenfeldt Guns & Ammunition Company." Herr Maxim hat das bessere Maschinengewehr — aber auf Seiten der Firma Nordenfeldt kämpfen die stärkeren Bataillone. Die

Fremdenführer von Tatavla. Und die Weltgeschichte weiß kein Beispiel dafür, daß jemand die Fremdenführer von Tatavla besiegt hätte.

Wir wollen von dem anekdotenfreudigen und selbstbewußten Sir Hiram nicht Abschied nehmen, ohne noch ein wenig in seinen Lebenserinnerungen zu blättern. Jetzt, wo der Agent der Firma Nordenfeldt mit ihm an einem Stricke zu ziehen begonnen hat, wird er beinahe mit Namen genannt — er heißt „Mister Zedzed" und er ist „mein Freund". Aber was Sir Hiram über diesen Freund zu berichten weiß, ist in keiner Weise mehr wichtig. Ein Beispiel für viele: Maxim fährt, in türkischem Gewässer, in einem kleinen Boot mit einem englischen Admiral und „Mr. Zedzed, einem Russen". Es gibt eine Kollision, der Bootsmann murmelt etwas zwischen den Zähnen, Maxim versteht das Wort „Nazarene". „Da bat ich Mr. Zedzed, der sich damals in meiner Begleitung befand und der alle Sprachen konnte, um Aufklärung. Er sagte, der Türke habe mich einen ‚elenden, ungläubigen Hund von einem Christen' genannt."

Das ist für unsere Zwecke wenig ergiebig. Ergiebiger, weil für die Allgemeinsituation dieses frisch-fröhlichen Bewaffnens von Freund und Feind charakteristisch, sind einige andere dieser Maxim-Anekdoten. So wenn er erzählt, daß jeder hohe Besuch, der in London eintrifft, von den Rüstungsfirmen als sinniges Gastgeschenk ein Exemplar des neuesten Waffenmodells bekommt — eine Freigebigkeit, die sich im allgemeinen sehr gut bezahlt macht. Und die eben darum überall dort eine gewisse Einschränkung erfährt, wo die Aussicht, daß sie sich einmal bezahlt machen wird, nur in geringerem Maße vorhanden ist. So beim wenig zahlungskräftigen und noch weniger zahlungswilligen Schah von Persien. Diesem bereitet das schnelle Schießen des Maxim-Gewehres großes Vergnü-

gen, er macht eine zarte Anspielung, ob er nicht ein Exemplar zur Probe bekommen könnte, aber man sagt ihm kühl, die Waffe gehöre leider der Firma und eine Einzelperson dürfe nicht über sie verfügen; dazu brauche man eine Verwaltungsratssitzung. Auch der Chinesenprinz Li Hung Chang ist einer dieser Interessenten; da man ihm aber mitteilt, daß die Ladung des Maschinengewehres in einer Minute eine stattliche dreistellige Ziffer koste, erwidert der weise Mann aus dem Osten: „Dieses Gewehr schießt zu schnell für China!" Es ist die Stimme der Vernunft, und die ist doch mitunter auch in Europa zu finden. So wenn der König von Dänemark, da er dieselbe Ziffer hört, den Kauf ablehnt mit den Worten: „Solch ein Maschinengewehr wäre imstande, mein kleines Königreich in zwei Stunden bankrott zu machen." — Daß auch der Repräsentant einer Großmacht sich in solchem Sinne geäußert hätte — diese Anekdote habe ich in den Lebenserinnerungen Sir Hiram Maxims vergebens gesucht. Demzufolge ist seine Erfindung als eine durchaus erfolgreiche zu bezeichnen. Es sind seither mehrere Millionen Menschen an ihr gestorben.

2

Hier beginnt die Eroberung Rußlands durch einen Munitionsagenten. Sie beginnt im Jahre 1888 und sie endet im August 1914 — wenn schon nicht mit einer völligen Eroberung Rußlands, so doch wenigstens mit einem Weltkrieg. Aber das heißt vorgegriffen. Der Biograph hat hier zunächst nur festzustellen, daß Basil Zaharoff im Jahre 1888 nach Rußland geht — und diese sozusagen erste russische Periode Basil Zaharoffs ist für uns deshalb von Wichtigkeit, weil das die Zeit ist, da er plötz-

lich gesprächig wird. Er ist um elf Jahre älter geworden, seit wir ihn uns das letztemal angesehen haben, aber es scheint, daß er in der Zwischenzeit von seinen mehrfach dokumentierten männlichen Reizen nichts eingebüßt hat. Und vermutlich ist von hier aus die außerordentliche Raschheit seiner Petersburger Karriere zu verstehen.

Sie hebt an mit einem Tatavla-Akt. Mit einer Fremdenführer-Transaktion. Es ist da ein überaus schwer zugänglicher Großfürst S.; er ist Chef der kaiserlich russischen Artillerie, und wer sein Ohr hat, der hat die Ordres. Er hat ein Privatleben, das heißt K., die berühmte Tänzerin K. Nicht ganz vier Wochen später weiß die Petersburger Gesellschaft, daß die Tänzerin K. einen Favoriten hat, einen griechischen Engländer oder englischen Griechen, der übrigens ausgezeichnet russisch spricht und ein schöner Mann ist. Eine Woche später wird der schöne Mann dem nachsichtig lächelnden Großfürsten vorgestellt. Und eine Woche später geht die erste russische Bestellung nach London.

Dokumentiert ist diese Anekdote nicht. Aber was die Dokumentation anlangt, so werden wir unsere Ansprüche für die jetzt zu behandelnde Periode ganz allgemein herabschrauben müssen. Was sich präsentiert, ist ein künstlicher Nebel — und diese von Herrn Zaharoff selbst in Szene gesetzte Vernebelungsaktion ist die großartigste, die je ein Mensch in seiner eigenen Vergangenheit arrangiert hat. Er arbeitet nach dem Schneeballen-System: Da man über gewisse dunkle Punkte in seiner Vergangenheit zu tuscheln beginnt, versucht er es gar nicht erst mit dem Dementieren, sondern serviert einem verblüfft aufhorchenden Freundeskreise „vertraulich" die nun schon mit allem Raffinement des Casanova ausgestattete Gefängnisflucht- und Polizistenmordgeschichte. (Er muß die Memoiren des Venezianers im Laufe des letzten Jahrzehnts irgendwo in

die Hand bekommen haben.) Damit ist der Schneeball im Rollen. Die Gerüchte wachsen ins Maßlose — Zaharoff lächelt und bestätigt und bestätigt und lächelt. Welch ein interessanter Mann ist dieser Mister Zedzed, welch ein ladykiller und Casanova! Er hat nichts weiter zu tun als mit behutsamer Hand ein wenig nachzuhelfen — und hat nach ganz wenigen Monaten jene Nebelwand um sich aufgerichtet, vor der wir nun stehen und die wir durchschauen sollen. Auch damit ist ihm wieder einmal ein Coup gelungen. Er ist vielleicht der Mann mit dem schlechtesten Ruf, den je ein Mensch auf diesem Erdball gehabt hat. Das Wort unseres Gewährsmannes D., des Ministerpräsidenten, klingt uns da im Ohr: „Monsieur Zaharoff zieht es vor, ein mauvais sujet genannt zu werden, als gar nicht genannt zu werden!" Wir sehen jetzt, wie wahr das ist — und wie falsch.

Wie steht es nun also mit diesen Gerüchten? Wovon handeln sie, was sagen sie aus? Den Flucht- und Mordkomplex samt Ornamenten betrachten wir als erledigt. Aus dem Komplex „ladykiller" scheint nur die Geschichte mit der Tänzerin K., die als Brücke zum Großfürsten dienen muß, einigermaßen dokumentiert zu sein. Das andere sind Affairen mit Offiziersfrauen, Affairen mit einer jungen Aristokratin, die sich seinetwegen ins Wasser wirft, Affairen aus Freudenhäusern, die wir sogar dann nicht wiedergäben, wenn sie bewiesen wären. Der Mann feiert da eben in Petersburg seinen vierzigsten Geburtstag — und das ist eines der vielen gefährlichen Alter in einem Männerleben. Bleiben also die Geschichten, die mit seiner eigentlichen Tätigkeit in Zusammenhang stehen. Sie sehen etwa so aus:

Schauplatz ein Staat, der nicht genannt werden soll — sagen wir: auf dem Balkan. Er hat sich bisher den Segnungen der Firma Maxim-Nordenfeldt verschlossen. Mi-

ster Zedzed hat zwar in Petersburg zu tun, aber er muß nun doch einmal dort unten nach dem Rechten sehen und fährt für ein paar Tage hin. Es ist Montag abends, er ist in Eile, er geht sofort ins Ministerium, läßt sich beim Kriegsminister melden und wird empfangen. Und es entspinnt sich der folgende Dialog:

Der Minister: Ich habe Sie nur vorgelassen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich nicht weiter bemühen sollen. Ich bin an Ihren Offerten völlig uninteressiert!

Zaharoff: Sie werden sich das überlegen! Ich komme morgen, also am Donnerstag, noch einmal her!

Der Minister: Es ist ganz zwecklos, daß Sie wiederkommen. Übrigens ist morgen nicht Donnerstag, sondern Dienstag.

Zaharoff: Morgen ist Donnerstag!

Der Minister: Dienstag!

Zaharoff: Wetten wir, Excellenz! Ich wette mit Ihnen um hunderttausend Franken, daß morgen Donnerstag ist!

Bleibt zu berichten, daß der Minister diese Wette gewann. Der Staat gehörte von da ab zu den treuesten Kunden der Maxim Nordenfeldt Guns Ammunition Co. —

Eine andere dieser Geschichten — doch ist es nicht ganz sicher, ob sie tatsächlich ein Erlebnis Zaharoffs darstellt oder ob sie, wie manche behaupten, einem seiner Konkurrenten (und zwar dem damaligen Agenten der Skoda-Werke) widerfahren ist: Er hat beim Rennen um eine Ordre schon mehrere Hürden genommen. Das nächste, schon etwas schwerer zu bewältigende Hindernis, ist ein Major, der sich überaus ablehnend verhält. Zaharoff hat eine Tausendrubelnote in die Tabatiere gelegt, er bietet seinem Gesprächspartner eine Zigarette an und wendet sich ab, während dieser sich bedient. Dann nimmt er selbst eine Zigarette, sieht daß die Tausendrubelnote

verschwunden ist, glaubt seiner Sache nunmehr sicher zu sein und verhandelt weiter. Aber der Major bleibt unerschütterlich. Zaharoff ist einigermaßen fassungslos. Plötzlich der Major, leichthin: „Ach — könnte ich noch eine Zigarette haben?"

Nach glücklicher Umschiffung auch dieser Klippe gelangt Zaharoff bis an den allmächtigen General K. (Der Name gehört der Weltgeschichte an.) Und hier geht es nicht weiter. Vierzehn Tage lang, drei Wochen lang. Endlich gelingt es Zaharoff, von Frau K. zum Tee geladen zu werden. Allein. Er versucht über seine Angelegenheit zu sprechen — es geht nicht. Da entschließt er sich zum Generalangriff. Er mustert die Zimmereinrichtung, gerät über den Glasluster in Verzückung und ruft: „Welch ein herrliches Kunstwerk!" (Es ist ein pompös aufgemachtes, völlig wertloses Stück.) Die Dame sucht diese Begeisterung zu korrigieren, aber Zaharoff ruft: „Nein, auf Glasluster verstehe ich mich — ich bin Sammler von Glaslustern!" Er steigt auf einen Sessel, er untersucht mit Kennermiene. Dann: „Eine kühne Frage, gnädige Frau: wären Sie bereit, mir den Luster für meine Sammlung zu überlassen? Ich schätze seinen Wert auf hundertzehntausend Rubel!" Langes Schweigen; dann die Dame: „Ich werde meinen Mann fragen, ob er den Luster weggeben will." — Die nächste Teeeinladung erhielt Zaharoff schon für den folgenden Tag. Die Dame war allein. Sie sagte: „Wir lieben den Luster. Aber mein Mann ist bereit, sich von ihm zu trennen. Für hundertfünfzigtausend Rubel!"

Der Luster wurde abmontiert und nach London geschickt. Es soll ein guter Kauf gewesen sein. Auf welchem Dachboden das Kunstwerk aus dem Hause des Generals K. schließlich gelandet ist, wird nicht berichtet. Oder sollte es trotz allem identisch sein mit dem Luster,

der jetzt im Verwaltungsratszimmer der Firma Vickers hängt? —

Eine andere dieser Geschichten: Schauplatz ein Staat, der nicht genannt werden soll. Eine neue politische Partei kommt ans Ruder. Eine der ganz hohen Stellen in der Admiralität wird frisch besetzt.

Am nächsten Tag erscheint der Vertreter der Firma Maxim-Nordenfeldt bei dem eben ernannten Funktionär, einem wegen seiner soldatischen Schroffheit allgemein gefürchteten Herrn, und sagt: Excellenz, wir hatten das Vergnügen, Ihrem Herrn Vorgänger im Amte eine hübsche kleine Dampfyacht schicken zu dürfen. Ich nehme an, daß Sie, Excellenz, ebenfalls für solch eine hübsche kleine Yacht Interesse haben werden —

Der Admiral: Halt! Solche Bestechungen waren vielleicht bei dem früheren Regime möglich — aber damit ist es jetzt Schluß! Seien Sie froh, daß ich Sie nicht verhaften lasse! Entfernen Sie sich! Hier werden keine Geschenke angenommen!

Zaharoff (eisig): Ich verbitte mir diesen Ton, Excellenz! Hier war von keinem Geschenk die Rede. Ich liefere die Dampfyacht selbstverständlich gegen Bezahlung! Sie kostet zehn Pfund Sterling!

Der Admiral (sehr milde): Gegen Bezahlung, das ist natürlich etwas anderes, Herr Zaharoff! Dann liefern Sie also! Und zwar zwei Stück — mein Sohn hat auch eine Schwäche für diesen Sport! —

Wie es bei Geschichten dieser Art mit der Dokumentierbarkeit steht — darüber muß wohl nicht erst ein Wort verloren werden. Es ist charakteristisch, daß genau dieselbe Geschichte jetzt von einem ganz anderen exponierten Manne und dem Vertreter einer Automobilfabrik als Scherz erzählt wird. Und vielleicht wird sie schon morgen einer dritten mythos-reifen Persönlichkeit angehängt.

Aus solcher Ablösbarkeit der Anekdote von der Person ersehe man, wie außerordentlich Zaharoff sein Vernebelungsmanöver gelungen ist. Wir wissen aus dieser Periode seines Lebens tatsächlich nichts mit Gewißheit. Allerdings dauert dieser undurchsichtige russische Aufenthalt nicht lange. Nur bis zum Jahre 1890. Und im Jahre 1890 gibt es eine neue Zäsur.

3

Eine Zäsur, um es gleich zu sagen, nach der das Geheimnis zwar weiter dauert — aber die Methode des Geheimnisses wird geändert. Geändert wird die Taktik. Dieser Vierzigjährige, der sich eben noch in der Nähe des Zarenhofes in Zügellosigkeiten der Tat, in Zügellosigkeiten des Wortes, in Zügellosigkeiten der Gerüchtemacherei rund um sich selbst gefallen hat, dieser englische Türke und russische Grieche, der in allen Hotelzimmern der östlichen Hälfte Europas zuhause ist, dieser Taschenspieler seiner eigenen Vergangenheit — er stellt sich mit einem Schlage um. Genug gehört von dieser Vergangenheit, genug über sie gesprochen! Strich drunter! Ein neues Leben beginnt!

Ein neues Leben beginnt man am besten mit einer neuen Wohnung. Oder überhaupt mit einer Wohnung, wenn man bisher keine gehabt hat. Und so kann es sogar passieren, daß jetzt zum ersten Mal der Name eines gewissen Fremdenführers aus Tatavla in die mondänen Almanache aufgenommen wird. Dieser Name ist den Zungen noch nicht geläufig — „Zarahoff" heißt der exotische Herr im Jahrgang 1890 des „Tout Paris". Was ist er? „Inhaber ausländischer Orden." Eine ungemein präzise Bezeichnung für Monsieur Zaharoffs bisherige Beschäf-

tigungen auf diesem Erdball! Und daneben steht nur noch seine erste Wohnungsadresse: 54, rue de la Bienfaisance, Paris.

Übrigens — Fremdenführer aus Tatavla, das war früher nicht übel, so lange man sich in seinen interessanten Lastern gesonnt hat; aber das riecht zu stark nach einer zu stark riechenden Vergangenheit, die einem Herrn, der es bis zum „Tout Paris" gebracht hat, keineswegs mehr gut zu Gesichte stünde. Also noch einmal: Strich darunter! Wir können zwar nicht glaubhaft behaupten, daß wir in London geboren sind oder in Paris — aber wer beweist uns das Gegenteil, wenn wir jetzt unseren Geburtsort irgendwo dort hinten entdecken, dort im Osten, in den rauhen anatolischen Bergen, in einer trotzigen Kleinstadt, aus deren redlicher Strenge und sauberer Armut sich der erfolgreiche selfmade man durch zähen Fleiß emporgearbeitet hat, über „ausländische Orden" bis nach 54, rue de la Bienfaisance in Paris? Und nicht nur, daß man das Gegenteil nicht beweisen kann — jetzt beweisen wir selbst! Es erinnert an die Anekdote von dem alten Weinhändler, der seine Söhne um sein Sterbelager versammelt und ihnen als letzte Weisheit und tiefstes Geheimnis seines Lebens anvertraut: „Man kann Wein auch aus Trauben machen!" Basil Zaharoff macht diesmal Wein aus Trauben und verschafft sich aus der rechtschaffenen Stadt Mughla ein rechtschaffenes Geburtsdokument. Er wird von jetzt ab nahezu durch drei Jahrzehnte aus Mughla sein.

Mit einer festen Wohnung und einem festen Geburtsdokument ist für ein neues Leben schon viel gewonnen, aber noch lange nicht alles. Da muß vor allem mit dieser vagabundierenden Existenz eines heute hoch belobten, morgen aber möglicherweise ohne Abschied auf die Straße gesetzten Provisionärs ein Ende gemacht werden. Wie ist es

denn eigentlich mit dieser Maxim Nordenfeldt Guns Ammunition Co.? Herr Maxim steht an der Spitze der Firma als repräsentative Figur, den Verkauf besorgt „sein Freund Mister Zedzed“. Wozu aber braucht man in dieser Kombination noch weiter einen schwedischen Ingenieur? Herr Torsten Vilhelm Nordenfeldt sieht sich langsam aber mit großer Stetigkeit an die Wand gedrückt. Morgen wird er beleidigt sein. Und übermorgen wird er seine Anteile verkaufen — und zwar an Herrn Basil Zaharoff! Es ist noch nicht sehr lange her, daß dieser Basil Zaharoff in Tränen ausbrach, weil ihm der Mann, den er jetzt aus seinen eigenen Fabriken drängt, fünf Pfund zu verdienen gab. Der Firmennamen wird nicht geändert werden — aber würde er geändert, so hätte er von nun ab wohl Zaharoff-Maxim zu lauten und nicht etwa umgekehrt. Man sieht — es treten allerlei Veränderungen, Verschiebungen, Konsolidierungen ein im Leben unseres Aventuriers.

Warum aber eigentlich dieser plötzliche Wechsel der Daseinsform? Was ist da geschehen? Nur weil man vierzig Jahre alt geworden ist und das erste graue Haar an den Schläfen hat? Nein, die Zaharoffs sind nicht sentimental. Also warum? Ein sehr kluger englischer Kaufmann, unser Gewährsmann P., sagt, da ich diese Frage berühre: „Nicht die vierzig Jahre sind der Wendepunkt im Leben eines Levantiners, sondern die hunderttausend Pfund! Bis dahin ist so manches erlaubt; aber hat einer einmal hunderttausend Pfund auf seinem Bankkonto liegen — da wird alles anders! Da wird er ein staatserhaltendes Element!“

Diesmal liegt die Ursache anderswo. Wir müssen da noch einmal zurück in den Herbst 1889. Die Maxim Nordenfeldt Guns Ammunition Co. hat aus Spanien einen ganz großen Auftrag bekommen, doch dem Brief mit dem

Auftrag folgt nach kurzer Frist ein Brief, der den Auftrag wieder zurückzieht. Aber hat man nicht oben in Petersburg einen Agenten sitzen, der solch kleine Zwischenfälle aus dem Handgelenke zu regeln pflegt? Herr Zaharoff wird zur Abwechslung wieder einmal nach Süden auf Reisen gehen!

In einem Eisenbahnzuge begegnet er einer jungen Frau, die als Mädchen auf den klangvollen Namen Maria del Pilar Antonia Angela Patrocinio Simona de Muguiro y Beruete gehört und sich vor kurzer Zeit mit einem Herzog von Marchena vermählt hat; „par la suite", wie die französische Quelle in nicht ganz verständlicher Weise sagt, ist sie Herzogin von Villafranca de los Caballeros geworden; der Gatte ist aus bourbonischem Blut und ein Vetter Alphons XII. Diese so reichlich mit Namen versehene Dame begegnet also unserem Basil Zaharoff zufällig auf einer Eisenbahnfahrt — es soll ihre Hochzeitsreise gewesen sein — und hinzugefügt wird, die junge Frau sei dem zu jener Zeit zufällig so stark für spanische Angelegenheiten Interessierten geradezu in die Arme gelaufen, und zwar auf der Flucht aus ihrem Schlafwagenabteil und vor einer Mißhandlung durch den eben angetrauten Gatten. Aber so wahrscheinlich es ist, daß der nach Spanien fahrende Rüstungsagent die Beziehungen zu der spanischen Herzogin und Verwandten des Königshauses seinerseits nicht zufällig, sondern mit der Absicht begonnen hat, den Coup von Petersburg, den Meisterstreich mit der Tänzerin und dem Großfürsten, hier mit einer kleinen Variante nochmals und noch wirksamer aufzuführen — so sicher ist es, daß er diese Absicht überaus bald wieder aufgab oder doch aus den Augen verlor. Man überlege die Situation. Man überlege den rauschhaften Sturz nach oben, den es für unseren Fremdenführer, Feuerwehrmann und vielleicht Soldaten

in der Zarenarmee und jedenfalls kleinen Defraudanten von Gummisäcken und Galläpfelkisten — was es für diesen Mann mit der Peitsche des Kindheits-Elends hinter dem Rücken bedeutet, daß er von dieser Fürstin mit den dreiunddreißig Namen erhört wird. Jetzt erst ist er vor sich selber bestätigt — und nicht durch seine früheren Taten odysseischer Schläue und nicht durch die hunderttausend Pfund, zu denen sich sein Bankguthaben damals schon geschwellt haben mag. Daß die Firma Maxim-Nordenfeldt den widerrufenen Auftrag dann doch überschrieben bekam und daß diesem ersten Auftrag dann noch ungezählte weitere folgten, das hat bei dem Werden und Wachsen der Leidenschaft zwischen diesem Manne und dieser Frau ganz gewiß keine größere Rolle gespielt als all die anderen Selbstverständlichkeiten wechselseitiger Hilfsbereitschaft, wie sie sich aus solcher Weggemeinschaft überall und immer ergeben. Die Frau war in großer Bedrängnis. Die Brutalität des Gatten erwies sich als Ankünderin einer Geisteskrankheit, die ihn alsbald mit solcher Heftigkeit überfiel, daß er hinter den Türen eines Irrenhauses verschwand. Und kam für die gläubige Katholikin eine Ehescheidung auch nicht in Frage, so konnte man doch mit dem Tode des Bedauernswerten nach Ansicht der Ärzte in nicht allzuferner Frist rechnen.

Inzwischen greift die Frau mit behutsam ordnenden Fingern in das Leben ihres Gefährten ein. Er beschafft sich in aller Stille seine Heiratspapiere, er befestigt seine kommerzielle Stellung in London, er legt Wert darauf, in die Pariser gute Gesellschaft aufgenommen zu werden — er macht, wir haben es gesehen, einen Strich unter seine Vergangenheit. Nur Frauenfinger verändern einen Mann auf solche Weise von einem Tag auf den anderen. Gewissermaßen: er trägt von da ab keine grellen Kravatten mehr.

4

Er trägt so wenig grelle Kravatten, er ist mit einem Schlage so schweigsam geworden, er macht die Stummheit von diesem Augenblick an sosehr zum System seines Lebens, daß wir für die folgenden Jahre nun erst recht in Finsternis tappen. Wenig, was da ins Licht taucht. Den Rußland-Geschäften scheint der Mann für das nächste Jahrzehnt planmäßig aus dem Wege gegangen zu sein — es sind nun schon mehrere Schauplätze auf diesem Erdball, die für ihn mit Vergangenheiten belastet sind. Strich drunter! Auch anderswo gibt es Gold für die Händler des jähen Todes. Spanien — davon haben wir schon gesprochen. Nach einer Angabe des Internationalen Biographischen Archivs in Berlin betrug die Summe der von Zaharoff in diesem Lande ergatterten Aufträge zwei Monate nach seinem Zusammentreffen mit der Herzogin von Villafranca dreißig Millionen Pfund Sterling. Jetzt aber hinüber nach den spanisch-portugiesischen Republiken in Südamerika! Sie sind ein anderer Balkan. Bolivien—Paraguay—Argentinien—Chile. Wann, wo, wie Basil Zaharoff in das Gewirr von Raubkriegen, Revolten, Revolutionen, nationalen Erhebungen eingreift — das zu klären wird wieder einmal eine Zeugenvernehmung vonnöten sein. Aussagen:

Unser Gewährsmann St.: „Er ist damals nach Südamerika gegangen, weil es dort Krieg gab. Zwischen Argentinien und Chile. Diese Kriege sehen immer auf den ersten Blick so aus, als hätten sie nationale Hintergründe. De facto sind es Kriege zwischen England und den Vereinigten Staaten — um Erdöl, um Quebrachoextrakt, um Salpeter. Haben sich die Firmen dann in New York oder in London wieder geeinigt, so ist plötzlich wieder Frieden und die Nationalfahnen werden ein-

gerollt. Das war damals einer der Salpeterkriege. Zaharoff griff gegen alle Spielregeln in den Handel ein. Er fuhr hinüber und veranlaßte Argentinien und Chile, Frieden zu schließen. Es war sein Debut als Friedensstifter. Beide Staaten hatten nämlich von ihm noch keine Waffen bezogen. Beide Staaten kauften. Der Frieden währte fünf Monate, genau so lange, bis Zaharoff seine Ware geliefert hatte. Dann durften Argentinien und Chile wieder beginnen. Es war übrigens ein kleiner Krieg — er kostete nur 16.000 Tote."

Zeuge de S., Generalkonsul der Republik Paraguay: „Ihr Gewährsmann ist völlig uninformiert. Es gab damals gar keinen Krieg zwischen Argentinien und Chile. Dieser Coup Sir Basil Zaharoffs mit dem Fünfmonatfrieden spielt später, erst im Jahre 1902, und zwar zwischen Panama und Columbien, als Panama von Columbien abfiel und sich selbständig machte. Aber damals, 1894, als nach der Behauptung Ihres Gewährsmannes der Konflikt zwischen Argentinien und Chile sein sollte, damals war ja der Chaco-Krieg! Zwischen Bolivien und Paraguay! Wahrscheinlich verwechselt das Ihr Gewährsmann! Es ist wahr, daß die Bolivianer damals für ein paar Monate die Feindseligkeiten einstellten, um sich von Basil Zaharoff ausrüsten zu lassen — und dann begannen sie wieder. Aber uns hat er nichts geliefert! Richtig ist nur, daß ein paar Monate Ruhe war, denn als die Bolivianer nicht angriffen, griffen wir selbstverständlich auch nicht an, wir haben von uns aus immer Frieden gehalten im Chaco! Aber Basil Zaharoff ließen wir gar nicht ins Land. In Bolivien wurde er übrigens später verhaftet, weil ein Konkurrent von einer anderen englischen Firma ihn anzeigte. Man hat bei ihm auch Dokumente gefunden; aus denen ist hervorgegangen, daß er alle hohen Offiziere in Bolivien bestochen hat, damit sie nicht von diesem

englischen Konkurrenten kaufen, sondern von ihm. Und zwar obwohl er um fünfzig Prozent teurer geliefert hat als der andere Engländer. Zaharoff ist darauf in La Paz ins Gefängnis gekommen, aber dann ist er entsprungen, und zwar hat er mit einem Strick, den er aus seinem Betttuch gemacht hat —" (Folgt die Fluchtgeschichte aus den Casanova-Memoiren.)

Noch einmal der Zeuge St.: „Was Ihnen de S. sagt, ist echt südamerikanisch. Das ist ganz verworrenes Zeug. Zum Beispiel war der Abfall Panamas von Columbien eine reine Operettenrevolution. Die Vereinigten Staaten wollten den Panamakanal bauen, Columbien wollte die Konzession nicht verlängern — und so arrangierten die Vereinigten Staaten eben den Abfall der Provinz Panama, um sich mit diesem neuen Staate sofort über eine Konzession zu verständigen. Da gab es keine Unterbrechung und keine Wiedereröffnung der Feindseligkeit auf Kommando Zaharoffs — weil es überhaupt keine Feindseligkeiten gab! Soviel über Panama. Dagegen gebe ich zu, daß ich den argentinisch-chilenischen Konflikt mit dem ewigen Chaco-Krieg zwischen Bolivien und Paraguay verwechselt haben kann. Zaharoff hat eben damals in a l l e n südamerikanischen Angelegenheiten seine Finger gehabt. Aber glauben Sie de S. nicht, wenn er sagt, daß Paraguay ein Unschuldslamm und in der Defensive war und mit Zaharoff nichts zu tun hatte. Das Gegenteil ist wahr! Fragen Sie einen Bolivianer! Und vollends verkehrt ist, was Ihnen de S. über diese Affaire Zaharoffs in Bolivien aufbinden will. Die Sache verhält sich so, daß Zaharoff damals tatsächlich wegen Bestechung hoher Militärpersonen und wegen Lieferung zu übermäßigen Preisen denunziert wurde — aber nicht von dem Agenten einer englischen Konkurrenzfirma, wie de S. erzählt, sondern von einem Londoner Journalisten namens Thomas

oder so ähnlich. Zaharoff wurde verhaftet und man fand bei ihm geheime militärische Dokumente! Aber er kam damals durchaus nicht wieder ins Gefängnis, wie de S. behauptet; man hat energisch und mit Erfolg für ihn interveniert, und die Entrüstung über diesen Journalisten, der in mehreren Staaten gegen Zaharoff intrigierte, war allgemein. Sogar nach Japan soll er Zaharoff damals nachgereist sein, um gegen ihn Stimmung zu machen. Daraus wurde später die große japanische Mitsoui-Affaire! Es war derselbe Journalist, der den Admiral Fujii zu Fall brachte. Die wahren Motive dieses Thomas für seinen Haß gegen Zaharoff sind nie bekannt geworden. Vielleicht eine Frauenaffaire? Aber das Wichtigste: das Ganze hat sich nicht, wie Herr de S. behauptet, in La Paz ereignet, sondern es war der Anlaß für die große chilenische Offiziersrevolte! Die Sache spielt nämlich gar nicht in Bolivien, sondern in Chile!"

Ich habe es bewußt unterlassen, diesen Teil des Aktes St. nun wieder zu Herrn de S. zu tragen; ich hatte einfach Angst vor seiner Antwort. Aber die bisherigen Ergebnisse dieses kontradiktorischen Verfahrens sind immerhin schon jetzt bis zu einem gewissen Grade zu überprüfen:

1) Der Abfall Panamas von Columbien wurde von einem Jünger Ferdinand von Lesseps' arrangiert, einem einbeinigen Kriegsinvaliden namens Bunau-Varilla, der das Panama-Kanal-Objekt an die Vereinigten Staaten verkaufte und in ihrem Auftrage Revolution machte. Er selbst, der sich gleich zum „Gesandten" Panamas ernennen ließ, um nach Washington zu gehen, sich die Anerkennung der neuen Republik zu holen und dagegen die Verlängerung der Konzession zu erteilen, hat erklärt: „Ich bin der letzte Mann, der einen Staat gegründet hat, ohne daß ein Tropfen Blut geflossen ist." Was den Panama-

Kolumbien-Konflikt betrifft, sind also die Angaben des Zeugen de S. zweifellos unrichtig.

2) Die Geschichte von dem von Zaharoff diktierten Fünfmonatfrieden zwecks Bewaffnung beider Streitteile wird von mehreren weiteren, voneinander offenbar unabhängigen, allerdings nur journalistischen Quellen bestätigt. Eine von ihnen nennt als Schauplatz Argentinien-Chile, andere sprechen nur von „zwei Staaten in Südamerika". Danach scheint es festzustehen, daß Basil Zaharoff diesen kleinen Coup mit „nur sechzehntausend Toten" tatsächlich gestartet hat — doch muß die Frage nach dem Schauplatz ungeklärt bleiben. Ebenso ungeklärt bleiben wie

3) die Lokalisierung der nach de S. in Bolivien, nach St. in Chile spielenden Korruptionsaffaire. Aber läßt die Dokumentation auch hier zu wünschen übrig, so wollen wir uns doch gerade diesen Fall, der sich von den früheren, „streichhaften", spielerisch-witzigen schon so wesentlich unterscheidet, genauer ansehen. Ein Mann, der nach der einen Version Agent einer Konkurrenzfirma, nach der anderen ein englischer Journalist ist und dessen Namen von St. mit „Thomas oder so ähnlich" angegeben wird, hat Zaharoff wegen Bestechung hoher Militärfunktionäre und Lieferung zu übermäßigen Preisen bei einer von uns zunächst nicht feststellbaren Regierung denunziert. Zaharoff wird verhaftet, aber „man" interveniert und er wird wieder freigelassen. (Die Version von einer neuerlichen Gefängnisflucht mit Hilfe des berühmten Strickes lassen wir außer Kombination.)

4) Wer ist aber dieser „Herr Thomas"? St. sagt, er sei Zaharoff nach Japan nachgereist (wodurch wir von einem an anderer Stelle nicht dokumentierten Aufenthalt Basil Zaharoffs im Fernen Osten erführen) und „daraus wurde später die große japanische Mitsoui-Affaire; es war derselbe Journalist, der den Admiral Fujii zu Fall

brachte". Diese Angaben sind zu präzise, als daß wir uns über sie ohne weitere Prüfung hinwegsetzen dürften. Vielleicht ist die Sache von hinten aufzurollen, also von dieser mehrfach erwähnten Mitsoui-Affaire? Sehen wir uns diese jedenfalls einmal an — wir folgen dabei am besten japanischen Quellen: dem Japan Weekly Chronicle von Juni und Juli 1914:

Japan rüstet auf, der Bau eines Kreuzers wird ausgeschrieben, unter den Offerten liegen zwei, die in engere Wahl zu ziehen sind: das eine von der englischen Firma Armstrong, das andere von der englischen Firma Vickers. Diese Firma wird zu jener Zeit, 1910, von Basil Zaharoff geleitet — wie es dazu kommt, wird uns noch beschäftigen. Mit Armstrong steht sie in einem erbitterten unterirdischen Konkurrenzkampf, unbeschadet der Tatsache, daß die Konkurrenten schon damals bei einer ganzen Reihe von Transaktionen Schulter an Schulter und Bankkonto an Bankkonto auftreten müssen. (Später wird dieses „Schulter an Schulter" in ein gemeinsames Debacle und zu einer Fusionierung der alten Widersacher führen: aber bis dahin hat es noch Zeit — das ganze große Geschäft eines Weltkrieges liegt dazwischen.) Damals also, 1910, liegen zwei Offerte in Tokio, und der japanische Konteradmiral Fujii wird nach England geschickt mit dem Auftrag, die Kostenvoranschläge und Spezifikationen der beiden Rivalen an Ort und Stelle zu prüfen. Im März 1910 betritt er englischen Boden, im August berichtet er an das Naval Stores Department in Tokio: Das Offert der Firma Vickers ist nicht nur präziser, sondern auch billiger. Und im November wird das Schiff von der japanischen Regierung bei Vickers bestellt. Später kommt heraus, daß es da einen Direktor der Firma Vickers gegeben hat, der auf sehr gutem Fuße mit dem Konteradmiral Fujii stand. Er bat ihn, seinen guten

Willen gegenüber Vickers zu bezeugen und den Vertrag zustande zu bringen. Nach der Rückkehr des Admirals nach Japan bezeugte dieser Direktor nun auch seinerseits seinen guten Willen. Und zwar indem er durch Jahre dem Admiral gewisse größere Geldbeträge überwies. Weitere Untersuchung des Falles ergibt, daß der Herr Admiral auch von anderen englischen Rüstungsfirmen Provisionen genommen hat. Aber wir geraten da in eine Affaire von 1910. Sollte sie mit unserer Sache von der Mitte der neunziger Jahre irgendwie in Verbindung stehen, so wird es nötig sein, den hier erwähnten alten Beziehungen des Herrn Fujii zu diesem einen Direktor der Firma Vickers auf den Grund zu gehen. Was heißt zum Beispiel das wortkarge "it turned out" des Originalberichtes? Wieso kam die Bestechung des Admirals durch die Firma Vickers ans Licht? Eine Denunziation? Sollte vielleicht die Spur jenes mysteriösen Journalisten, der Zaharoff irgendwo in Südamerika denunziert hat, auch im Fujii-Prozeß zu finden sein? Suchen wir in den Prozeßberichten aus Tokio nach einem Journalisten!

Und wir finden: „Der Reuter-Korrespondent in Tokio kaufte von einem ehemaligen Beamten der Siemens-Schuckert-Werke ein Geheimabkommen, das die Auszahlung oder das Versprechen von Bestechungsgeldern seitens Siemens Bros, London, an den Konteradmiral Fujii betraf. Im Verlaufe der Angelegenheit ergab es sich, daß ein regelrechtes Bestechungssystem von Seiten der Rüstungsfirmen bestand und daß die erwähnten Summen von dem Konteradmiral Fujii entgegengenommen worden waren."

Da hätten wir also wieder einmal einen Journalisten, der sich für Rüstungsangelegenheiten interessiert. Es scheint sich da so etwas wie ein Standard-Typus für Zaharoff-Skandale herausbilden zu wollen.

Darum nochmals: Wer ist dieser denunzierende Journalist? Vielleicht bringt uns die Frage weiter: Wem zuliebe, cui bono wird denunziert? Im Falle Fujiis und des bei der Firma Vickers bestellten Kreuzers führt diese Spur rein systematisch zunächst hinüber zum Konkurrenten, also zu Armstrong. Von der Firma Armstrong selbst wäre natürlich selbst dann nichts zu erfahren gewesen, wenn sie sich nicht inzwischen mit ihrem damals so heftig bekämpften Konkurrenten verbunden hätte. Aber es gibt noch andere Möglichkeiten, um in der Geschichte der Firma Armstrong nach diesem mysteriösen „Mr. Thomas oder so ähnlich" zu suchen. Im Jahre 1904 hat die Firma Armstrong einen ganz unbedeutenden, von der Öffentlichkeit kaum beachteten Provisionsprozeß geführt. Gegen einen Journalisten. Er heißt Thompson — Robert Lawrie Thompson. Doch darüber berichten wir lieber nicht selbst, sondern geben G. A. Perris das Wort; er hat den kleinen Fall in einer pazifistischen Brochure „The War Traders" so weit kommentiert, als ihm das bei seiner notwendigerweise damals noch fehlenden Kenntnis der hier mitgeteilten Zusammenhänge möglich war:

„Am 14. und 15. Dezember 1904 trat ein gewisser Robert Lawrie Thompson, ehemaliger Sonderberichterstatter der Times, vor dem Kanzleigericht unter Vorsitz Mr. Justice Warringtons gegen Sir W. G. Armstrong als Kläger auf. Er beanspruchte Rechnungslegung und Zahlung einer Provision und anderer Summen, von denen er behauptete, daß die genannte Firma oder ihre Vorgängerin Armstrong, Mitchell & Co. sie ihm auf Grund von Bestellungen von Kriegsschiffen und anderem Kriegsmaterial seitens der Regierungen Chiles, Chinas und Japans während der Jahre 1892—98 schuldete. Der Fall wird nur kurz berichtet, aber die Times bringen folgende Einzelheiten:

Nachdem Mr. Dankwerts den Standpunkt des Klägers dargelegt hatte, sagte Mr. Rufus Isaacs für die Beklagten, daß er sich freue, den Gerichtshof dahin informieren zu können, daß die Parteien einen Vergleich geschlossen hätten, der einer öffentlichen Darlegung nicht bedürfe. Es wurde demnach Ruhen des Verfahrens beschlossen — und wer hegt Zweifel an der Klugheit der Firma Armstrong? Aber da die dann folgende Feststellung keinem Einspruch begegnete, kann wohl ihre Richtigkeit angenommen werden, umsomehr als es sich ja um einen ehemaligen Mitarbeiter der Times handelt. „Es stellte sich heraus", sagt der Bericht, „daß der Kläger noch aus der Zeit seines früheren Berufes vieles wußte, was an verschiedenen Stellen der Welt vor sich ging und daß er mit vielen hohen Funktionären und Persönlichkeiten des Auslands bekannt war. Seine Beziehung zur beklagten Firma war nicht die eines gewöhnlichen Vertreters. Seine Aufgabe bestand darin, auszukundschaften, was in den verschiedenen fremden Ländern vor sich ging, seiner Firma zu melden, was aller Wahrscheinlichkeit nach gebraucht werden würde, und überhaupt den Boden für Bestellungen von Kriegsschiffen und Kriegsmaterial zu bereiten. De facto", sagte der Anwalt, „ähnelte seine Stellung irgendwie derjenigen eines privaten Diplomaten oder Gesandten." Das scheint wohl glaubhaft. Alle ausländischen Korrespondenten führender Blätter haben ihre eigenen Informationsquellen; viele unter ihnen haben in den Ländern, in denen sie leben, beträchtlichen Einfluß. Die Times setzen ihren Stolz darein, einen dem diplomatischen Apparat möglichst stark angeglichenen Stab zu unterhalten. De Blowitz in Paris und Dr. Morrison in Peking sind nur zwei der bemerkenswerten Namen in dieser Hierarchie, und allgemein bekannt ist es ja, daß Mr. Bourchier, der Sonderberichterstatter der Times auf dem Bal-

kan, einer der Urheber des Balkanpakts gewesen ist.

Von 1886 bis 1897 also war Mr. Lawrie Thompson „privater Diplomat oder Gesandter“ für die Armstrong-Gesellschaft, und bis September 1894 war er gleichzeitig Spezialkorrespondent der Times. Er stellte diese Tätigkeit ein infolge von Meinungsverschiedenheiten bezüglich der politischen Lage im Orient. Sein erstes Tätigkeitsfeld war Spanien und Portugal, „doch erwies sich dies als ein nicht sehr einträgliches Geschäft“. Späterhin begann Mr. Thompson die Firma in Argentinien und Chile zu vertreten, in welch letzterem Lande, wie der Anwalt sagte, „besondere Umstände ihm die Erlangung von Orders erleichterten“. Worin die besonderen Umstände bestanden, wird uns nicht mitgeteilt. Aber offenbar war das Ergebnis zufriedenstellend, denn im August 1892 kam das bemerkenswerte Provisionsübereinkommen zustande betreffs Unternehmungen des „privaten Diplomaten“ in Südamerika und im Fernen Osten. Mr. Thompson kam im Jahre 1893 nach China und blieb bis Mai 1897 im Osten; und es handelte sich um Beträge, die ihm aus dieser Vereinbarung zustanden, als er gegen die Armstrong Company die Klage einbrachte. Wieviel Mr. Thompson beanspruchte und wieviel Armstrong bezahlte — das wissen wir nicht. Aber da mindestens £ 5000 allein für Kosten verlangt wurden, ist anzunehmen, daß die Streitbeträge beträchtlich waren.“

Man sieht — ein ganz unbedeutender Provisionsprozeß. Herrn Perris ist er eine der ungezählten Stützen für seine pazifistische These. Uns aber bedeutet er mehr. Ich behaupte, daß wir hier den Schlüssel für die Aussagen der Zeugen de S. und St. über die mysteriöse Tätigkeit Basil Zaharoffs während des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts in Händen haben. Wir haben diesen Schlüs-

sel mit mehr Glück als Verdiensten gefunden, auf dem Umweg über ein paar Jahrzehnte und den armen Admiral Fujii — immerhin, wir haben ihn gefunden.

Dieser Mister Robert Lawrie Thompson, öffentlich Spezialkorrespondent der Times und im geheimen Agent der Firma Armstrong, ist nach allen kriminalistischen Wahrscheinlichkeitsgesetzen identisch mit dem Manne, den wir aus der Aussage des Zeugen St. kennen und der „Thomas oder so ähnlich" geheißen hat — seines Zeichens Journalist und aus unbekannten Gründen an Armierungsangelegenheiten interessiert. Durch den hier mitgeteilten kleinen Provisionsprozeß sind diese unbekannten Gründe für uns kein Geheimnis mehr. Dieser kleine Prozeß ist die stille Tragödie von Basil Zaharoffs erfolglosem Gegenspieler. Verfolgen wir seine Spur! Portugal, Spanien — „doch erwies sich dies nicht als ein sehr einträgliches Geschäft". Das wollen wir Herrn Thompson gern glauben — in Spanien gab man eben zu jener Zeit seine Ordres einer anderen englischen Firma, die geheimnisvollerweise die Protektion der Herzogin von Villafranca genoß! Also weicht Mr. Thompson aus, hinüber nach Südamerika. Argentinien, Chile — wir sind den Namen in unseren Untersuchungen immer wieder begegnet. Hier stößt Herr Thompson noch einmal mit Zaharoff zusammen und hier behält er sogar die Oberhand! Stimmt die Behauptung unseres Freundes St., daß Zaharoffs Mißgeschick (Bestechung, Denunziation durch einen Journalisten, Verhaftung) ihn im Staate Chile betroffen hat? Wir wollen es glauben; denn wie sagt der seine Worte überaus vorsichtig setzende Anwalt? „Chile, wo ihm besondere Umstände die Erlangung von Ordres erleichterten." Sollte dies der Wink mit dem Zaunpfahl gewesen sein, auf den hin die Firma Armstrong den Prozeß mit diesem vieles wissenden Provisionär lieber doch

nicht weiterführte, sondern verglich? Jedenfalls: wir sind da auf der richtigen Spur, denn wir hören ja sogar noch, daß Herr Thompson nach dem Fernen Osten hinübergeht. Japan! Aber dort scheint er wieder weniger vom Geschäftsglück begünstigt gewesen zu sein, sonst hätte sich die Firma Armstrong wohl nicht erst von ihm auf Provisionszahlung klagen lassen. Dieser Mr. Thompson war bestimmt ein tüchtiger Kaufmann. Aber sein Schicksal hatte ihm verhängt, daß er durch ein Jahrzehnt genau denselben Weg über diese Erde nehmen mußte wie ein noch Tüchtigerer. Von Spanien über Argentinien und Chile nach Japan. So unterlag er. Und prozessierte um ein paar tausend Pfund, indes jener Tüchtigere in seinem Sturz nach oben schon astronomische Distanzen erklommen hatte. Los des Besiegten: er taugt uns nur mehr, den von Geheimnissen umwitterten Weg des Siegers kriminalistisch zu spiegeln.

(Ich sollte es im Interesse meines detektivischen Prestiges nicht verraten — aber ich habe diesen Spiegel mit noch mehr Glück und mit noch weniger Verdiensten gefunden, als der Leser vermutet: Später stellte sich heraus, daß „ein Direktor der Firma Vickers", der den Admiral Fujii bestach, gar nicht Sir Basil persönlich war, sondern einer seiner Untergebenen, der Leiter der Barrow-Werft. Und der Journalist, der in Tokio die kompromittierenden Dokumente kaufte, war nicht unser Mr. Thompson, sondern schon eine neue Inkarnation seines Typus, ein Herr namens Pooley. Aber ein hoher Funktionär von Scotland Yard, dem ich dies erzählte, tröstete mich in meinen Minderwertigkeitsgefühlen mit der vertraulichen Mitteilung, daß dergleichen auch dort schon ein- oder zweimal vorgekommen sein soll.)

Das ist aber nun auch alles, was sich aus dieser Zeit bis zum Jahre 1904 bezüglich der Tätigkeit unseres Sir

Basil ans Licht bringen läßt. Wir kommen uns vor, als leuchteten wir mit einer einsamen Taschenlaterne in einen breiten, tiefen und schwarzen Schacht. Die neue Methode des Geheimnisses, diese von einer Frau dirigierte, erweist sich als ungleich wirksamer denn die früher, in fröhlichen russischen Zeiten angewandte Vernebelungstaktik.

Immerhin — noch ein fixierbarer Punkt in diesen Jahren eines sarghaften Schweigens: Am Sitz der Firma, in England, hat sich Hiram Maxim immer mehr von den eigentlichen Geschäften weg- und zu einer repräsentativen Figur emporentwickelt. Womit beschäftigt er sich? Das Maschinengewehr ist erfunden, Besseres kommt nicht mehr nach. Die Zeit des Boxens, der Mausefallen, der kleinen aber feinen Apparaturen ist für den Arrivierten und Saturierten vorüber. Er baut um viel Geld einen „Drachenflieger", zehn Meter hoch und doppelt so lang und dreimal so breit. Fliegen kann dieser gespenstische Plesiosaurus zwar kaum oder eigentlich gar nicht, aber er wirkt auch auf der Erde sensationell. Das ist kein Unterseeboot, das kauft nicht einmal Griechenland, das sind keine Geschäfte. Wenn die Geschäfte trotzdem wachsen und blühen, so ist das eben das Verdienst eines ehemaligen jungen Mannes aus Tatavla, der inzwischen schon volle zwanzig Jahre gut getarnt bei seinem neuen Gewerbe ist. So geht das nicht weiter. Dieser Herr Maxim ist für ihn nicht mehr der richtige Kompagnon. Wie wäre es wieder einmal mit einem erweiterten Wirkungskreis?

Firmenregister vom Jahre 1897: Die Firma des sichtbaren Herrn Hiram Maxim und des unsichtbaren Herrn Zaharoff wird verkauft. Käufer: Vickers Sons & Co. Kaufpreis: 1,353.334 Pfund Sterling, zu zahlen an die Herren Maxim und Zaharoff teils bar, teils in Aktien der neuen Vickers-Gesellschaft. Und das ist nun allerdings wieder einmal ein Wendepunkt, nicht für den Menschen,

aber doch für seine Karriere.

Um zunächst einmal Herrn Maxim zu erledigen: Der eitle Mann hat es sich vermutlich bei den Verkaufsverhandlungen ein gutes Stück Geld kosten lassen, daß sein Name in der neuen Firma aufscheint — und jetzt bereitet man ihm in dieser neuen Firma Vickers-Maxim eine Art Ehrengrab im Verwaltungsrat. Er wird „seine wertvollen Erfahrungen auch weiterhin der Firma als technischer Berater zur Verfügung stellen" — wer die Sprache der Industrie kennt, der weiß, was das zu bedeuten hat. Einmal tritt er doch noch hervor. Das ist im Burenkrieg. Es wird seit vielen Monaten erbittert gekämpft und die Engländer zwingen das kleine Volk dort unten in Afrika noch immer nicht in die Knie. In der City wird man nervös: Baisse in Minenwerten, die südafrikanischen Goldminen arbeiten nicht mehr! Die Delegierten der Buren sitzen im Haag — man muß ihnen einen Friedensvermittler hinüberschicken! Wer in der Londoner City als erster darauf verfallen ist, mit dieser heiklen Privataktion gerade unseren Sir Hiram Maxim zu betrauen, ist nicht mehr festzustellen. Vielleicht ließen ihn Basil Zaharoffs Erfolge als Friedensengel in jenen beiden südamerikanischen Staaten nicht schlafen. Jedenfalls: er fährt (nachdem der britische Außenminister Lord Salisbury zu dieser Aktion kopfschüttelnd seinen Segen gegeben hat) mit einer dicken Brieftasche hinüber nach dem Haag, er verspricht den Buren hunderttausend Pfund Sterling, wenn sie Vernunft annehmen, zu Gottes höherer Ehre Frieden schließen und zu Ehren der Londoner City die Arbeit in den Goldminen möglichst rasch wieder aufnehmen wollen — und er fährt nach ein paar Tagen unverrichteter Dinge und ein wenig beleidigt über den Kanal zurück. Die Firma Vickers wird noch durch mehrere Monate Waffen für den Burenkrieg liefern müssen, ehe die Sache dort unten

bereinigt ist und die Goldminen-Aktienkurse wieder guten Gewissens emporklettern können. Jedenfalls — die Ausgabe von hunderttausend Pfund Sterling hat Sir Hiram der Londoner City erspart. Von da ab bleibt der alte Herr noch bis zum Jahre 1911 im Verwaltungsrat der Vickers-Gesellschaft. Dann zieht er sich zurück. Sang- und klanglos. Und schreibt Memoiren.

(Wollen wir noch ein Wort über diese Firma Vickers hören, die es sich leisten kann, eine und ein Drittel Million Pfund Sterling für den Ankauf des repräsentativen Herrn Maxim und des tüchtigen Herrn Zaharoff aus der Tasche zu ziehen? Gegründet 1828 von einem Herrn Naylor und seinem Schwiegersohne Edward Vickers in der Nähe von Sheffield; der Sohn dieses Edward Vickers geht nach Deutschland, nach Essen, zu Krupp in die Lehre und lernt, wie man Gußstahlblöcke fabriziert; in den Sechzigerjahren liefert man Stahl für Geschütze, in den Achtzigerjahren fabriziert man diese Geschütze schon selbst, man liefert an die englische Flotte und verdient daran so viel, daß man sich nun also im Jahre 1897 die Herren Maxim und Zaharoff kaufen kann. Genug, den Herren Vickers werden wir in diesem Buche persönlich kaum mehr weiter begegnen.)

5

Was aber bedeutet diese Transaktion für Herrn Zaharoff? Jetzt, um die Jahrhundertwende, wollen wir ihn uns doch wieder einmal ansehen, unseren Glückspilz, wie er da eben in seinem hochglänzend lackierten, wohlgefederten zweispännigen Wagen von der Place de l'Etoile um die Ecke in die Avenue Hoche biegt. Es ist ein schöner Tag, der hochgewachsene Herr, der satt und elastisch

in seinem wohlangemessenen Anzug wohnt, hat den sommerlich leichten Überrock nachlässig um die Schultern geworfen, ungreifbar südlich, unnachahmlich und ein wenig zu schwungvoll, obgleich dieser Überrock und dieser Anzug in Old Bond Street geschnitten sind und obwohl die Kravatte im korrekten Ausschnitt der Weste in den stumpfen Farben des nebeligen Königreiches der Inseln glimmt. Nein, dieser Herr trägt keine grellen Kravatten mehr. Worin also liegt dieser Schwung? Im ergrauenden Blondhaar? In dieser Barttracht, so gepflegt wie verwegen, die an der des dritten Napoleon sich gebildet hat? Im stählernen Temperament der Gebärde? Ah, ein Verkleideter! Aber nicht mehr die große Katze von ehedem — denn der Raubtiersprung dieses Lebens ist schon gesprungen! Dieser Herr da mag Präsident einer lateinischen Republik sein; er hat Todesurteile unterschrieben, seinen Vorgänger hat er erschießen lassen, er hat eine Frau geraubt; und jetzt hat ein anderer ihn gestürzt und er wartet und er wohnt in Paris und verbirgt sich in Anzügen aus London! Nein, auch das stimmt nicht ganz. Diesen Herrn da hat noch keiner im politischen Zweikampf aus dem Sattel gehoben. Den stürzt man nicht. Der ist auch kein Redner — der ist ein Schweiger. Die achatenen Augen, kühn, klar und kalt, sind so erzen und eisig, daß es dich ein wenig fröstelt. Das sind die leicht gekniffenen Augen eines Fernhinschauenden, eines, der gewohnt ist, über große Strecken hinzublicken ebenen Landes oder ebener Wasser. Und jetzt erkennen wir ihn auch schon in seiner Vermummung! Dieser Herr da ist ein südländischer Admiral! Und vom Stamme jener südländischen Admirale, die seit bald einem halben Jahrtausend kreuzen auf allen Meeren. Jetzt sind wir auf der richtigen Fährte. Ein Conquistador! Hat er nicht eben ein paar Staaten im südlichen Amerika unterjocht, dieser in Old Bond Street in modisch stumpfe Ne-

belfarben vermummte Ferdinand Cortez oder Christoph Colomb? Und wie er jetzt seiner Brieftasche eine kleine Banknote entnimmt, fünf englische Pfund, und sie für einen Augenblick zwischen langen, leicht seitlich gekrümmten und ein wenig von Tabak gebräunten Fingern mit einer längst ins Unbewußte zurückgeglittenen Geldwechslergebärde prüfend gegen das Licht hält —

Nein, halt! So rasch lassen wir ihn diesmal, da er auf der Höhe der Mannheit steht, an uns nicht vorüber! Diese saffiangeschmeidige Brieftasche mit dem diskret gravierten Monogrammschild hat es uns angetan. Sie ist ein wenig zu vollgepfropft, sie wird bald unansehnlich werden — dann bekommt sie der Diener, der jetzt vorn auf dem Kutschbock sitzt und die Pferde lenkt. Aber heute ist sie noch auf der Höhe ihres saffiangeschmeidigen Lebens. Und was enthält sie?

Visitenkarten. Neue Adresse: 41, Avenue Hoche. Dort haben wir uns ein kleines, vornehm stilles Wohnhaus gemietet, seit aus den zäh gesammelten Maxim-Anteilen beim Verkauf nicht nur gute Vickers-Aktien sprangen, sondern auch noch besseres Bargeld. Beugen wir uns ein wenig aus unseren Fenstern, so ruht der Blick aus auf dem satten Grün der Wipfel des Parc Monceau.

Geld? Nein, Geld wird in dieser Tasche nicht viel zu finden sein. Ein paar Pfunde, ein paar hundert Franken, ein Scheckbuch. Wie groß ist die Ziffer, die wir auf einen dieser Schecks schreiben dürfen, ohne Gefahr zu laufen, daß die Bank ihn zurückweist? Zweihunderttausend, vierhunderttausend Pfund Sterling? Wir wissen das nicht mehr so ganz genau und wir werden die Belastungsprobe nicht unternehmen, noch nicht unternehmen, so sehr das auch locken mag. Zu dem Scheck von einer Million Pfund Sterling, den wir einmal dem Prinzen von Monaco auf den Tisch legen werden, hat es noch gute

Weile. Was ist uns dieses Geld, dessen Quellen wir fließen gemacht haben an allen vier Ecken der Kontinente dieses rollenden Erdballs? Ach, denken wir nicht darüber nach, solange wir noch satt und elastisch in wohlgeschnittenem Anzug wohnen, prallhäutig und muskelzäh.

Denken wir nicht nach und stöbern wir lieber spielerisch weiter in den Fächern dieses saffianweichen und ein wenig überfüllten Behältnisses unseres Erdenwegs. Was ist das? Ein Brief. Wir dachten ihn schon weggeworfen zu haben; er ist von einem Mädchen in London, einer kleinen Schauspielerin — wie hieß sie doch, wir merken uns ihren Namen nicht. Sie ist namenlos wie die Kreatur. Und wird doch noch einmal, drei Jahrzehnte, vier Jahrzehnte später, eine grauhaarige Frau, aus Ärmlichkeit und Enge zu Tage tauchen und Zeugin sein, in Sachen eines kleinen Mannes aus Wilkomir — Gespenst einer Vergangenheit, die nicht, nie, niemals gewesen sein darf. Wir aber wohnen heute noch prallhäutig und muskelzäh im glatten Felle unserer reifen Jahre und sind so gnadelos und so sündelos wie jede andere Kreatur, die die Kreatur frißt.

Ah, da — ein Bild. Eine Photographie. Wir kennen die dreiunddreißig klingenden Namen dieser Großen von Spanien. Da steht sie, schwarzhaarig, schlank. Zwei Mädchenkinder halten ihre schmalen Körper an sie geschmiegt. Wie heißen sie? Und wem gleichen sie? Und nach wem werden sie erben, einmal dort hinten, in so ferner Gedankenferne, daß du an sie nicht rühren darfst in diesen Jahren der Mannheit? Aber es ist schön, achatenen Seefahrerblicks in diesen Kindergesichtern zu forschen, indes man lässig zurückgelehnt in hochglanzlackiertem und federndem Wagen sitzt (Stahlfedern aus Sheffield!) und ein windig blauer, ein alle Fernen ahnen lassender Him-

mel zwischen Wipfeln und Häuserfirsten niederschaut auf unser Vorübergleiten. Denn noch sind wir jung!

Denn noch sind wir jung. Fünfundvierzig Jahre sind wir kaum alt. Wir könnten es vielleicht anders erfahren, wenn wir noch einmal griffen in dieses Behältnis unseres Erdenwegs, in jenes letzte und geheimste Fach, darin ein Dokument, einmal herbeigeschafft für eine Hochzeit, verborgen liegt; ein gelber Fleck frißt um sich im Papier. Greif nicht danach — noch geht es aufwärts.

6

Aber wir verlieren uns — es ist kein Zufall, daß wir es in diesem Leben nicht so weit bringen werden wie Herr Basil Zaharoff. Nicht in den Dingen seines privaten Wandels haben wir ihn hier zu belauern. Uns interessiert: was hat er bisher geleistet? Ach, wir meinen damit weder die Zahlen seines Kontos noch die Zahl der Menschen, die man mit Hilfe der von ihm gekauften Waffen ein paar Jahre früher, als ihnen bestimmt gewesen wäre, dem Staube zurückgegeben hat. Dieses Konto Herrn Basil Zaharoffs, auf dessen Eingangsseite Ziffern und auf dessen Ausgangsseite Menschenleben stehen, wird anderswo geführt — die Bucheinsicht ist für Lebendige verboten. Aber auf die Methode werfen wir einen Blick, auf die Methode, die in den Polemiken „System Zaharoff" heißt und von der Konkurrenz zwar oft kopiert, doch nie erreicht wird. Es wird sich nicht umgehen lassen, hier unter der Hand so etwas wie einen kleinen Leitfaden für angehende Rüstungsindustrielle zu liefern.

Wie steht es also mit dieser Methode Zaharoff? Sie hat drei neue Elemente in das Geschäft gebracht:

Das erste ist das „balkanische", wie wir es etwa in der

„Dienstag-Donnerstag-Wette“ kennen gelernt haben, in der Glasluster-Geschichte, in der Anekdote vom Admiral, dessen Sohn gern ebenfalls Yachtbesitzer wäre, im Falle Chile und, nun schon auf einen vergrößerten Wirkungsbereich übertragen, im Falle der offenbar von Zaharoff gestarteten und von den Konkurrenzfirmen nach Kräften bereicherten Bestechungsserie Tokio. Die Einzelheiten des Falles Tokio, aber auch schon die des südamerikanischen Vorspiels, zeigen die stark verfeinerte Technik, die herausgebildete Routine dieser Manöver. Daß man zu einem verantwortlichen Manne gehen und sagen kann „Morgen ist Donnerstag“ oder „Ich liefere Ihnen eine Yacht für 10 Pfund Sterling“ — das ist entweder in dieser zugespitzten Form nie ganz wahr gewesen, oder wenn es wahr war, so handelt es sich um verwegene, für beide Teile überaus gefährliche Ausnahmefälle, die mit Recht in die Sphäre des Anekdotischen hinübergerettet worden sind. Die verfeinerte, schon mit Sicherungen versehene Technik dieser bisher als balkanisch bezeichneten Methode, die wir von nun ab wissenschaftlicher „Bestechung in einem Staate“ nennen wollen, sieht drei Etappen und typische Elemente vor:

1) Die Vorbereitungshandlung, bestehend in der Auskundschaftung der bestechlichen Person (Privatlebens, dunkler Punkte, Leidenschaften, die zu Erpressungszwecken ausgewertet werden können), ferner Auskundschaftung des aktuellen Geschäftsanlasses und Auskundschaftung der Tätigkeit der Konkurrenz (samt Konkurrenzofferten und Industriespionage). Auf diese zur Sicherung der ganzen Transaktion unerläßlichen Vorbereitungshandlungen ist es zurückzuführen, daß man seit jenem südamerikanischen Falle um die Mitte der neunziger Jahre bei jeder Verhaftung eines Rüstungsagenten die typische Mitteilung findet, es seien bei ihm „geheime militärische

Dokumente“ beschlagnahmt worden — er sei „ein Spion“. Das ist gar nicht wahr. Die Zaharoffs brauchen diese Dokumente nicht, um den bespitzelten Staat an einen anderen zu verraten, sie verraten ihn nur an sich selbst.

2) Die eigentliche Bestechung — die nur selten in so primitiver Weise vorgenommen wird wie im Falle Fujii; die Überweisung von Beträgen nach Japan war Dilettantenarbeit und weist darauf hin, daß da Basil Zaharoff nicht persönlich operiert hat. (Tatsächlich ergab es sich ja dann, daß es ein Untergebener war.) Der bessere Fachmann arbeitete schon damals mit der Errichtung mehrerer Konten im Ausland und einem System von Decknamen. Nach der Aufdeckung des Falles Fujii ist man von der Bestechung von Einzelpersonen überhaupt abgekommen. Man besticht grundsätzlich ganze Gruppen maßgebender Funktionäre, die einander dann wechselseitig decken, weil ja die Entlarvung jedes einzelnen Gruppenangehörigen eine Untersuchung und damit das Auffliegen der ganzen Gruppe nach sich zöge. Daher der typische Ablauf fast aller Fälle mit Gruppenbestechung: Ein Aufflackern, ein paar Wochen allgemeiner Entrüstung — und eine Niederschlagung des Verfahrens aus militärischen, nationalen oder sonstigen Prestigegründen. Ein paar Jahre oder gar ein paar Jahrzehnte später ist dann, wie wir mehrfach gesehen haben, eine Erforschung des Falles, ja oft sogar seine exakte Lokalisierung unmöglich: jemand hat sich für die Akten interessiert und dann vergessen, sie auch wieder zurückzugeben. — Soweit Einzelbestechungen doch noch vorkommen, drücken sie sich kaum mehr in Bargeld aus, sondern in einem „Vorvertrag“: Der betreffende Funktionär wird nach seiner Pensionierung diesen und diesen Verwaltungsrats- oder Direktorposten mit dieser und dieser Dotierung antreten können.

3) Die Aktionen nach Punkt 1 und Punkt 2 kosten

Geld; dafür ist die Transaktion aber dann auch gesichert. Ist sie einmal gesichert, so kann man sehr wohl daran gehen, die Spesen ex 1 und 2 und womöglich noch einiges dazu durch entsprechende Verteuerung der Ware hereinzubringen. Hat man soviel riskiert, so ist es nur recht und billig, daß man auch noch eine Risikoprämie dazuschlägt. Daher das Zeugnis de S.: Zaharoff bekommt den Auftrag, „obwohl er um fünfzig Prozent teurer liefert als die Konkurrenz". Auch diese bedenkenlose Verteuerung ist typisch. Sie kann nur mit Sicherheit vorgenommen werden, wenn man die Konkurrenz mundtot macht; man beteiligt sie an der Ordre oder man beteiligt sie wenigstens am Nutzen. Unterläßt man das, so kauft irgendwo in der Welt ein Reuter-Agent kompromittierende Dokumente, oder ein junger oppositioneller Abgeordneter bekommt durch Zufall Material in die Hand — und irgendein Admiral Fujii beendet seine Karriere an einem Galgen.

Soviel über die „Bestechung in einem Staate" — wir werden all dem noch in Fleisch und Blut begegnen. Der zweite Pfeiler des Zaharoff'schen Systems ist das Prinzip der Doppelseitigkeit. Es ist die ureigenste Erfindung Basil Zaharoffs: die Bewaffnung habitueller Gegner, „Erbfeinde" und allenfalls solcher, die miteinander sogar schon im Kampfe liegen. Dann wird es sich allerdings empfehlen, wie in jenem südamerikanischen Falle (Argentinien—Chile, Bolivien—Paraguay?) die Feindseligkeiten für eine Weile einstellen zu lassen, damit die Lieferung in Ruhe effektuiert und bezahlt werden kann. Auch den Streich mit den griechisch-türkischen Unterseebooten haben wir noch in Erinnerung — wie ja überhaupt all diese Transaktionen in ihrer Urform streichhaft sind, Rüstungs-Witze sozusagen, die nun, da Herr Basil Zaharoff keine grellen Kravatten mehr trägt, dem neuen Standard angepaßt und entsprechend verfeinert werden müs-

sen. Das Schlagwort für diese Verfeinerungsaktion im Doppelbewaffnungsprinzip heißt Nationalismus. Schon anläßlich jenes Unterseebootverkaufes hat der junge Zaharoff mit dem sicheren Geschäftsinstinkte Tatavlas sich in Griechenland für einen griechischen und in der Türkei für einen türkischen Nationalisten ausgegeben. Inzwischen hat in Europa und anderswo nicht nur der Nationalismus seine Fortschritte gemacht, sondern auch die Industrie, und damit war der Schrei nach der „nationalen Industrie" gegeben; es war mit einem Male für einen Italiener ein untragbarer Gedanke, daß er mit anderen als italienischen — und für einen Russen, daß er mit anderen als russischen Kanonen schießen sollte. Kommerziell, und für Herrn Zaharoff im besonderen, hieß das: die Firma Vickers, zum größeren Teil auf Export eingestellt (denn wer hatte gleich ihr einen Export-Spezialisten!), geriet in Gefahr, ihre Auslandsmärkte zu verlieren. Der Höhepunkt dieser Gefahr liegt recht genau im Jahre 1905, in dem Jahre, da Zaharoffs erster in ganz großem Stile angewandter Doppelrüstungswitz sich in noch größere und überaus blutige Wirklichkeiten verwandelt hatte: In Rußland schießt man mit Zaharoff'schen Waffen — erinnern wir uns nur der galanten Wege eines ladykillers zum Großfürsten S.! In Japan schießt man ebenfalls mit Zaharoff'schen Waffen — daß jener Kreuzer, dessen Bug den Lebensfaden des Admirals Fujii zerschnitt, seiner Art nicht der erste war, haben wir festgestellt. Der Russisch-Japanische Krieg von 1904 und 1905 setzt diese Waffen zum ersten Mal in großem Stile gegeneinander in Bewegung — und sie beweisen russischerseits wie japanischerseits ihre vortreffliche Qualität. Aber die peinliche Seite dieses sonst lukrativen Geschäftes liegt nun also darin, daß man im Jahre 1905 nicht nur in Rußland und Japan, sondern ganz allgemein jenes Schlagwort von

der „nationalen Rüstungsindustrie" zu hören beginnt. Auf die Gefahr für die Bilanzen der Firma Vickers ist schon verwiesen worden. In Sheffield, London und der Avenue Hoche ist man mindestens sechs Monate lang in Verwirrung. Dann aber ist Herr Basil Zaharoff wieder auf die Füße gefallen! Wollen sie nationale Rüstungsindustrien — sie sollen sie haben! Es steht nirgends geschrieben, daß Herr Basil Zaharoff nur ein Grieche, Türke, Russe, Engländer und Franzose ist! Er kann auch anders!

Was beginnt, ist das abgefeimteste Geschäft in „nationalen Industrien" und, dahinter getarnt, der abgefeimteste Ausbau des Doppelbewaffnungsprinzips, der sich denken läßt. Zunächst nur eine Art Fingerübung des Virtuosen. Schauplatz: Italien. Jahr: 1906. Name einer neugegründeten, patentiert-garantiert-national-italienischen Rüstungsindustrie: Vickers-Terni. Man sieht: hier geht es nicht mehr um die Aufrüstung großbritannischer Bundesgenossen; die Schwenkung Italiens im Weltkrieg war auch für den gewitztesten Mann aus Tatavla schwer vorauszusehen.

Der zweite Schritt auf diesem Wege ist heikler. Er führt nach Deutschland. Hier muß man behutsamer vorgehen — Neugründungen machen mitunter Lärm. Aber Herr Zaharoff hat schon zu Zeiten der seligen Maxim-Nordenfeldt Co. auf die Heranziehung distinguierter Fremder Wert gelegt. Da gab es unter anderem einen Herrn Loewe aus Deutschland, Teilhaber einer großen deutschen Waffenfabrik! Herr Loewe ist vom Verwaltungsrat der Firma Maxim in den Verwaltungsrat der Firma Vickers übernommen worden, die sich gerne als „the most British of British firms" feiern läßt. Im Jahre 1903 ist er gestorben; aber jetzt erinnert man sich der alten Freundschaft — und plötzlich, doch in aller Stille und ohne irgend-

welches Aufsehen zu erregen, wird dieser Weg zum verstorbenen Herrn Loewe sorgfältigst ausgebaut. (Seine Firma ist die Ludwig Loewe A. G. in Berlin, Teilhaberin eines der größten Rüstungskonzerne Deutschlands, dem dann auch noch die Berlin-Karlsruher Industriewerke, die Dürener Metall, Gebrüder Böhler, Mauser, Daimler-Benz und Hüttenwerke in Schlesien angehören. Der andere Teilhaber, der überlebende, ist ein Herr Paul von Gontard, mit dem wir es noch zu tun bekommen werden.) Nach außenhin wird nichts verändert. Nur in England kommt ein kleines Schildchen zu den vielen Firmenschildern an der Tür des Vickers-Konzerns: ‚Londoner Agenten der deutschen Waffen- und Munitionsfabriken Paul von Gontard.'

Die dritte Transaktion ist fast noch behutsamer anzufassen. Sie spielt in Frankreich. Auch hier darf man zunächst nicht „gründen" — die grande nation ist die mißtrauischste von allen. Aber im Jahre 1907 setzt ein überaus sorgfältig verschleierter Ausbau der Beziehungen des Herrn Zaharoff zur Firma Schneider-Creusot ein, dem großen französischen Konkurrenten, der auf dieser Erde all das bewaffnet, was nicht von Vickers, Armstrong oder Krupp bewaffnet wird. Ausmaß und Hintergründe dieser Transaktion zu durchschauen, ist ungewöhnlich schwierig. Die Behauptung kommunistischer Quellen, Basil Zaharoff habe seit dem Jahre 1907 Schneider-Creusot „kontrolliert", ist in dieser Form ganz gewiß übertrieben, denn auch in Le Creusot wohnen ein paar starke Männer, die durchaus nicht so ohne weiteres im Kielwasser von Sheffield zu segeln gesonnen sind. Aber es gibt da eine Bank der französischen Schwerindustrie und Le Creusots im besonderen, Banque de l'Union Parisienne, bei der sich nach dem Weltkrieg plötzlich herausstellen wird, daß sich Herr Zaharoff planvoll und in aller Stille schon seit

Jahren in ihre Kapitalsubstanz hineingefressen hat. Jedenfalls: das Geschäft Zaharoff-Le Creusot wird abgeschlossen — und es wird uns noch viel beschäftigen. Es scheint, daß jeder der beiden Teile hoffte, den anderen bei dieser Transaktion hineinzulegen. Folge: trotz Schulter an Schulter und Bankkonto an Bankkonto konkurriert man auch hier erbittert weiter — eine Konkurrenz, die sich, wie wir noch merken werden, unversehens in den Weltkrieg hinüberspielt. Aber auch wieder trotz dieser Konkurrenz: Mag man irgendwo auf diesem Erdball nach nationalen Waffen rufen, mag man italienisch schießen wollen oder englisch, mag man französisch schießen wollen oder deutsch — Herr Basil Zaharoff liefert! „Erbfeinde", ob im Kampf oder vor dem Kampf, werden von nun ab durchaus nicht gezwungen sein, bei einer und derselben Firma zu kaufen, wenn das ihren nationalen Belangen und Ehrgeizen irgendwie widerspricht. Daß ihr Geld oder wenigstens ein Teil ihres Geldes dann doch auf größerem oder kleinerem Umweg in eine und dieselbe Tasche fließt, geht niemanden etwas an. Man wird es auch nicht erfahren. Oder zu spät. Der Ausbau des Doppelbewaffnungsprinzips auf dem Umweg über den Nationalismus ist durchgeführt.

Also „Bestechung in einem Staate" und „Doppelseitigkeit". Die dritte Säule des Systems Zaharoff ist das, was ich hier als „Animierbetrieb" bezeichnen möchte. Seine einfachste, harmloseste Form haben wir auch schon bei jenem klassischen ersten Unterseebootverkaufe Zaharoffs an Griechenland gesehen: Da der Käufer zögert, animiert man ihn dadurch, daß man nicht Barzahlung verlangt, sondern kreditiert — womöglich bis nach dem Siege, wenn man nur entsprechende Garantien in die Hand bekommt. Dieses jedem Kaufmanne vertraute Prinzip ist selbstverständlich nicht von Basil Zaharoff erfunden worden.

Auch nicht der spezielle Ausbau dieses Prinzips für Rüstungszwecke, der darin besteht, daß man dem „bedürftigen“ Staate eine Anleihe gibt, jedoch nicht in Bargeld, sondern mit der vertraglichen Klausel, daß sie zum Ankauf von Waffen bei einer bestimmten Firma verwendet wird. Gibt nicht die betreffende Rüstungsfirma selbst den Kredit, so gibt ihn eine dieser Rüstungsfirma nahestehende Bankengruppe — sie greift nicht in ihre Kasse und die ganze Anleiheoperation besteht in einem Kontoübertrag. Für die sozusagen wissenschaftliche, weltmarkttechnische Fundierung dieser Finanzoperationen findet Basil Zaharoff im Verwaltungsrate der Firma Vickers einen Fachmann von hohen Graden vor: Sir Vincent Caillard, einen Anleihespezialisten von internationalem Rang, Parteigänger und Freund des alten Chamberlain, und in seinen Privatstunden keineswegs Rüstungsorganisator, sondern Freund sanfter Lyrik, Vertoner von Blakes „Gesängen der Unschuld“ und offenbar auch okkulten Dingen zugewandt. Als er vor einigen Jahren starb, veröffentlichte Lady Caillard ein Buch „Sir Vincent Caillards Stimme aus dem Jenseits“. Über Rüstungsindustrie hat er sich darin nicht geäußert.

Die finanzwissenschaftliche Fundierung also ist von Sir Vincent Caillard, und dieser tritt auch überall dort persönlich auf, wo die Transaktionen regulär verlaufen. (Das ist nämlich eine Möglichkeit, die wir in diesem Leitfaden bisher übersehen haben. Man macht Wein auch aus Trauben. Es gibt tatsächlich Transaktionen, die regulär verlaufen. Sie bestehen darin, daß man Kanonen herstellt und sie mit angemessenem Nutzen und etwas billiger als die Konkurrenz an jemanden verkauft, der sie braucht.) Aber die Auswertung der Caillard'schen Erfindung, ihre Montage für die rauhe Wirklichkeit, ist, wie wir bald sehen werden, wieder einmal Sache Basil Zaharoffs.

Es genügt nämlich nicht, grundsätzlich kaufwillige Staaten durch günstige Zahlungskonditionen und Rüstungskredite zur Bestellung zu animieren — man muß sie vor allem animieren, daß sie überhaupt erst kaufwillig werden. Kaufwillig werden sie, soweit es sich um demokratische Staaten oder konstitutionelle Monarchien handelt, erst dann, wenn man ihnen klar macht, daß sie bedroht sind. Hier ist das Feld, wo das System Vickers-Zaharoff dem Systeme Vickers-Caillard erst den Boden bereiten muß. Hier setzt der eigentliche Animierbetrieb erst ein. Das bekannteste Beispiel für diese Technik ist der Fall Mulliner — er werde hierhergesetzt, um zunächst einmal den einfachsten, beinahe primitiven Typus des Animiergeschäftes zu zeigen. Ein Herr H. H. Mulliner, geschäftsführender Direktor der zum Konzern John Brown gehörigen Coventry Ordnance Co., informiert die englische Admiralität im Mai 1906, daß eine enorme Vergrößerung der deutschen Flotte bevorsteht. Im März 1908 wird der Warner in Downing Street von einem Kabinettrat empfangen, und er liefert so präzise Unterlagen für seine (alsbald von Lord Balfour übernommene) Prophezeiung, daß Deutschland neben dem offiziellen Flottenbauprogramm des Großadmirals von Tirpitz auch noch ein geheimes besitzt und demzufolge schon im Jahre 1912 über 21 bis 25 Großkampfschiffe verfügen wird — daß unmittelbar nach diesem Empfang in Downing Street eine Serie von vier neuen englischen Dreadnoughts in Bau gegeben wird. Einer der ersten Kontrakte wird abgeschlossen mit Cammell Laird. Cammell Laird ist Teilhaber der Coventry Ordnance Co., Direktor der Coventry Ordnance Co. ist Herr Mulliner. Wozu noch zu sagen ist, daß die Alarmmeldungen des Herrn Mulliner sich später als falsch erwiesen. Deutschland hatte dann nicht fünfundzwanzig Großkampfschiffe, sondern nur neun. Herr Mulliner war

in einer schwachen Stunde so unvorsichtig, sich mit seinem kleinen Fischzug ein wenig zu brüsten — und verschwand daraufhin in der Versenkung. (Zu Unrecht, denn er hat sich bewährt; anläßlich einer der nächsten Generalversammlungen von John Brown & Co. wird dieser Passus im Geschäftsbericht stehen: „In Coventry ging es vorwärts, trotz der Geldknappheit. Das Werk ist jetzt als eines der wichtigsten der nationalen Rüstungsindustrie anerkannt. Und Mr. Winston Churchill versprach, daß es auch in Zukunft als eine der führenden Lieferfirmen der Regierung angesehen und nicht mehr wie ehemals übergangen werden wird.")

Man sieht — ein Fall von großer Geradlinigkeit und darum geeignet, hier als Schulfall zu dienen. Er trägt nicht Zaharoff'sche Faktur. Die sieht anders aus. Wir veröffentlichen hier einen Brief, der im Jahre 1907, ein Jahr nachdem jenes Firmenschildchen „Londoner Agenten der deutschen Waffen- und Munitionsfabriken Paul von Gontard" am Tore des Vickers-Konzerns befestigt worden ist, von Karlsruhe an eine Pariser Adresse geht:

„Wir drahteten Ihnen soeben: Bitten unseren heutigen Brief in Paris abwarten.

Grund dieser Depesche war, daß wir die Aufnahme eines Artikels in einer der gelesensten französischen Zeitungen, möglichst im ‚Figaro', durchsetzen möchten, welcher folgendermaßen lautet:

Die französische Heeresverwaltung hat sich entschlossen, die Neubewaffnung der Armee mit Maschinengewehren erheblich zu beschleunigen und die doppelte Anzahl als zuerst beabsichtigt zu bestellen.

Wir bitten Sie, alles aufzubieten, um die Aufnahme eines derartigen Artikels zu erreichen.

Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken."

Unterzeichnet ist dieser Brief vom Herrn Geheimen Baurat Paul von Gontard und einem Herrn Rosengarten oder Kosegarten. Der Brief fiel dem sozialistischen Abgeordneten Karl Liebknecht in die Hände und er verlas ihn im deutschen Reichstag. Was hat es nun damit für eine Bewandtnis? Das erfährt man ein paar Tage später aus dem Munde eines anderen Abgeordneten, des Zentrumsmannes und späteren Ministers Erzberger. Er sagt:

„Der Brief stammt aus dem Jahre 1907. Im Jahre 1907 war man in den militärischen Kreisen der ganzen Welt noch lange nicht so von der Vorzüglichkeit des Maschinengewehres durchdrungen wie heute, wo man es als unentbehrliche Waffe hinstellt. 1907 hat man in vielen Kreisen auch des deutschen Heeres die Maschinengewehre noch als Waffen gegen Hereros und Hottentotten gekennzeichnet; ganz klein, minimal, war die Anschaffung von Maschinengewehren auf diesem Gebiete. Frankreich fing an, mehr Maschinengewehre auch in den Dienst seines europäischen Heeres zu stellen. Wenn ich mir diese Situation vor Augen halte, dann gewinnt der Brief der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken ein ganz anderes Gesicht, als wenn wir ihn aus diesem Zusammenhang herausreißen. Wie oft hat man uns hier im Reichstag gesagt, wenn wir 40 Millionen Mark für Maschinengewehre in den Jahren 1908, 1909 und 1910 — also gleich nach diesem Brief — ausgegeben haben: wir brauchen diese Maschinengewehre, wir brauchen diese Neubeschaffung. Wir haben sie auch bewilligt — weil Frankreich uns soundsoviel auf diesem Gebiet voran ist!"

Wozu nur noch zu bemerken ist, daß der Abgeordnete Liebknecht ermordet wurde. Auch der Abgeordnete Erz-

berger wurde ermordet. Herr von Gontard aber lebte auch nach jenen Reden im deutschen Reichstag weiter. Und zwar als Aufsichtsratsmitglied der Berlin-Karlsruher Industriewerke A. G., der Dürener Metall Werke A. G., der Gebrüder Böhler A. G., der Mauser A. G. in Oberndorf, der Daimler-Benz A. G., der Ludwig Loewe A. G. in Berlin und der Schlesischen Bergwerks- und Hütten A. G. in Breslau.

Will man noch dem Schicksal jenes Briefes ein wenig nachgehen? Ein nicht genannter Pariser Chefredakteur hat ein Buch geschrieben, das den Titel führt: „Hinter den Kulissen des französischen Journalismus". Auch er weiß von dem Briefe des Herrn von Gontard. Und schreibt:

„Der (von Gontard im ‚Figaro' geforderte) Bericht wurde in dieser Form jedoch nicht aufgenommen. Die Lüge war zu offenbar und das Kriegsministerium (Paris) hätte sie sofort dementiert. Dagegen erschien einige Tage darauf — natürlich ganz zufällig — im ‚Figaro', dem ‚Matin' und dem ‚Echo de Paris' eine Anzahl Aufsätze über die Vorzüge der französischen Maschinengewehre und das dadurch erzielte Übergewicht der französischen Heeresbewaffnung. Mit diesen Zeitungsnummern in der Hand interpellierte der preußische Abgeordnete Schmidt, ein Verbündeter der deutschen Schwerindustrie, den Reichskanzler und stellte die Frage, was die Regierung zu tun gedenke, um diesen französischen Bedrohungen entgegenzuwirken. Verblüfft und zugleich beängstigt bewilligte der Reichstag mit großer Mehrheit und ohne Diskussion die Mittel zur Vermehrung der Maschinengewehre."

Man sieht: hier nimmt der Animierbetrieb schon den Umweg über den Erbfeind. Das ist schon „made in

Tatavla" — gleichgültig ob man Herrn Zaharoff nachweisen kann oder nicht, daß er persönlich seine Finger in dieser kleinen und feinen Transaktion seines nahen Geschäftsfreundes gehabt hat. Aber man sieht auch: die Maschinerie funktioniert noch nicht klaglos, es gibt da noch allerlei Ungelegenheiten — es kann sogar vorkommen, daß die Redaktion des „Figaro" sich gegen die Aufnahme solch einer kleinen Nachricht über Maschinengewehre sperrt! Man hieße nicht Basil Zaharoff, wenn man aus solch unliebsamen Störungen nicht seine Lehre zöge. Rechnen wir richtig, so müßte sie heißen: Der Animierbetrieb ist solang ein Hasardspiel, als man in jedem Einzelfall um die Assistenz der Presse werben muß; diese Assistenz kann gewährt werden — sie kann aber auch verweigert werden. Also ist der Animierbetrieb erst gesichert, wenn man Zeitungen nicht besticht — sondern besitzt. Keine Kanonen ohne Redaktionen! Nun ist aber gerade im Lande der mißtrauischen grande nation der Kauf einer Zeitung durch einen Ausländer eine Sache, die ebensoviel Staub aufwirbelt wie der Kauf einer Waffenfabrik. Daraus ergibt sich nach den einfachsten Grundsätzen der Logik: Will in Frankreich ein Ausländer den Besitz einer Waffenfabrik gesichert haben durch den Besitz einer Zeitung, so muß er den Besitz der Zeitung vorher dadurch sichern, daß er womöglich aufhört, ein Ausländer zu sein. Und nun wollen wir sehen, ob die Rechnung stimmt. Dann müßte sich das praktische Korrelat unserer Theorie in den Jahren nach 1907 im Leben Basil Zaharoffs nachweisen lassen. Wie sieht es damit aus?

Im Jahre 1906 hat sich Herr Zaharoff mit Loewe-Gontard in Deutschland verheiratet — im Jahre 1907 mit Schneider-Creusot in Frankreich. Damit ist die kommerz-strategische Basis für die Bewaffnung zweier

Erbfeinde unter nationalen Firmenschildern gegeben. Demnach setzt konsequenterweise noch im Jahre 1907 die Animieraktion ein — eben jener uns bekannte Brief des Herrn Gontard nach Paris. (Es handelt sich übrigens um eine Animieraktion in Maschinengewehren, dem Zaharoff'schen Spezialartikel.) Diese Aktion gelingt zwar, wie wir aus den Mitteilungen des Abgeordneten Erzberger wissen, aber sie gelingt unter Umständen, die Zaharoff die Ungesichertheit seiner Position in Frankreich vor Augen führt. Ungesicherte Positionen entsprechen nicht mehr seiner Lebensstufe. Demnach sichert er. Dreiviertel Jahre nach seiner Interessennahme an Schneider in Le Creusot, ein halbes Jahr nach jenem Briefe des Herrn von Gontard, genau im Juni 1908 finden wir Herrn Basil Zaharoff plötzlich unter den Mäzenen. Was braucht die Welt seiner Ansicht nach am dringendsten? Ein französisches Seemannsheim! Also fühlt sich der griechisch-russische Engländer innerlich gedrängt zur Errichtung eines französischen Seemannsheims. Wozu? Das erfahren wir schon sechs Monate später: Anläßlich einer Ausstellung in Bordeaux sieht sich Herr Zaharoff auf Grund ihm selbst wohl unbekannter Verdienste „prämiiert", und auf Grund dieser Prämiierung beantragt der Marineminister seine Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion. (Es ist diese Ernennung, bei der er jenes im Jahre 1892 für Zwecke seiner Verheiratung mit der Herzogin aus Mughla beschaffte Geburtsdokument zum erstenmal aus der Tasche zieht; daß dieses Schriftstück erst nach sechzehn Jahren und gerade im Jahre 1908 ins Französische übertragen und legalisiert wird, ist uns schon seinerzeit aufgefallen. Und noch etwas, das wir uns merken wollen: Der Marineminister, der Basil Zaharoffs Ernennung beantragt, sitzt in einem Ministerium Clemenceau; die Beziehungen Basil Zaharoffs zu Herrn Clemenceau werden uns — und die

Zeitungen des Jahres 1922 noch in sensationeller Weise beschäftigen.)

Wozu die Gründung des Seemannsheimes — das wissen wir jetzt. Wozu aber die Ritterschaft der Ehrenlegion? Es wird sich später herausstellen, daß die Nationalität des neuen Ritters planvoll verschleiert worden ist. Ist er Franzose? Hier, im November 1908, beginnt wieder einmal ein kleines Vernebelungsmanöver mit großen Folgen. Aber jetzt schon, binnen Jahresfrist, zu Ende 1909, ist der Nebel dicht genug, daß der Herr mit dem roten Bändchen im Knopfloch, der doch wohl aller Wahrscheinlichkeit nach ein Franzose ist, sich ein wenig unter den Pariser Zeitungen umsehen kann. Der Begründer französischer Seemannsheime hat zweifellos auch das Recht, sich für die Publizistik seiner Wahlheimat zu interessieren. Oh, es geht nicht um Politik, es ist bescheidenerweise nur eine harmlose illustrierte Zeitung „Quotidiens Illustrés", in die er sich einkauft. Erst wieder ein halbes Jahr später, im Juni 1910, wird er von der zweiten Generalversammlung, also von sich selbst, zum „administrateur" ernannt. Und dann erst stellt es sich heraus, daß das harmlose illustrierte Blatt die politische Zeitung „Excelsior", „deren Art in Frankreich durchaus neu war", herausgeben wird. Rekapitulieren wir: Für sein Animiergeschäft braucht ein Waffenhändler eine politische Zeitung. Also gründet er ein Seemannsheim, um auf dem Umweg über den Marineminister und eine Ausstellung in Bordeaux das Bändchen der Ehrenlegion zu bekommen, das den Ankauf eines illustrierten Blattes ermöglicht — eines Blattes, das dann seinerseits eine politische Zeitung besitzen wird. Wollen wir zum Abschluß noch einen Blick auf das weitere Schicksal des Excelsior werfen? Eine kleine Indiskretion — ein Privatbrief:

„Excelsior

Paris, am 4. November 1912.

Herrn Basil Zaharoff
53, Avenue Hoche, Paris.

Monsieur,

da Sie morgen den Sekretär des M. Kokovtzev besuchen und die Freundlichkeit haben wollen, sich für den ‚Excelsior' zu verwenden, erlaube ich mir, Ihnen einige Ausschnitte aus den Pariser Zeitungen der letzten Zeit zu schicken. Diese Art Inserate bekommen die meisten Pariser Blätter das ganze Jahr hindurch. Inliegend finden Sie Ausschnitte aus dem ‚Matin', dem ‚Journal', dem ‚Gaulois', dem ‚Echo de Paris' und sogar aus der ‚Patrie'. Sollte die Preisfrage zur Sprache kommen — unsere Basis ist 4 Frcs. per Zeile.

Indem ich Ihnen nochmals im Namen des ‚Excelsior' danke für alles, was Sie in der uns so brennend interessierenden Sache tun wollen und können, begrüße ich Sie

mit vorzüglicher Hochachtung

als Ihr

William Huguet."

Wozu nur noch zu bemerken ist, daß Herr William Huguet der Inseratenchef des Verlages ist — und „M. Kokovtzev" richtig Kokowzew geschrieben wird und identisch ist mit dem damaligen Finanzminister Seiner Majestät des Zaren.

Das Ende der Ehe des Herrn Zaharoff mit der Zeitung „Excelsior" fällt in das Jahr 1920. Herr Zaharoff hatte damals, wie wir sehen werden, noch viel mehr gute Gründe als im Jahre 1908, alles dazu zu tun, daß man ihn für einen Franzosen halte. Andere Leute hatten, wie

wir ebenfalls sehen werden, ihre Gegengründe und „verdächtigten" ihn daher als Engländer. Das Blatt, das Herrn Zaharoff am unangenehmsten wurde und in Feindschaft gegen England machte, war der „Petit Parisien". Am 31. Dezember 1920 ging der „Excelsior" in den Besitz des „Petit Parisien" über. Am 1. Januar 1921 begann der „Petit Parisien" das neue Jahr mit einer neuen Politik und wurde mit einem Schlage anglophil. (So anglophil, daß die Gegenseite sich zu einer Gegenmaßnahme gezwungen sah: der „Matin", der bis dahin anglophil gewesen war, drehte sich noch im selben Januar 1921, begann England zu hassen und inszenierte alsbald jene Entlarvungskampagne gegen Basil Zaharoff, die den Mann zum ersten Mal hinter den Kulissen hervor und ins grelle Rampenlicht zerren sollte.)

Mit dieser schon für den Lehrstoff der Oberstufe bestimmten Transaktion können wir unseren Leitfaden für angehende Rüstungsindustrielle beschließen. Wir haben die Theorie mit einer Reihe praktischer Schulbeispiele belegt — und werden jetzt keine Schwierigkeiten mehr haben, die erste ganz große, in sich geschlossene, mit erbitterter Folgerichtigkeit durchgekämpfte Aktion unseres Mannes zu verstehen. Es handelt sich um das, was wir die „Eroberung Rußlands durch einen Munitionsagenten" genannt haben.

7

Die persönliche Vorgeschichte, zusammenfallend mit der „romantischen Periode" Basil Zaharoffs — also seine Tätigkeit in Petersburg in den Jahren 1888 bis 1890, haben wir im Gedächtnis. Auch die sachliche Vorgeschichte haben wir peripher gestreift. Sie spielt im Fernen Osten, wo jenem anderen „kranken Mann" am Hoangho

und Yangtsekiang die Stücke aus dem Leibe geschnitten werden; es ist eine fröhliche Chirurgie um die Wette, England, Deutschland, Rußland, Japan — nicht umsonst hat sich Herr Zaharoff anläßlich des chinesisch-japanischen Krieges von 1894 für Tokio interessiert. Eine wissenschaftliche Meinungsdifferenz unter den Chirurgen führt dann, wie wir gesehen haben, zum russisch-japanischen Kriege von 1904 und 1905, und im Jahre 1905 ist Rußland so weit, daß man wieder einmal an eine große Aufrüstung denken kann. Also fährt Herr Zaharoff im Jahre 1905 noch einmal nach Rußland. Der Mann ist diesem Lande eineinhalb Jahrzehnte aus dem Wege gegangen, entscheidende Jahre für ihn und seine Laufbahn, jener Herzogin ist er inzwischen begegnet, jenen Machtkampf gegen die Herren Nordenfeldt und Maxim hat er inzwischen zu Ende gekämpft und hat sie gefressen, auf seinen Visitenkarten steht bescheiden doch gewichtig für den, der Bescheid weiß, „administrateur délégué de la Société Vickers Maxim", alles in diesem Leben ist nun geordnet, geregelt, gesichert, gedämpft. Und jetzt, ein Sechsundfünfzigjähriger, kehrt er auf den gemiedenen Schauplatz früherer Kavalierstriumphe, Jungmannestriumphe zurück — und versucht ganz offenbar, diese letzten fünfzehn Jahre ungeschehen, ungelebt sein zu lassen und mit grauem Haar und steifer gewordenen Gliedern genau dort weiterzuleben, wo er im Jahre 1890 aufgehört hat. Oder wie anders soll das folgende Zeugnis der überaus zurückhaltenden und ihre Worte wägenden Baronin P. verstanden werden? Sie sagt:

„Das muß kurz nach dem Russisch-Japanischen Krieg gewesen sein — da ist er wieder nach Petersburg gekommen. Ich lernte ihn erst damals persönlich kennen, hatte aber schon viel von den Affairen anläßlich seines früheren

Aufenthaltes gehört, vor allem von der Affaire K. (der Tänzerin). Andere, die ihn schon von damals kannten, sagten mir, er sei in der Zwischenzeit stark gealtert. Wir verbrachten, sechs oder acht Personen, den Abend seiner Ankunft in Petersburg oder den unmittelbar darauffolgenden Abend mit ihm und mit einem jungen Manne (Sekretär?) in einem Musikrestaurant ‚Villa R.' Er machte den Eindruck eines müden Mannes, der sich mit großer Energie jugendlich und elastisch gibt, wie man das sonst oft bei Amerikanern findet. Sein Französisch war nicht ganz korrekt, aber dann sprachen wir russisch, und er sprach es wie ein geborener Russe. Er war sehr aufmerksam gegen mich, redete aber gleichzeitig mit dem Generalstabsobersten, späteren General von W. über Militärisches. Plötzlich verstummte er und machte mir dann ganz unvermittelt mit leiser Stimme ein etwas gewagtes Kompliment über mein rötliches Haar. Ich nahm das von der heiteren Seite und wehrte ab. Nun geschah etwas überaus Peinliches. Der bis dahin betont distinguierte Zaharoff schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und rief laut: ‚Es gibt überhaupt nur rothaarige Frauen! Es sollte überhaupt nur rothaarige geben!' Wir waren unangenehm berührt, versuchten zu lachen, aber an den umstehenden Tischen war man aufmerksam geworden und blickte herüber. Zaharoff rief nach dem Wirt, zog ein Paket hoher Geldscheine aus der Brieftasche, hielt sie ihm hin und verlangte ernsthaft, mit fast erbittertem Ausdruck, daß alle Frauen, die nicht rote Haare haben, aus dem Saale entfernt werden. Dabei war er ganz bestimmt nicht alkoholisiert, er hatte kaum etwas getrunken. Er blieb während dieser ganzen Szene finster drohend, hatte ganz erschreckend kalte Augen; es schien mir, als wollte er es auf eine Energieprobe sich selbst gegenüber ankommen lassen. Auffiel mir auch noch die korrekte Teilnahms-

losigkeit seines Sekretärs. Zaharoff wiederholte seine unsinnige Forderung. Unter allgemeinem Tumult und Entrüstung der zahlreichen Restaurantgäste wurden wir vom Wirt gebeten, in einem Extrasalon Platz zu nehmen. Zu meiner Beruhigung schien Zaharoff darauf einzugehen. Kaum jedoch hatten wir uns in diesem separierten Raume niedergelassen, als sich Zaharoffs Sekretär entfernte. Er blieb etwa zehn Minuten aus. Dann klopfte es, der Besitzer des Restaurants kam herein und sagte, des Herrn Wunsch sei ausgeführt, es seien nur mehr rothaarige Damen im Speisesaal. Zaharoff nickte, der Sekretär gesellte sich wieder zu uns, doch blieben wir nun sitzen und gingen nicht mehr in den Saal zurück, so daß ich nicht aus eigener Wahrnehmung sagen kann, ob und wie Zaharoffs Auftrag ausgeführt worden ist. Ich wiederhole, daß Zaharoff bei all dem ganz bestimmt nicht alkoholisiert war."

So weit die Zeugin Baronin P. — und das ist ja nun eine sehr merkwürdige Aussage. Deren Wahrheit übrigens nicht anzuzweifeln ist — Erfundenes ist anders koloriert und wird in ganz anderem Tonfalle vorgetragen. Überdies wird der zugleich sinnlose und irgendwie erschrekkende Vorfall durch eine andere Zeugin, eine in London lebende baltische Aristokratin bestätigt. Jetzt aber fort von der Person und zurück zur Sache. Dieser „Mann mit den kalten Augen", der bald sechzig Jahre alt sein wird und der es auf „eine Energieprobe sich selbst gegenüber" ankommen lassen will, findet den russischen Markt anders vor, als er ihn in Erinnerung haben mochte. Sosehr anders, daß es sogar mit dem alten System der Auftragserlangung über Frauen, Sektgelage, Gardeoffiziere und mit der ganzen, einst so wirksam gewesenen Apparatur des „interessanten Mannes" nicht mehr klappen will. Es hat da nämlich so etwas wie ein Run auf Rußland eingesetzt.

Alle alten Widersacher sind zur Stelle. Zuerst handelt es sich nur um einen allgemeinen Wettlauf um Ordres, und da holt sich selbstverständlich auch Zaharoff sein Teil und die alten guten Maxim'schen Maschinengewehre wandern aus England in großen Frachten nach Osten. Dann aber, noch im Jahre 1905, setzt allenthalben jener Schrei ein nach Nationalisierung der Rüstungsindustrie. Wie gerade Basil Zaharoff der neuen Forderung blitzschnell gerecht wird und, schon umgestellt, an allen vier Ecken Europas „nationale Rüstungsindustrien" zu gründen anhebt — das haben wir ein wenig verfolgt. Aber derlei spricht sich herum und auch anderswo haben Mütter kluge Söhne, die sich im Armierungsgewerbe betätigen. Folge: der Rußland-Run, bei dem es zunächst nur um Ordres ging, verwandelt sich in einen allgemeinen Gründungsrummel. Armstrong, John Brown, Skoda aus Österreich, Augustin Normand aus Frankreich, Blohm & Voss aus Hamburg — das sind noch Gegner, die Herr Zaharoff aus dem Felde schlagen kann; die beißen sich irgendwo fest und schlucken einen Happen und sind dann satt. Aber da gibt es zwei stärkere. Der eine ist Schneider-Creusot, der andere ist Krupp in Essen. Krupp bleibt wohl zunächst an der Grenze stehen und schaut nur, wie ein Hungriger vor dem Fenster einer Feinkosthandlung, auf die blendenden Transaktionen, die dort drüben im großen Rußland zu machen wären — wenn man ihn hineinließe. Aber man läßt ihn nicht hinein. Daß man ihn nicht hineinläßt, ist Verdienst und eine der Hauptaufgaben der Herren Schneider in Le Creusot. Da geht es nämlich um einen französischen „Belang". Und weil es um einen Belang geht und weil man Herrn Basil Zaharoff bei anderen Gelegenheiten schon einiges von seinen Geschäftsmethoden abgeguckt hat, beginnt die Firma Schneider, unterstützt vom Quai d'Orsay (dem sie ein paar der

höchsten Funktionäre aus ihrem Personalstand zu liefern liebt), den Kampf um Rußland damit, daß sie das französische Sparkapital zu Hilfe ruft. Der kleine Mann aus Perpignan bezahle russische Kanonen! Der Freund im Osten wird uns gegen Deutschland schützen! Zeichnet Rußland-Anleihe! Eine Flut französischer Kleinrentnergelder wird vom Quai d'Orsay und von der Firma Schneider nach Petersburg gelenkt. Es ist das die französische Spielart der Zaharoff'schen Rüstungsanleihetricks: Die Zaharoff'schen Anleihen geben Vickers selbst oder allenfalls ein Bankenkonsortium, die von Schneider nach allen vier Winden gelieferten Kanonen bezahlt immer wieder der kleine Mann aus der Provinz.

Das ist nun allerdings eine Sache, bei der Basil Zaharoff nicht mit kann. Das mobile Kapital der Firma Vickers ist in den systematisch ausgebauten Nationalgründungen Zaharoffs festgelegt, und eben im Zusammenhang mit diesen Gründungen ist der Export geschrumpft. Auch vermag die stärkste Einzelfirma nicht dasselbe wie die leicht entzündliche République Française, und der englische Kapitalist hat einen zu kühlen Kopf, als daß er für patriotische Aktionen zu Gunsten einer Firma in Sheffield zu haben wäre. Kurz, hier steht ein Einzelner, Herr Basil Zaharoff aus Tatavla, gegen eine der großzügigsten, kapitalstärksten, herrischsten und leidenschaftlichsten Werbeaktionen, die von Paris aus jemals in Szene gesetzt worden sind.

Da muß der Herr aus Tatavla eben anders zu Werke gehen. Er schlägt dort zu, wo sein Schlag am wenigsten erwartet wird: nicht in Petersburg, sondern in Le Creusot. Eines Tages erfahren die Herren aus Le Creusot, daß dieser zähe Herr Zaharoff, der neben ihnen in den Zimmern der Minister, in den Couloirs der Duma auftaucht und den sie mit Hilfe ihres Geldgeklimpers in der Hosen-

tasche langsam aber sicher hinauszudrängen hofften, mit einem Schlage ihr Kompagnon geworden ist. Unvermittelt, unversehens, auf dem Umweg über eine nicht ganz wachsame Bank, hat er sich in ihrem Stammhaus eingenistet. Dort sitzt er fest! Sie können nichts unternehmen, sie können nichts mehr verdienen, woran er nicht mitverdient! Damit gewinnt der von uns schon früher in anderem Zusammenhang analysierte Raubzug Basil Zaharoffs nach Le Creusot samt Gründung eines Seemannsheims, Ehrenlegion und Zeitungskauf ein zweites und jetzt erst sein wahres und verwegenes Profil. Doch ist damit die Sache selbstverständlich bei weitem noch nicht beendigt. Die von Zaharoff abgeschossene Harpune sitzt wohl im Fleisch und ist nicht mehr abzuschütteln, aber der Walfisch aus Le Creusot bäumt sich jetzt wütend hoch — und jetzt erst beginnt die Jagd.

Der erste Schauplatz heißt Putiloff — die Putiloff-Werke, größtes privates Rüstungsunternehmen Rußlands, Revolutionsherd und darum am Zarenhof in Ungnade gefallen. In dieses Unternehmen, das nach dem Russisch-Japanischen Kriege alsbald weißgeblutet ist, beginnt Schneider-Creusot sein Geld zu pumpen. 1910 ist große Kapitalserhöhung bei Putiloff, Schneider-Creusot kauft Aktien um eine Million Pfund, Aktien, soviel nur zu haben sind. Aber die Harpune sitzt im Fleisch — da ist kein Verwaltungsratszimmer, in dem man nicht dem Spitzbart Herrn Zaharoffs begegnete.

Darum versucht der Walfisch auszubrechen. Ein Umgehungsmanöver. Kann man die Putiloff-Werke nicht ungestört verschlucken, so versucht man es eben mit einer Neugründung. Schiffswerft und Geschützfabriken in Reval! Man wird für sie gleich zu Anfang zwei Kreuzer aus Petersburg in Auftrag bekommen! Und damit diese lukrative kleine Gründung nur ja ohne Aufsehen vor sich

geht, spannt man die bescheidene französische Firma Augustin Normand als Proponenten vor — und wird erst im letzten Augenblick hinter ihr triumphierend emportauchen als die großen Herren Schneider, denen es dann endlich gelungen sein wird, eine hundertprozentig französische Rüstungsindustrie im nationalen Rußland aufzurichten! Aber da ergibt sich noch im letzten Augenblick ein kleiner Schönheitsfehler. Im letzten Augenblick stellt sich heraus, daß man von Petersburg aus die Konzession für die Revaler Werke der bescheidenen Firma Augustin Normand zwar bewilligt — aber nicht ihr allein. Sondern gemeinsam mit der bescheidenen englischen Firma Beardmore in Glasgow, die sich ebenfalls für das Objekt interessiert. Und da hinter Augustin Normand das repräsentative Profil der Herren Schneider sichtbar wird, taucht hinter dieser harmlosen Firma Beardmore ein Spitzbart auf, der uns bekannt ist. Herr Basil Zaharoff! Denn bei Lichte besehen erweist es sich, daß diese Firma Beardmore für die Firma Vickers genau dasselbe ist, was Herr Normand für Herrn Schneider war. Die Harpune stammt aus einer erstklassigen Fabrik in Sheffield und ist nicht so leicht abzuschütteln.

Und damit naht das kritische Stadium in dieser Jagd. Zunächst ist es nur ein Ausweichen des Walfisches. Geht es nicht an der Ostsee, so geht es vielleicht am Schwarzen Meer. Geht es nicht mit einer Neugründung, so geht es vielleicht, indem man sich in eine ältere, kaum beachtete Firma schleicht. Es gibt da unten in Nikolajew am Schwarzen Meer seit 1895 eine Werftgesellschaft, die schlecht und recht gearbeitet hat — bis zum Jahre 1911. Im Jahre 1911 beginnt man davon zu munkeln, daß ein ganz großes neues russisches Flottenbauprogramm der Duma zur Beschlußfassung zugeleitet werden soll. Das ruft die Franzosen in Petersburg zu besonderer

Aktivität auf. Haben sie schon die Ersparnisse des Bürgers von Perpignan nach Osten getragen, so wollen sie jetzt endlich ihren Profit! Eine Flotte soll mit französischen Geldern gebaut, die Werftanlagen von Nikolajew sollen vergrößert werden? Dann werde das in Teufels Namen endlich eine französische Gesellschaft! Der Wunsch wird in Petersburg ausgesprochen, die Wünschenden klimpern mit ihren guten Goldstücken in der Hosentasche und der Wunsch wird von den russischen Behörden auffallend prompt und ohne Schwierigkeiten erfüllt. Man wandelt also die Firma um in eine französische Gesellschaft, endlich einmal, nach französischem Aktienrecht, mit dem Sitz in Paris, 65, rue de la Victoire. Diesmal wird man unter sich sein! Das erweist sich dann leider als Irrtum, es ergibt sich im letzten Augenblick schon wieder ein kleiner Schönheitsfehler, es tauchen da einige Aktienbesitzer auf, von denen man nicht recht weiß, woher sie kommen und was sie bedeuten sollen (auch ein Herr Putiloff von den Putiloff-Werken, dem man in diesem Zimmer nur mit zwiespältigem Vergnügen begegnet) — und unter ihnen, als letzter mit genau fünfundzwanzig von sechzehntausend Aktien (gerade genug, daß er eine einzige Stimme hat) erscheint bei der Generalversammlung in der rue de la Victoire ein Herr mit einem Spitzbart, den wir schon irgendwo getroffen haben müssen! Und es erweist sich, daß er nicht nur über diese fünfundzwanzig, sondern plötzlich auch über ein paar tausend weitere Aktien verfügt! Die Harpune sitzt!

Jetzt allerdings kommt die Krise. Der Augenblick, wo der Walfisch in Wut gerät. Es erfolgt eine französische Generaloffensive auf die Behörden in Petersburg. Aber der Fisch selbst fühlt sich offenbar dem Harpuneur nicht mehr gewachsen. Die Herren Schneider lenken nicht mehr selbst die Aktion, das überlassen sie jetzt dem Pariser

Außenamt. Was von dort aus geliefert wird, ist diplomatisch-taktische Feinarbeit. Man macht die Herren in Petersburg aufmerksam, daß dieser Herr Basil Zaharoff, der sich da überall in die nationale russische Rüstungsindustrie einschleicht, ohne seine Würdigkeit durch Gewährung entsprechender Anleihen bewiesen zu haben, identisch ist mit jenem Herrn Basil Zaharoff, der gleichzeitig ein Stück weiter im Osten Hand in Hand mit dem Erbfeinde Krupp den Erbfeind Japan mit neuen Kriegsschiffen und Kanonen versieht. Also ist der Herr Zaharoff der Kompagnon des Herrn Krupp! Ganz abgesehen vom Unmoralischen solcher Handlungsweise — will man nun also zulassen, daß sich die aus dem heiligen Rußland bisher erfolgreich ferngehaltene Firma Krupp mit Herrn Zaharoff als Strohmann an der französisch-russischen Werft von Nikolajew beteiligt? Er muß hinaus!

Man sieht: das Konzept ist gut. Es ist dementsprechend auch wirksam. Auch die Durchführung des geforderten Hinauswurfs zeigt noch die Pariser diplomatische Schule. Man macht das so, daß man von Petersburg aus, von Regierungs wegen, einen offiziellen Brief an die Werft von Nikolajew abschießt: Man hat sich jetzt besonnen — man will in Zukunft nur mehr national-russische Gesellschaften am Flottenaufbau beteiligen. Nikolajew aber ist national-französisch! Also wird die Firma entweder nicht das kleinste Motorboot mehr in Auftrag bekommen oder alle Ausländer, sämtliche, ohne Unterschied, auch die Franzosen, haben sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen! Folge dieses Ukases ist, daß (bittererweise recht genau an dem Tage des Jahres 1912, da die Duma volle hundertzwanzig Millionen Pfund Sterling für das neue russische Flottenbauprogramm bewilligt) eine außerordentliche Generalversammlung der Werftgesellschaft Nikolajew stattfindet und Herr Basil Zaharoff samt dem ihm ergebenen

Herrn Putiloff, samt Sir Vincent Caillard und Herrn Robert Wolff vor die Türe gesetzt wird. Oh, selbstverständlich auch die Franzosen. Doch gingen diese bei der nächsten Türe wieder hinein — und hatten inzwischen nur andere Rosetten in ihr Knopfloch gesteckt. Man sieht: das ist gute und solide Arbeit. Viel später erst stellte sich heraus, daß sogar dem Quai d'Orsay trotz allem ein kleiner Betriebsunfall zugestoßen war: Unter den Franzosen, die bei der anderen Türe hineingingen, war die Banque d'Outre-Mer. Aus Brüssel. Man liebte es damals in der französischen Diplomatie, sich die Belgier zu verpflichten. Dann stellte sich heraus, daß die Banque d'Outre-Mer zu ihrem größeren Teile gar nicht den belgischen Aktionären gehörte, sondern zwei anderen Banken. Ausländischen Banken. Der Deutschen Bank und der Discontogesellschaft in Berlin. Also hatten die Franzosen Herrn Zaharoff aus der Firma gedrängt unter der Anschuldigung, daß er ein Kompagnon der Deutschen sei, und das Ergebnis ihrer Aktion war, daß sie nun selbst als Kompagnons der Deutschen in der Firma zurückblieben. Mit diesem kleinen Betriebsunfall begann für unseren Walfisch aus Le Creusot die Panik. Er hatte den Teufel in Gestalt des Herrn Krupp von Bohlen-Halbach an die Wand gemalt — von nun ab witterte er diesen Teufel hinter jeder Transaktion, hinter jedem kleinsten Geschäft. Er sah nur mehr Krupps. Und das war es, was den Harpuneur Zaharoff schließlich in die Möglichkeit versetzte, dem Fisch den Fangstoß zu geben.

Aber so weit halten wir noch nicht. Vorläufig hatte man unserem Harpuneur den Stuhl vor die Tür gesetzt — in dem Augenblick, da die Duma jene hundertzwanzig Millionen bewilligte. War nun aber einmal die französische Politik in Rußland im Vormarsch und der Nimbus von Herrn Basil Zaharoffs Unbesiegbarkeit gebrochen, so sollte ganze Arbeit geleistet sein. Also ereignet sich unmittelbar

darauf das Unerhörte, daß man in Petersburg bei der Übernahme einer großen Zaharoff'schen Kanonenlieferung Schwierigkeiten macht und an der guten Sheffielder Ware etwas zu bemängeln findet! Aber weiter! Wir schreiben 1912 und da haben wir ja eben wieder einen frisch-fröhlichen Balkankrieg, Spezialgebiet, Domäne Zaharoffs — wie steht es in einer Sonderausgabe der Pariser Zeitschrift „Crapouillot" gegen die „marchands de canons"? „Während des Balkankriegs bewaffnete Zaharoff beide Kriegsparteien, er unterstützte Griechenland gegen die Türkei, die Türkei gegen Serbien und im Jahr darauf Serbien gegen Österreich." Mit einem Wort — Zaharoffs Spezialgebiet! Und hier, unmittelbar nach dem Hinauswurf aus Nikolajew, unmittelbar nach den Kanonen-Übernahme-Schwierigkeiten in Petersburg, muß er es erleben, daß man ihm nun sogar schon in den Balkanstaaten in die Quere zu kommen wagt. Wer? Der neue beharrliche Konkurrent, der in all den kleinen Staaten die Preise drückt, der balkan-nahe genug ist, mit Zaharoff-nahen Agenten über alle Hintertreppen in alle Ministerien einzudringen, ist Skoda in Pilsen, und hinter Skoda taucht das Profil und das Portemonnaie der Herren Schneider aus Le Creusot auf! Will man noch mehr? Herr Zaharoff hat da in Petersburg eine bescheidene Rechnung einzukassieren und — nein, das wollen wir authentisch erfahren. Eine kleine Indiskretion — ein Privatbrief. Absender: Herr Arthur Raffalowitsch, früherer Finanzattaché Seiner Majestät des Zaren bei der Pariser Botschaft. Empfänger: der russische Minister Dawidoff. Text: „Ich bin Herrn Z. begegnet. Er beklagt sich über die Schwierigkeiten, gegen die er anzukämpfen hat, um bei der Admiralität die Bezahlung von 1,500.000 Rubel für ein Schiff durchzusetzen." Derlei hat man früher diesem Herrn Z. gegenüber in Petersburg nicht gewagt! Kein Zweifel: Frankreich hat die Offensive ergriffen, Herr

Zaharoff hat in jenem Jahre 1912 in Rußland nicht mehr viel zu bestellen. Frankreich marschiert.

Aber wichtiger als der Anfang des Briefes Herrn Raffalowitschs ist, was er noch weiter zu melden hat: „Zaharoff meint, daß drei oder vier Jahre erforderlich wären, um für das Schwarze Meer Panzerschiffe zu bauen, die danach angetan wären, den Türken zu imponieren. Bisher sei nichts veranlaßt worden. Die russischen Fabriken und Banken befaßten sich mehr mit der Börse als mit irgend etwas andrem." Herrn Raffalowitschs Scharfsinn reicht weit genug, daß er abschließend feststellt: „Z. dürfte hier einige Enttäuschungen erlebt haben." Diese Enttäuschungen sind uns bekannt. Aber der Finanzattaché und erst recht der Minister hätten zu wissen gehabt, daß man genauer hinhören muß, wenn man es mit Herrn Zaharoff zu tun hat. Der beklagt sich nicht über den Verfall der guten Sitten russischer Banken — er ist weder ein Melancholiker noch ein Moralist. Und er verbreitet sich nicht über die Kampfkraft türkischer Kreuzer, wenn das nicht einen Sinn hat und absichtsvoll ist, wie alles, was Herr Zaharoff sagt, tut und nicht tut. Sollte das nicht vielleicht eine Drohung sein?

Es war eine Drohung. Es war der Ansatz zum Gegenstoß. Daß Zaharoff kaum einen Versuch macht, seine von den russischen Artilleristen beleidigten guten Kanonen doch noch in Petersburg zu Ehren zu bringen, daß er sie ohne weiteres wieder verfrachten läßt und nach Süden auf Reisen schickt, nach Italien, wo er ja glücklicherweise über eine nationale Industrie verfügt, Vickers-Terni, die diese Kanonen nach einer kleinen Adaptierung an das nationale Italien für einen nationalen Feldzug gegen die Türken liefert — das hätte die alten russischen Freunde und Kenner Zaharoffs schon stutzig machen müssen. Offensichtlich: er zieht seine Hand von Rußland ab, Rußland ist bei ihm in Ungnade gefallen. Wie stand es in jenem

Brief? „Für das Schwarze Meer Panzerschiffe bauen, die danach angetan wären, den Türken zu imponieren.“ Man hat seine Warnung nicht verstanden. Wenige Monate später kann man in der „Kölnischen Zeitung“ folgende Meldung aus Konstantinopel finden:

„Zwischen der türkischen Regierung und der englischen Gesellschaft Vickers ist ein Vertrag zustandegekommen, der in verschiedener Hinsicht von höchstem Interesse ist. Gemäß diesem Vertrag gründet die englische Firma eine ‚Société Impériale Ottomane, Compagnie intéressée des constructions maritimes de Docks et Arsenaux‘. Die Aktien lauten auf Namen und können nur mit Zustimmung des Vertragspartners zediert werden. Sollten die Einkünfte der Gesellschaft nicht zur Auszahlung der Zinsen und zur Amortisierung des Kapitals hinreichen, so soll der Abgang aus den Steuereingängen des Wilajets Siwas gedeckt werden. Die Verwaltung der Ottomanischen Staatsschuld wird mit der Eintreibung dieser Steuern betraut. Die neue Gesellschaft erhält das Monopol zur Ausführung der Aufträge der kaiserlichen Marine. Die Gesellschaft verpflichtet sich, die Arsenale am Goldenen Horn und in Ismid vollkommen neu einzurichten, Schwimmdocks mit einer Kapazität von 32.000 Tonnen aufzustellen und in Ismid zu bauen: eine Schule, Wohnstätten für die Arbeiter und Beamten, und eine Moschee.“

Lesen wir das genauer! Also Herr Zaharoff hat seine Drohung wahrgemacht und ist ins Ausland gegangen. Zum Erbfeind. Er wird jetzt eben türkische Kreuzer bauen — gegen Nikolajew, wo man ihm den Stuhl vor die Türe gesetzt hat. Und zwar die gesamte türkische Flotte — er hat ein Monopol! Und daß das Geschäft ertragreich sein wird, ist ihm garantiert; reicht der Nutzen nicht aus,

so gehören Herrn Basil Zaharoff die Einkünfte des Wilajets von Siwas! Und wer bürgt dafür, daß diese Einkünfte auch richtig einkassiert werden? Die Verwaltung der türkischen Staatsschuld! Also doch eine türkische Stelle? Nein, wir dürfen für Herrn Zaharoff beruhigt sein: Präsident des Verwaltungsrates der türkischen Staatsschuld ist ein alter Bekannter. Nämlich Sir Vincent Caillard, der auch im Verwaltungsrate der Firma Vickers seinen Platz hat — und den man soeben zugleich mit seinem Freunde Zaharoff in Nikolajew auf die Straße gesetzt hat. Wollen wir noch beruhigter sein? „Die Aktien können nur mit Zustimmung des Vertragspartners zediert werden." Gegen Husarenstückchen, wie er selbst sie in Le Creusot, Petersburg, Riga, Nikolajew geritten hat, weiß sich Herr Zaharoff zu schützen. Man sage nicht, daß der Wolf einen schlechten Schäfer abgäbe; die Schafe müssen nur ihm gehören. Das Erbaulichste aber an dieser Meldung der „Kölnischen Zeitung" ist, daß Herr Basil Zaharoff in der Türkei nicht nur seine Kanonen zu gießen und seine Geschäfte zu machen hat, er errichtet auch eine Moschee. Ein Gotteshaus. Hier weitet sich der Geschäftsbericht zum Symbol. Und es mag als eine Illustration zu dieser Verheiratung von Ethos und Kommerz verstanden werden, wenn ich zwei kleine Briefe aus dem offenbar doch immer wieder von profanen Blicken durchstöberten Geheimarchive der Firma Krupp in Essen hiehersetze, obwohl sie mit dem aktuellen Anlaß nichts zu tun haben. Zwei Jahre vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges schreibt diese kerndeutsche Firma folgenden Brief:

„Gußstahlwerk Friedrich Krupp.

Essen, 29. April 1868.

An Seine Majestät Napoleon III., Kaiser von Frankreich.

Ermutigt durch das Interesse, welches Eure erhabene

Majestät für einen einfachen Industriellen und die glücklichen Ergebnisse seiner Bemühungen und seiner unerhörten Opfer bewiesen haben, wage ich von neuem, mich Allerhöchstderselben mit der Bitte zu nahen, geruhen zu wollen, beifolgenden Atlas anzunehmen. Er enthält eine Sammlung von Zeichnungen verschiedener in meinen Werkstätten eingeführter Gegenstände. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß besonders die vier letzten Seiten, welche die Gußstahlkanonen darstellen, die ich für verschiedene hohe Regierungen Europas angefertigt habe, einen Augenblick die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf sich lenken dürften und meine Kühnheit entschuldigen werden. Mit dem tiefsten Respekt, mit der größten Bewunderung."

Und bekommt die Antwort:

„Der Kaiser hat mit vielem Interesse den Atlas empfangen, und Seine Majestät haben den Befehl gegeben, Ihnen für diese Mitteilung zu danken und Ihnen zu wissen zu tun, daß Seine Majestät lebhaft den Erfolg und die Ausdehnung einer Industrie wünschen, welche die Bestimmung hat, der Menschheit beträchtliche Dienste zu erweisen."

Sie sind immer guten Gewissens. Und waren es schon zu Zeiten, als Herr Zaharoff noch jenes „Loch" zwischen 1865 und 1870 durchlebte, vielleicht in Wilkomir, vielleicht anderswo.

Aber wir verlieren uns wieder einmal. Besser, wir setzen hieher noch ein Stück aus jenem Aufsatz der „Kölnischen Zeitung", ein Stück aus dem Kommentar:

„Diese englische Konzession bedeutet weit mehr als die Heranziehung einer deutschen Militärmission. Nicht nur daß die Engländer de facto die türkische Flotte kontrollieren — sie bekommen auch die ganze Produktion der

Werften und Arsenale in die Hand. Sie beherrschen also völlig die gesamte türkische Marine. Was bedeutet es im Vergleich damit, daß ein deutscher General ein einzelnes Armeecorps befehligt? (In der neuen Gesellschaft ist übrigens die türkische Schiffahrtsgesellschaft Machsusseh mit Kapital vertreten; sie steht unter deutscher Leitung.)"

8

Daß da also zur Abwechslung die Deutschen dabei sind, wollen wir uns merken. Nebenbei: Odysseus ist wieder einmal in seinem Geburtsland angekommen. Das bedeutet immer wieder in dieser Laufbahn, daß die nächste Etappe sich vorbereitet. Zur nächsten Windung der Spirale krümmt sichs empor. Soll es noch höher gehen, so wäre zur Krönung des Erreichten jetzt eigentlich nach all den Duetten und Terzetten eine Sinfonie für volles Orchester fällig! Wir wollen sehen, was sich tun läßt, wir schreiben 1913, wir lassen uns noch ein Jahr Bedenkzeit offen. —

Aber die Nervosität in Deutschland bedeutet nichts gegen die Nervosität, die dieser Coup des Herrn Zaharoff in Frankreich auslöst. Dieser — und der nächste. Herr Zaharoff hat nämlich nicht nur die Kampffront weit nach Süden aufgerollt, er steht auch schon wieder auf altem Boden. Der eine Prankenhieb genügt, die Drohung hat man in Petersburg jetzt endlich auch mit langsamen Gehirnen verstehen müssen. Geht Zaharoff zu den Türken, so ist die Türkei ein Großstaat! Also gehen die Petersburger Herren lieber nach Canossa. Man muß Zaharoff für Rußland zurückgewinnen, koste es, was es wolle! Eine Firma Schneider in Le Creusot? Der Flirt mit ihr war nur ein Irrtum, er hat, wie sich herausstellt, zu viel gekostet; jetzt weht eben wieder ein neuer Wind! Und zwar bittererweise noch in diesem selben Jahre 1913, so knapp nach jenem Prankenhieb Za-

haroffs von der Türkei her, daß für den Canossagang der Petersburger Herren eben knappe zwei, drei Wochen herauszurechnen sind. Da steht die Nachricht von dem neuen Coup Zaharoffs schon in den nervösen Pariser Blättern. „L'Information" vom 24. April:

„Vickers und Le Creusot in Rußland.

(Von unserem Sonderberichterstatter.) — In gut informierten Finanzkreisen ist man der Meinung, daß der gestern verlautbarte Ministerratsbeschluß betreffend die Errichtung einer privaten Kanonenfabrik in Zarizyn als ein Sieg der Firma Vickers anzusehen ist. Vickers habe das Ziel, die Genehmigung zur Errichtung einer privaten Kanonenfabrik zu erlangen, schon zu Zeiten verfolgt, da Le Creusot sich mit Projekten aufhielt, die der feindlichen Einstellung der Regierung begegneten. Während die Vertreter von Le Creusot ihre Bemühungen auf einem Weg zersplitterten, der unfehlbar zu einem Mißerfolg führen mußte, konzentrierte sich die besser orientierte Firma Vickers darauf, eine neue Fabrik einzurichten und sich Bestellungen garantieren zu lassen. Um keine der Ursachen der momentan so ungünstigen Lage Le Creusots gegenüber dem englischen Konkurrenten unerwähnt zu lassen, muß noch auf den bedauerlichen Eindruck hingewiesen werden, der —"

Nun, und so weiter. Bald erfährt man auch schon Details. Die neuen Anlagen sollen so gewaltig sein, wie sie Rußland bis dahin noch nicht gesehen hat. Über drei Kilometer weit sollen sie sich am Wolgaufer erstrecken; schwerste Geschütze, Geschütztürme, Panzerplatten, Artilleriemunition — nein, wir lesen lieber noch weiter in französischen Quellen nach. Da ist unser Gewährsmann Mennevée, der Mann der „Documents Politiques":

„Dieser Mißerfolg Le Creusots sollte sich noch verschärfen, als im September desselben Jahres die russische Regierung der Firma Vickers quasi ein Monopol für Geschütz-Fabrikation verlieh, indem sie ihr jährliche Aufträge im Werte von mindestens 10 Millionen Rubel zusicherte. Im Namen der russischen Regierung unterhandelten mit der Firma Vickers der General-Major Sergujeff und der Hauptmann Gavriloff. Die Gründe für diese enge Verbindung zwischen der russischen Regierung und der Firma Vickers sind umso dunkler, als die Preise von Vickers höher waren als die von Le Creusot."

Uns aber, die wir den kleinen Leitfaden für angehende Rüstungsindustrielle gelesen haben, ist der Umstand, daß Vickers das Geschäft macht, obwohl er teurer liefert, nicht mehr ganz so rätselhaft wie Herrn Mennevée. Begreift man diesen doppelten Handstreich Zaharoffs in seiner ganzen Tragweite? Er ist in Rußland 1912 aus einer Werftgesellschaft hinausgedrängt worden. Er rächt sich, indem er sich das Monopol für den Bau der türkischen Flotte verschafft — und schüchtert damit die Russen sosehr ein, daß sie ihm sofort das Monopol für alle russischen Artilleriebestellungen geben! Das ist Meisterarbeit, Über-Tatavla, schon umgesetzt in die Bezirke der Politik. Hier beginnt nun tatsächlich die neue Windung der Spirale. Geschlagen ist nicht eine Firma in Le Creusot, geschlagen ist der Quai d'Orsay, geschlagen ist Frankreich.

Frankreich nervös? Nein, das ist nicht Nervosität mehr, das ist Panik. Man schlägt um sich, planlos. Man glaubt am besten zu fahren, indem man diesen teuflischen Herrn Zaharoff kopiert und in seine Fußstapfen zu treten versucht. Er ist nach Konstantinopel gegangen und hat ein Monopol für die Flotte? Frankreich gibt den Türken einen Rüstungskredit, Frankreich lädt die türkischen Kanonen-

käufer nach Le Creusot ein! Die Käufer kauften auch, sogar der Marineminister persönlich. Nur zog sich das ein paar Monate hin — und da war es schon ein wenig zu spät. Wie heißt es in einer Rede Paul Faures in der französischen Kammer? (Er hielt sie leider erst im Februar 1932, da hatten wir alle schon sehen gelernt.)

„Die Türkei hat fünfzehn Anleihen aufgenommen, dreizehn davon sind heute notleidend. Und mit der letzten dieser französischen Anleihen hat die Türkei ihren Krieg gegen Frankreich finanziert. Ich besitze in meinen Akten eine Photographie, die den türkischen Marineminister darstellt, wie er die Fabriken von Le Creusot besichtigt, geführt von den Erfindern, die ihm die letzten Errungenschaften auf dem Gebiet der Rüstungsindustrie zeigen. Der Türke machte seine Bestellungen. Nur kam der Krieg zu schnell. Schon einige Tage später brach er aus, und der Pechvogel von Minister konnte die französischen Kanonen nicht mehr mitnehmen. Aber da er französisches Geld hatte, kaufte er auf dem Heimweg bei Krupp in Essen und bei Skoda in Pilsen die Kanonen, die dann an der Ostfront verwendet wurden."

Aber das heißt vorgegriffen — wir halten ja mit unserem Berichte noch im tiefsten Frieden, gerade an der Jahreswende 1913—1914. Die Panik in Frankreich hätte man sich ersparen können — wenigstens soweit es sich um die Besorgnisse handelte wegen des Nationalheiligtums in Le Creusot. Nach geglückter Harpunierung des Walfisches und nach erfolgter Bergung der türkisch-russischen Beute hatte Herr Zaharoff nämlich schon wieder umgesteckt. Wenn er gezwungen war, die Herren Schneider gelegentlich in die Knie zu zwingen — sollte er deshalb vergessen, daß er bei Lichte besehen an ihren Unter-

nehmungen doch eigentlich beteiligt war? Ihr Spießgeselle — oder, wie man es im Milieu der Großindustrie besser nennen wird, ihr Kompagnon? Zu Ende des Jahres 1913 ist Herr Basil Zaharoff schon wieder lammfromm und überzeugter Franzose. Die Absicht zu dieser Schwenkung hätte einer, der weiß, was wir heute wissen, eigentlich schon um Monate früher erraten können, sogar noch ehe die Bombe in Zarizyn recht geplatzt war. Da stiftet er nämlich — nein, diesmal kein Seemannsheim, sondern einen Lehrstuhl für Luftschiffahrt an der Universität in Paris. (Gleiches hat er, wir erinnern uns, schon zwei Jahre früher in Petersburg getan und sich damit oder richtiger mit der Zeitungsmeldung darüber die Affaire mit Herrn Haim Manelewitch Sahar aus Wilkomir auf den Hals geladen.) Wenn Sir Basil stiftet, so bekommt er die Ehrenlegion — das ist uns bekannt. Da er, seit 1908, schon Ritter ist, so wird er jetzt, im Jahre 1913, zum Offizier ernannt. Wobei diesmal sinngemäß nicht der Minister für Marine sondern der für Unterricht und schöne Künste den Antrag stellt. (Ministerpräsident ist diesmal Herr Poincaré — die Tatsache will für das Verständnis späterer Verwicklungen im Kopfe behalten sein.) Solch eine Ehrenlegionsernennung läßt nach unseren Erfahrungen den Schluß zu, daß Herr Basil Zaharoff entweder in Frankreich eine Zeitung kaufen oder sich mit Le Creusot versöhnen will oder beides. Ein weiteres Indiz? In dem uns nicht ganz unbekannten Blatte „Excelsior", das den „Quotidiens Illustrés" gehört, die ihrerseits Herrn Zaharoff gehören, findet sich ein Interview mit Herrn Francis Barker, einem der Männer der Firma Vickers. Es stellt sich heraus, daß man der Firma Vickers kein bittereres Unrecht tun kann, als sie einer gewissen Gegnerschaft zu Frankreich in den russischen Geschäften zu bezichtigen. Genau das Gegenteil ist wahr — wir werden es hören!

„In der Angelegenheit Zarizyn wurden die französischen Interessen — entgegen den aufgestellten Behauptungen — durchaus gewahrt; die russischen Banken und die Firma Vickers haben den technischen Wert der Artillerie-Patente Deport für lange Schußdistanzen erkannt und haben sich vertraglich die Lizenz für Rußland gesichert. Und da diese Lizenz Eigentum der Hüttenwerke von Châtillon-Commentry ist, so ist diese französische Gesellschaft an den Bestellungen beteiligt, die den neuen Zarizyn-Fabriken zukommen werden."

Wer jetzt noch immer nicht davon überzeugt ist, daß Herr Basil Zaharoff samt der ganzen Firma Vickers eigentlich im Herzen französisch ist, dem ist nicht zu helfen. Wir aber haben es in den Nerven, daß da irgendwo eine Bombe gelegt ist. Wir riechen, daß eine Zündschnur brennt. Und warten auf die Detonation.

9

Sie erfolgte unmittelbar darauf, schon am 27. Januar 1914. Und jetzt lesen wir Dokumente. „L'Echo de Paris", 27. Januar 1914:

„Petersburg. Einem Gerücht zufolge sollen die Putiloff-Werke in Petersburg eben von Krupp gekauft worden sein. Bestätigt sich diese Meldung, so wird sie in Frankreich lebhafte Beunruhigung hervorrufen."

London. The Times. Eigene Meldung. Paris, 28. Januar. „Große Aufregung rief heute in Paris ein Petersburger Telegramm des Echo de Paris hervor, besagend, daß die Putiloff-Waffenfabrik von Krupp gekauft wor-

den sei. Bekanntlich hat die russische Regierung die französischen Artillerie-Modelle übernommen; die Mehrzahl der russischen Geschütze ist bei Putiloff mit Hilfe der großen französischen Firma Schneider-Creusot und ihrer französischen Vorarbeiter erzeugt worden.
Infolge dieser Nachricht stürmte ein Schwarm von Interviewern die Bureaux der Firma Schneider, doch behauptete man dort, keine Informationen zu besitzen. Es wurde lediglich zugegeben, daß die Nachricht, sollte sie sich bestätigen, überaus schwerwiegend wäre, da die Putiloff-Fabrik die Geheimnisse der französischen Waffen-Fabrikation besitze."

Also Panik in Paris! Aber vielleicht ist sie verfrüht?

The Times. Eigene Meldung. Berlin, 28. Januar. „Die Nachricht vom Ankauf der Putiloff-Werke durch Krupp wird von den Zeitungen dementiert."

Petersburg, 28. Januar. „Ein Gerücht zirkulierte in der Hauptstadt und erregte einige Aufmerksamkeit in der in- und ausländischen Presse; es besagte, daß Krupp die hiesigen Putiloff-Werke gekauft habe. Eine Information aus offizieller Quelle versetzt uns in die Lage, diese Nachricht als völlig irrig zu bezeichnen."

Gott sei Dank! Jetzt sind wir beruhigt! Oder sollte auch das verfrüht sein? Was wird da weiter von Reuter aus Petersburg gemeldet?

„— verhält es sich vielmehr folgendermaßen: Der Ministerrat entschied sich für die Gründung einer russischen Privatgesellschaft, und zwar unter Heranziehung der Firma Vickers. Als Grund für diese Bevorzugung wird an-

gegeben, daß unter den führenden europäischen Rüstungskonzernen Vickers bekanntermaßen über die größten Erfahrungen verfügt."

Halt! Was hat mit dieser ganzen Affaire die Firma Vickers zu tun? Wir haben doch Herrn Zaharoff soeben zum Offizier der Ehrenlegion ernannt! Er wird doch nicht mit dem Erbfeind —?

Wieder einmal Paris, Excelsior, wieder einmal Herr Francis Barker:

„Ich erkläre auf das entschiedenste, daß die Vickers-Gesellschaft mit der Affaire Putiloff absolut nichts zu tun hat; sie steht in Rußland in keinerlei Beziehung zur Firma Krupp und hat niemals eine Interessengemeinschaft mit dieser Firma im Sinne gehabt."

Also können wir doch wenigstens bezüglich der einwandfreien Handlungsweise des Herrn Zaharoff beruhigt sein! Krupp weiß nichts von Putiloff, Vickers weiß nichts von Krupp, Schneider, der Hauptleidtragende, hüllt sich in Schweigen und versammelt auf sich das Mitleid der Nation. Nein, halt! Wir fragen jedenfalls noch einmal in Le Creusot nach!

„Auf Anfrage bei den Bureaux der Gesellschaft Schneider erfahre ich, daß in Petersburg tatsächlich verhandelt wird — allerdings nicht über einen Ankauf der Putiloff-Werke durch Krupp, sondern nur über eine Erhöhung des Kapitals unter Mitwirkung von Krupp und der Deutschen Bank. Selbstverständlich würde jede solche Transaktion die Putiloff-Werke unter die Kontrolle der Firma Krupp und der anderen deutschen Gesellschaften bringen."

Endlich und deo gratias — das klingt, wenn wir ganz genau hinhören, doch nicht mehr ganz so schlimm. Also doch kein Kauf der Putiloff-Werke durch Krupp. Nur eine Kapitalserhöhung! Aber dann war ja für Paris vielleicht noch nicht die letzte Chance verloren, da mitzutun! Da könnte ja doch vielleicht wieder einmal ein gewisser sparsamer und patriotischer Mann aus Perpignan —!

Nein, genug, wir sind zermürbt und wir finden uns nicht mehr zurecht. Finden wir uns aber in Pariser Zeitungsnachrichten nicht mehr zurecht, so greifen wir am besten nach den Memoiren jenes anonymen Pariser Chefredakteurs, die er im Jahre 1925 in der Berliner Deutschen Rundschau veröffentlicht hat. Kennt er den Fall? Er kennt ihn.

„Das Telegramm im Echo de Paris verursachte tatsächlich die lebhafteste Beunruhigung. Das Publikum, unwissend und gimpelhaft wie immer, glaubte, das Geheimnis der französischen Geschütze werde in die Hände der Preußen fallen. In Wahrheit war dies überhaupt kein Geheimnis, da die französischen Werke die 75-mm-Kanonen an Italien (das zum Dreibund gehörte) und an Bulgarien schon seit langer Zeit geliefert hatten. Aber man wollte der politischen Aufhetzung Nahrung geben, und nichts ist so geeignet, die öffentliche Meinung zu beschäftigen, als Geheimnisse und Geheimniskrämerei.

Es konnte sich also weder darum handeln, das Geheimnis der 75-mm-Kanone, das der ganzen Welt bekannt war, zu bewahren, noch Krupp zu verhindern, sich bei Putiloff einzunisten — denn er war schon lange drinnen! Die Nachricht sollte vielmehr auf eine Gruppe französischer Banken einen Druck ausüben, um sie zu bewegen, aus vaterländisch-völkischen Gefühlen mit mehr Geld herauszurücken. Und da diese Banken hiezu keine besondere

Neigung verspürten, malte man den Krupp-Teufel an die Wand."

Das ist nun allerdings eine andere Melodie. Übrigens: „Man" malte an die Wand? Wer ist dieser „man"? Wir suchen ein wenig weiter!

Kammerrede eines Herrn Albert Thomas in Paris, späteren Munitionsministers und Direktors des Internationalen Arbeitsamtes:

„Was aber am meisten auffällt, ist, daß in dem selben Augenblick, da diese Firmen so tun, als wären sie Gegner, da Vickers gegen Le Creusot zu kämpfen scheint, und da wir im Begriffe sind uns zu erregen über solche Schädigung unserer Interessen durch unsere Verbündeten — daß in diesem selben Augenblick die scheinbar feindlichen Firmen sich längst verständigt haben und einander in die Hände arbeiten."

Und gleich darauf folgt dieser Satz:

„Die russischen Zeitungen haben als den rührigsten Agenten, als den tüchtigsten Bannerträger der Firma Vickers, als den gefürchtetsten Nebenbuhler von Le Creusot den Herrn Basil Zaharoff bezeichnet."

Das ist ein historischer Augenblick für unsere Biographie. Es ist das erste Mal, daß der Herr mit dem Spitzbart von der französischen Kammertribüne genannt wird. Es wird nicht das letzte Mal sein. Also war das wirklich wieder einmal Herr Zaharoff? Und wer sind seine Komplizen? Darüber lesen wir etwas in einer englischen Quelle, der anonymen pazifistischen Brochure „The Secret Inter-

national", die sich im allgemeinen als überaus gut informiert erweist. Und da findet sich auch gleich der Abschluß der Transaktion:

„Der falsche Bericht wurde von Raffalovitsch, der mit dem russischen Kriegsminister Suchomlinoff unter einer Decke steckte, in die Welt gesetzt, nachdem mit Zaharoff eine Verständigung zustande gekommen war. Es gab sofort eine Panik in England, Frankreich und Deutschland, und in Paris legte die Aufregung sich erst, als späterhin von Petersburg aus die Nachricht verbreitet wurde, daß die Putiloff-Werke noch zwei Millionen Pfund Sterling brauchten und gerne bereit wären, diesen Betrag von Schneider-Creusot anzunehmen. Demzufolge stellte Schneider der Firma Putiloff das verlangte Kapital zur Verfügung, und gleichzeitig wurde in Frankreich eine neue russische Anleihe von fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling aufgelegt. Die Firma Vickers wurde entsprechend beteiligt und der Pariser Korrespondent der Times konnte am 29. Januar 1914 melden, daß während der vergangenen Monate russische Rüstungsaufträge in der Höhe von etwa sechseinhalb Millionen Pfund Sterling nach England gegangen waren."

Wozu nur noch zu sagen ist, daß uns dieser hier erwähnte Herr Raffalowitsch nicht zum ersten Male begegnet. Er ist jener ehemalige Attaché an der russischen Pariser Gesandtschaft und alte Bekannte Basil Zaharoffs, dessen Privatbrief an den Minister Dawidow wir weiter oben mitgeteilt haben. Er ist aber nicht nur uns bekannt — sondern auch jenem von uns schon zitierten anonymen Pariser Chefredakteur. Der weiß zu berichten, daß dieser Herr Raffalowitsch mit Säcken russischen Geldes den größten und skrupellosesten Korruptionsfeldzug unter der

Pariser „publicité" der Vorkriegsjahre ins Werk gesetzt hat, den die Zeitungsgeschichte kennt. Also der professionelle Zeitungsbestecher, Seine Excellenz der russische Kriegsminister und Herr Zaharoff — die Rechnung geht glatt auf. Es ist wieder einmal nicht mehr als eine Zaharoff'sche „Animieraktion", nur in großem, in größtem Umfang — und zu heikler Stunde. Er hat Le Creusot in Rußland geschlagen und damit seinen Anteil entwertet — jetzt wertet er ihn wieder auf. Mit wessen Geld? Mit dem Gelde des kleinen Mannes aus Perpignan. Wem verschafft er es? Rußland. Das dann gleich auch bei ihm, gewissermaßen als Provision, um sechseinhalb Millionen Pfund Sterling Ware bestellen muß. Man sieht: der hoffnungsvolle junge Mann, der im Jahre 1877 dem griechischen Vaterland das erste, unbrauchbare Unterseeboot verkauft hat, ist im Jahre 1914 zum größten Haifisch geworden, der in den Weltmeeren schwimmt.

Unklar bleibt bei dieser Aktion nur noch die Stellung der beiden anderen Rüstungskonzerne. Hat Schneider von der Sache gewußt? Das ist nach dem Mitgeteilten wohl anzunehmen. Aber Krupp! Krupp ist offenbar in der Tat von Zaharoff nur verwendet worden, um den Mann in der französischen Provinz zu erschrecken! Doch da bleibt ein unbereinigter Rest. Wir gehen vorsichtshalber noch einmal nach Moskau zurück. Dort hat man die Archive geöffnet und publiziert daraus mancherlei, was in den westlichen Ländern wenig oder gar nicht bekannt wird. In einer offiziellen kommunistischen Quelle, der „Wochenschrift des Exekutivkomitees der kommunistischen Internationale", finden wir in einem Aufsatze „Die Politik des Rüstungskapitals" von Leonid diese Stelle:

„Jeder politischen Kombination, die Vickers militärisch organisierte, stellte er sofort eine Gegenkombination ge-

genüber. Im engsten Einvernehmen mit Vickers und in der gleichen Weise gingen auch Schneider-Creusot und Krupp vor. Zwei Jahre vor dem Weltkrieg organisierten Krupp, Schneider und Blohm & Voss (die führende deutsche Kriegsmarinewerft) ein Syndikat zur Eroberung der russischen Putiloffwerke, was ihnen schließlich nach einer Verständigung mit Vickers-Armstrong auch gelang. Parallel mit dieser Verbrüderung der deutsch-französisch-russischen Rüstungskapitalisten begannen die letzten Vorarbeiten zum deutsch-französisch-russischen Krieg. Während Poincaré nach Petersburg kam, um die französische Unterschrift unter den Kriegsvertrag gegen Deutschland zu setzen, schlossen Krupp und Creusot eine Konvention ab, wonach sie sich verpflichteten, bei Einholung der damals ungeheuer anschwellenden Rüstungsaufträge einander zu verständigen und sich keine Konkurrenz zu machen. Noch mehr, der französische Konzern verpflichtete sich zur Unterstützung Krupps gegen seine innerdeutschen Konkurrenten: sollte die deutsche Firma Ehrhardt ein günstigeres Angebot als Krupp machen, so mußte Creusot Ehrhardt unterbieten und den Auftrag selbst mit Verlust an sich bringen."

Damit rundet sich das Bild dieser Transaktion. In der Rüstungsindustrie gab es nur Gewinner. Verlierer war der Mann in Perpignan, der niemals etwas von seinem Gelde zurückbekam — Verlierer war also Frankreich.

Wie schlägt Frankreich zurück? Wie sehr ist es auf der Hut? Wie durchschaut man am Quai d'Orsay diese Zusammenhänge? Das liest man am besten im Pariser „Journal Officiel". Am 31. Juli, dem Tage, da Jean Jaurès ermordet wurde, steht dort: „Ehrenlegion. Zum Kommandeur: Monsieur Basil Zaharoff." Und als Begründung die lapidaren Worte: „Services exceptionnels."

So brach — nein, noch nicht. Für uns ist der Krieg noch nicht ausgebrochen. Wir werfen vorerst noch einen Blick auf diese Firma Vickers, die sich unter Basil Zaharoffs Leitung so erfolgversprechend entfaltet hat. Was besitzt sie an diesem 31. Juli 1914?

Die Fabriken des Stammhauses in England, das versteht sich von selbst. Dann sind uns da noch zwei Werften begegnet: Barrow, deren Direktor den Admiral Fujii bestochen hat, und Beardmore, hinter der Sir Basil bei der Gründung in Reval Verstecken spielte. Und weitere — doch wollen wir uns nicht mit ihren Namen den Kopf belasten.

Italien? Vickers-Terni, das wissen wir. Die neuen Kompagnons gehören also zum Dreibund. Jetzt sei dazu verraten, daß solche Firmen auch in Kanada und auch in Spanien und auch in Japan gegründet worden sind. Sie interessieren uns nicht weiter. Interessanter ist es schon in Frankreich. „Zaharoff kontrollierte 1914 die französischen Firmen Creusot, die Aciérie Hénécourt, die Châtillon Commantry mit im ganzen 320 Millionen Mark Aktienkapital", berichtet der Spezialist Otto Lehmann-Rußbueldt, der aus den Moskauer Archiven schöpft. Wir müssen seine Angaben ergänzen — Herrn Zaharoffs stille Invasion in Frankreich hatte sich damals schon ein wenig tüchtiger ausgewirkt. Und zwar gibt es da in der österreichischen Hafenstadt Fiume eine Torpedofabrik Whitehead, von der wir jetzt so nebenbei von unserem französischen Gewährsmann Mennevée erfahren, daß sie die österreichische Filiale der Firma Vickers ist; Whitehead-Fiume gründet nun ihrerseits gemeinsam mit der Mutterfirma Vickers kurz vor dem Krieg eine französische Filialfabrik in Saint-Tropez, in deren Verwaltungsrat Herr Zaharoff wieder einmal mit

zwei Aktien vertreten sein wird — wir kennen seine Bescheidenheit. Und gleichzeitig taucht Herr Zaharoff auch im Verwaltungsrat der französischen Gesellschaft „Le Nickel" auf, die Nickelvorkommnisse in Neukaledonien besitzt und von den Rothschilds kontrolliert wird. „Unsere Wahl fiel auf Herrn Basil Zaharoff, der dank seiner großen Erfahrung und seiner vielfältigen Beziehungen zur Industrie für unsere Gesellschaft zweifellos eine kostbare Errungenschaft bedeuten wird." Wir verstehen diese Überzeugung des Nickel-Verwaltungsrates und teilen sie. Soviel in Frankreich. In der Türkei die Werftanlagen von Ismid — Kompagnons sind, wir erinnern uns, die Türken und die Deutschen. In Rußland die Revaler Werft mit den Franzosen als Kompagnons; die großen Werke von Zarizyn; zwei weitere, mit deren Namen wir uns nicht belasten wollen; und die Position in den Putiloff-Werken gemeinsam mit der Firma Schneider und gemeinsam mit Krupp. (Wie hieß es in jener Erklärung des Herrn Francis Barker im Pariser „Excelsior"? „Ich erkläre auf das entschiedenste, daß die Vickers-Gesellschaft mit der Affaire Putiloff absolut nichts zu tun hat!") Bleibt nur mehr die Position in Deutschland selbst — die Verbindung Loewe-Gontard. Der Konzern sieht nicht übel aus, wir säßen nicht ungern in seinem Verwaltungsrat.

Wer sitzt nun aber wirklich in diesen Verwaltungsräten, jetzt, am 31. Juli 1914, am Tage vor Kriegsausbruch? In England, bei Vickers, sind unter den Hauptaktionären

4 Herzöge und Marquis,
50 Grafen und Barone,
20 Knights,
3 Parlamentarier,
21 Offiziere,
6 Journalisten,

ferner unter den kleineren Aktionären, die zu anderem Stichtage bei einer der Konzernfirmen festgestellt wurden, Taxichauffeure, Gemeinde-Angestellte, Drucker, Stationsvorsteher, Gelbgießer, Schuster, Wollsortierer, Zimmerleute, Drogisten, Landwirte, Schutzmänner, Lehrer, Fischhändler, Marineoffiziere, ein Vizemarschall der Luftschiffahrt, ein Zivilbeamter des Außenministeriums, ein Musikprofessor, Ärzte, dann, immer wieder und überall, ein bemerkenswert hoher Prozentsatz von Geistlichen.

Ferner — nein, über die Zusammensetzung der Aktionäre lesen wir lieber in einer Parlamentsrede Philip Snowdens vom März 1914 nach:

„Und nun — wer sind die Aktionäre? Es würde zu weit führen, mehr als eine kurze Auswahl aus der Liste zu geben, aber ich konstatiere, daß die ehrenwerten Mitglieder dieses Hauses sehr stark vertreten sind. Es wäre in der Tat unmöglich, einen Stein in welche Bank immer dieses Hauses zu werfen, ohne Aktionäre der einen oder anderen dieser Firmen zu treffen. Der ehrenwerte Abgeordnete des Osgoldcross-Distriktes in Yorkshire (ich beglückwünsche ihn zu seiner in der vergangenen Woche erfolgten Wahl zum Ehrenvorsitzenden des Freien Kirchenrates!) steht hier an der Spitze. Ich stelle fest, daß er Inhaber von 3200 John Browns- und von 2100 Cammell Lairds-Aktien ist. Ein anderer Abgeordneter — er kommt aus Sheffield — erscheint tatsächlich auf jeder Aktionärs-Liste, wie er auch in jeder Debatte dieses Hauses sich hervortut, bei der es sich darum handelt, daß mehr Geld für Waffen und Schiffe bewilligt werden soll."

Es scheint also zu unserer Beruhigung, daß Herr Basil Zaharoff an jenem 31. Juli 1914 nicht allein in der Welt steht, sondern einige Kompagnons hat. Die mit ihm, samt

den Politikern und hohen Offizieren, während der nächsten vier Jahre an gewissen, auf Grund der Meisterleistungen des „Systems Zaharoff" erworbenen Unternehmungen im Ausland beteiligt sein werden. Aber vielleicht sieht Viscount Snowden im März 1914 Gespenster und all das sind Einzelerscheinungen und nicht ganz so schlimm? Lesen wir darüber noch ein paar Zeilen bei Leuten nach, die nicht eben zu Viscount Snowdens Parteigängern gehören. Also wieder einmal hinüber nach Osten — zu den Statistiken der „Wochenschrift des Exekutivkomitees der kommunistischen Internationale"! Da steht:

„Das glänzende Zusammenspiel zwischen dem Rüstungskapital und den Regierungen mit der einheitlichen Zielrichtung: Weltkrieg! — gründete sich auf die engste privatkapitalistische Verbindung, ja Identität der beiden Mächte. In jedem Lande beherrschte der Rüstungskonzern in erster Linie die Marineleitungen, dann die Generalstäbe, die Diplomatie und die halb amtlichen militärischen Verbände.

In England: Der Direktor des Kriegsschiffbaues und technische Hauptberater der Admiralität seit 1912, Sir Tennyson d'Enycourt, ist heute Direktor bei Armstrong. Lord Southborough, Direktor bei Armstrong, war 1912 bis 1917 Zivillord der Admiralität. General Lyttelton, dessen Bruder Direktor bei Armstrong ist, war Chef des Generalstabes. Lord Sydenham und Admiral Ottley, beide Armstrong-Direktoren, waren beide Sekretäre des Committee of Imperial Defense, des höchsten militärstrategischen Organs des Britischen Imperiums, das in Wirklichkeit die ganze englische Weltpolitik bestimmt. In der National Service League, dem großen militaristischen Verband, waren acht Präsidenten und Direktoren der englischen Waffenfabriken vertreten. Im Präsidium des eng-

lischen Flottenvereins saßen vier Männer, die Miteigentümer von italienischen, österreichischen und russischen Kriegsmaterialfabriken waren. Ebenso eng waren die Verbindungen mit dem englischen Auswärtigen Amt. Selbst der bürgerliche ‚Economist' mußte zugeben (1913—14), daß das Foreign Office in Verfolg seiner diplomatischen Verhandlungen Vickers und Armstrong Rüstungsaufträge fremder Staaten verschaffte. Die großen englischen Bankiers (Rothschild, Cassel usw.) stellten die gleiche Bedingung bei der Anleihevermittlung an ausländische Regierungen.

In Frankreich: Schneider-Creusot, auf den etwa 60% der gesamten französischen Ausfuhr von Kriegsmaterial entfielen, ernannte die jeweiligen Marineminister, regierte in der Militärkommission der Kammer, beschäftigte in Privatdiensten zwei Admirale (Besson und Nabona, später auch Lacaze) und einen Bruder von Clemenceau.

In Rußland: Der ganze zaristische Militärapparat war von oben bis unten mit Agenten ausländischer Rüstungskonzerne durchsetzt. Schon während des russisch-japanischen Krieges verschaffte sich Basil Zaharoff, der Vickers-Vertreter, durch Vermittlung General Kuropatkins und anderer Militärführer gewaltige Waffen- und Munitionsaufträge. Später vermittelte der berüchtigte Dmitri Rubinstein, der ‚Bankier von Rasputin', die Aufträge der russischen Feldartillerie an Schneider-Creusot.

In Deutschland: Der Panzerplattenkönig Stumm regierte in dem Auswärtigen Amt, wo seine Verwandtenclique, die Staatssekretäre Wilhelm von Stumm und von Kühlmann, der Wirkl. Legationsrat Ferdinand von Stumm, der Ministerialdirektor Karl von Schubert usw. alle wichtigen Posten besetzt hielt. Die extrem chauvinistische, zum Kriege hetzende ‚Post' gehörte dem Stummkonzern. Und in dem selben Stummkonzern saß als Aufsichtsrat ein französischer Botschaftssekretär Graf de Waldner."

Das klingt nun allerdings nach Wahrheit — aber sollen wir diesen Kommunisten ohne weiteres trauen? Die Sache ist zu wichtig, wir müssen uns selbst überzeugen; also greifen wir wahllos eine dieser Tochterfirmen heraus, zum Beispiel gleich die „Société Française de Torpilles Whitehead", die wir eben früher kennen gelernt haben — und sehen wir uns die Gründungsliste der Aktionäre an!

Gesellschaft W. G. Armstrong Whitworth & Co.	180
M. Barker Francis Henry in London (Vickers) .	2
Vickers Limited, in London	178
Frau Leopoldine Hoyos, Gattin des Grafen von Plessen-Cronsten, deutschen Gesandten . . .	14
Frau Liliane Hoyos, Gattin des Grafen Adolf von Reventlow-Criminil	14
M. James Beethon Whitehead, englischer Gesandter	78
Frau Agathe-Maria Gubertine Whitehead, Gattin des Herrn von Trapp, österreichischen Leutnants zur See	15
Frau Margarete von Bismarck, Witwe nach dem Prinzen Herbert von Bismarck in Friedrichsruhe bei Hamburg	14
Der französische Vize-Admiral Aubert	2
Herr Basil Zaharoff	2

Also Herr Basil Zaharoff zusammen mit dem englischen Gesandten, der Gattin des deutschen Gesandten, einem französischen Vizeadmiral, der Gattin eines österreichischen Seeoffiziers, einem Mitglied der „pangermanistischen" Familie Reventlow — und der Witwe des Fürsten Herbert von Bismarck, Schwiegertochter des Eisernen Kanzlers! All diese vereinigt in Frankreich, um französische Torpedos zu fabrizieren! Wir beginnen ein wenig in

Verwirrung zu geraten.

Und sind nur noch besorgt, ob Herr Basil Zaharoff für so viele Schutzbefohlene auch genug Geld verdienen kann? Läßt er seine Familie denn auch nicht verhungern? Wir dürfen beruhigt sein. Bei Vickers, nur in dem englischen Mutterhaus des Konzerns allein, haben sich die Aktiven in einem Jahr um mehr als eine und eine halbe Million Pfund Sterling vermehrt, es werden 12½% Dividende gezahlt, auch das Kapital ist in den letzten zwei Jahren um nahezu zwei Millionen Pfund Sterling erhöht worden. Der reine Nutzen? Da hören wir uns wieder die Rede des Viscount Snowden an:

„Ich stelle fest, daß in dem Jahre, das der Panik voranging, Vickers' Nutzen 424.000 Pfund Sterling erreichte. Zwei Jahre später war er auf fast das Doppelte gestiegen. Seit dem Erfolg der Intrige stieg der Gewinn von Jahr zu Jahr — 474.000, 544.000, 745.000, 872.000."

Er fährt fort:

„Was steht einer besseren Verständigung im Wege? Lord Welby, der im Zivildienst die höchste und verantwortungsvollste Stellung in diesem Lande innehatte, sprach vor einigen Wochen über diese Frage und sagte:

‚Wir sind einer Organisation von Gaunern ausgeliefert. Es sind Politiker, Generale, Rüstungsindustrielle und Journalisten. Sie alle sehnen sich nach unbeschränktem Bedarf an Rüstungsmaterial und erfinden darum unaufhörlich Alarmnachrichten, um Publikum und Minister in Furcht zu versetzen.'"

Nein, so böse Worte wollen wir anläßlich so schöner Geschäftserfolge gar nicht hören! Da leihen wir unser

Ohr lieber Mr. Douglas Vickers selbst, der doch Bescheid wissen muß! Er sagt gelegentlich in einer Rede:

„Es gibt Leute, die beharrlich dafür plädieren, daß die Waffenerzeugung der privaten Hand entzogen werde, und die noch den alten Märchen Glauben schenken vom angeblichen Einfluß der Rüstungsfirmen auf Krieg oder Frieden. An all diesen Geschichten ist nicht ein wahres Wort!"

Diese aus autoritativem Munde stammende Erklärung kann nicht verfehlen, uns vollkommen zu beruhigen. Jetzt nur noch eine Notiz aus der englischen Brochure „The secret international":

„Die Kurstabellen zeigen, daß im Sommer 1914 ein fieberhafter Handel in Rüstungsaktien stattfand; in jenen Tagen hat eine große Anzahl Wohlinformierter, gewisse bekannte Bankiers und auch Herr Basil Zaharoff selbst ihren Aktienbesitz vermehrt. Unter den damaligen Aktienkäufern waren verschiedene wichtige Persönlichkeiten, die zur Regierung in Beziehung standen."

Und so brach — nein, noch immer nicht! Man soll nicht glauben, daß die Menschheit gegen die Verschwörung nichts unternommen hat! Da ist dieser Mister G. H. Perris, er hält, schon ein paar Monate vor jenem 31. Juli 1914, da Herr Basil Zaharoff wieder einmal ordenssüchtig ist, eine Rede auf der Weltfriedenskonferenz im Haag, er verbreitet sich, soweit er sie damals kennen konnte, über die Methoden der diversen Herren Zaharoff — „für die der englische Dichter Kipling die Bezeichnung geprägt hat: ‚halb ein Teufel und halb ein Kind' " — und dann bricht es aus ihm hervor, eine Vision, und er ruft:

„Viele werden sich noch des berühmten Bildes entsinnen ‚Rückzug aus Rußland‘. Mir hat mitunter ein anderes Bild vor den Augen gestanden. Da kämpften sich nicht die besiegten Legionen Napoleons durch den Schnee — da sah ich das Heer der Werkenden dieser Erde, geschlagen immer wieder, ringend immer wieder um die Frucht ihrer Arbeit und ein gerechteres Schicksal. Mir war, als durchschritte ich die Masse dieser Verzweifelten auf der Walstatt der Tagesfron. Und ich kam an die Nachhut und sah (wie auf jenem Bild!) die Schattengestalten der Kosaken und unter ihnen — um Tote und Sterbende zu berauben — die Leichenfledderer, wie sie jeder weichenden Armee auf den Fersen sind. Ich kam ihnen näher! Da aber sah ich mit Staunen, daß das keine Schakale waren, wie sie die Dichter und Historiker schildern. Nein, das waren keine gewöhnlichen Diebe! Und einen sah ich unter ihnen, der war ein ehrenwerter englischer Gentleman, geschmückt mit dem Großkreuz des Ordens vom Bad und geschmückt, wenn es sein muß, mit dem Orden Jesu Christi von Portugal!“

Der Sitzungsbericht der Weltfriedenskonferenz fügt noch einen Vermerk an: „Cette résolution est adoptée à l’unanimité.“

Und so, endlich — so brach der Krieg aus.



Fast eine mythologische Figur



1

Zu berichten ist von den Taten und Abenteuern des Herrn Basil Zaharoff, Erbauers der eben vorgestellten Maschinerie, während der Jahre 1914 bis 1918. Da mag es am besten sein, wir beginnen mit den Taten und Abenteuern dieser Maschine selbst — war ja doch all das, was sich ereignete, zu einem guten Teil darauf zurückzuführen, daß eben diese Maschine dem Herrn Zaharoff aus der Hand glitt, selbständig wurde, eigenlebendig, und nicht mehr zu bremsen war.

Während der Jahre 1914 bis 1918 lieferte die Firma Vickers

4 Schlachtschiffe,

3 Panzerkreuzer,

53 Unterseeboote,

62 leichte Schiffe und

3 Hilfsfahrzeuge mit zusammen 201.000 Tonnen Wasserverdrängung, ferner

2328 schwere Schiffsgeschütze, Feldgeschütze und Haubitzen bis zu 45 Zentimeter Kaliber, ferner mehr als

100.000 Maschinengewehre von der bewährten Type des Sir Hiram Maxim,

eine unbekannte Anzahl kleiner Geschütze,

eine unbekannte Tausendtonnenanzahl Panzerplatten sowie

5500, in Worten: fünftausendundfünfhundert Aeroplane.

Das entsprach, selbst unter Zugrundelegung der Friedenspreise, einer Fakturensumme von mehreren hundert

Millionen Pfund Sterling; zwar wurde später bestimmt, daß die Gewinne der Herren Zaharoff und seiner Kollegen in England nicht mehr betragen sollten als „zwanzig Prozent über dem Durchschnitts-Nettogewinn der letzten zwei Geschäftsjahre vor dem Krieg", aber wir müssen deshalb um unseren Freund nicht besorgt sein, denn als Herr Lloyd George später zum Munitionsminister ernannt wurde und die Preise zu kontrollieren begann, da ergab es sich — nein, wir lassen dem Herrn Munitionsminister lieber selbst das Wort!

„Die Achtzehnpfünder-Granate kostete bei Gründung des Munitionsministeriums 22 s 6 d. Nun wurde ein System der Kontrolle und Preisregulierung eingeführt und Staatsfabriken aufgemacht, die die Preise drosselten, sodaß die Granate, die vorher 22 s 6 d kostete, auf 12 s verbilligt wurde. Bei 85,000.000 Granaten ergab das eine Ersparnis von 45,000.000 Pfund Sterling. Die Preise der anderen Granaten und der Lewis-Gewehre wurden ebenfalls herabgesetzt. Als wir diese übernahmen, kosteten sie 165 Pfund — wir reduzierten sie auf 35 das Stück. Das ergab eine Ersparnis von 14,000.000. Zufolge des Preisregulierungssystems und der Drosselung durch die nationalen Fabriken ergab sich am Ende des Krieges eine Ersparnis von 440,000.000 Pfund Sterling."

Diese vierhundertvierzig Millionen Pfund Sterling sind also nicht etwa der reine Nutzen der englischen Rüstungsindustrie — sie sind der Abstrich vom Nutzen, das, worum der reine Nutzen geschmälert wurde durch die Tätigkeit des Munitionsministers. Geriet er deshalb zum ersten Dirigenten der Industrie, zu Herrn Zaharoff in Gegensatz? Wir können auch diesbezüglich beruhigt sein: die Herren fanden Gefallen aneinander, und dieses Aneinandergefal-

lenfinden war schicksalsträchtig, wurde schicksals-entscheidend. Für Herrn Zaharoff? Nein. Aber für Herrn Lloyd George. Und fast für England. Aber bis dahin hat es noch gute Weile, heute wird noch geliefert, und zwar, um für etwaige Freunde von Ziffern die englischen Gesamtsummen mitzuteilen, im ganzen

25.000 Geschütze,
240.000 Maschinengewehre,
4 Millionen Gewehre,
258 Millionen Granaten und Schrapnells,
10 Milliarden Patronen.

Die gesamten Staatsschulden betrugen übrigens zu Beginn des Geschäftes recht genau 224 Millionen — und nach Ankauf und Verwendung jener Geschütze, Gewehre, Granaten, Patronen waren es eine und eine halbe Milliarde Pfund Sterling.

Auch von einigen kleinen Betriebsunfällen oder doch Schönheitsfehlern beim Funktionieren der Zaharoff'schen Rüstungsmaschine muß hier berichtet sein, die aber wohl zu geringfügig waren, um dem Konstrukteur und den an seinem internationalen Konzern beteiligten Offizieren, Volksmännern und Priestern die gute Laune und das gute Gewissen zu trüben. Immerhin — die türkischen, von deutschen Artilleristen bedienten Kanonen, die im Jahre 1915 an den Dardanellen gegen die Engländer schossen, waren von Basil Zaharoff geliefert worden. Und so weit man hypothetische Strategie treiben kann, muß man sagen, daß eine schlechtere türkische Dardanellen-Artillerie vielleicht zum Fall der Wasserstraße geführt hätte — und ein Fall der Wasserstraße zu einem früheren Ende des Krieges — und ein früheres Ende des Krieges zur Nichteinführung der allgemeinen Wehrpflicht in England — jener Wehrpflicht, die all die von uns unter den kleinen Aktionären des Herrn Zaharoff festgestellten „Taxichauffeure, Ge-

meindeangestellten, Buchdrucker, Stationsvorsteher, Gelbgießer, Schuster" und so weiter nach Flandern rief — die so zwar starben, deren Erben aber an den wachsenden Dividenden der Fabriken des Herrn Zaharoff beteiligt blieben. Auch ein englisches Kriegsschiff stieß bei dieser Gelegenheit auf eine türkische Mine und ging in die Luft, die Mine war „made in England". (Aber als elf Jahre später der Abgeordnete Ponsonby den Außenminister Chamberlain über diese englische Mine aus dem Jahre 1915 interpellierte und auf eine Meldung des „Daily Chronicle" hinwies, besagend, daß eben wieder eine englische Firma den Türken Waffen geliefert habe, da gab der Außenminister diese Tatbestände zwar zu, erklärte jedoch, ein Krieg mit der Türkei komme für England von jetzt ab nicht mehr, nie mehr in Frage. So geschehen im Jahre 1926, als der Völkerbund eben in dem Mossul-Konflikt für die Briten und gegen die Türken entschieden hatte und als man in Konstantinopel ganz ernsthaft einen Krieg gegen England vorzubereiten begann.)

Aber wir verlieren uns da in die Zukunft — sammeln wir uns zurück; und werfen wir nur noch gewissenhafterweise einen Blick auf eine der Filialunternehmungen des Konzerns. Wie wäre es mit „Le Nickel", der neu-kaledonischen Rothschild-Firma, die, wir erinnern uns, Herrn Zaharoff kurz vor Kriegsbeginn mit schmeichelhaften Worten in den Verwaltungsrat kooptiert hat? Nickel ist für den Munitionsindustriellen, was Brot für den Hungrigen ist. Deutschland besitzt kein Nickel. Aber es besitzt eine „Metallgesellschaft" in Frankfurt, deren Hauptaktionär Kaiser Wilhelm II. ist; ein anderer Aktionär ist Herr Krupp. Diese Firma kauft in den Jahren vor 1914 Nickel ein, soviel sie nur kann. Auf Vorrat. Lieferant: „Le Nickel" — Herr Zaharoff und das Haus Rothschild. Und dann bricht der Krieg aus. Und jetzt lesen wir ein wenig

in einer Rede, die der Senator Gaudin de Villaine im Januar 1917 in der französischen Kammer gehalten hat:

„Am 1. Oktober 1914 lud ein norwegischer Dreimaster in dem Hafen Freisund, Neu-Kaledonien, 2500 Tonnen Nickel für Hamburg, die für die Kruppwerke bestimmt waren. Diese Firma hatte den Preis der halben Schiffsladung im Voraus erlegt. Das Schiff wurde auf hoher See vom „Dupetit-Thouars" aufgebracht und nach Brest geführt, wo es vom See-Gericht als gute Prise erklärt wurde. Da kam aus Paris der Befehl, das Schiff freizugeben. Die lokalen Behörden weigerten sich. Darauf wurden vom Ministerium neue Weisungen ausgegeben, die den ersten Befehl bestätigten. Und so setzte am 10. Oktober das Schiff seine Fahrt fort."

Nun hat aber „Le Nickel" in Neukaledonien einen erbitterten Konkurrenten: die Gesellschaft „Hauts Fourneaux de Nouméa", in deren Verwaltungsrat nicht so einflußreiche Personen zu sitzen scheinen, denn — wie heißt es weiter in der Rede des Herrn Gaudin de Villaine?

„Aber es kommt noch besser, hören Sie dies: Im September 1914 lief das mit Nickelerz beladene Schiff ‚Heldos', das den ‚Hauts Fourneaux de Nouméa' gehörte (die Ladung war für deren Fabriken in Antwerpen bestimmt) die Reede von Falmouth an, da es aus triftigen Gründen nicht nach Antwerpen hinüber konnte. Die Gesellschaft erbat die Bewilligung, die Ladung nach Norwegen weiterdirigieren zu dürfen unter der Verpflichtung, das Erz dort zu verhütten und das reine Nickel nach Glasgow zurückzuführen. Die französische Regierung, bei welcher ange-

fragt wurde, verweigerte diese Bewilligung — und die Gesellschaft mußte ihre Ladung zu einem Unterpreis den Fabriken der Gesellschaft ‚Le Nickel' überlassen."

Geschickt, aber nicht sehr klug — man soll Konkurrenten nicht reizen, indem man seine Beziehungen spielen läßt und ihnen die Ware nimmt. Ein Rückfall in die Gewohnheiten aus der Zeit der Duelle mit Sir Hiram Maxim. Wie geht das weiter? Hören wir Herrn Gaudin de Villaine, der in keinen schwerindustriellen Verwaltungsräten zu sitzen scheint!

„Noch verwunderlicher ist, daß im Jahre 1915 aus dem Hafen Nouméa allein schon 4,606.834 Kilogramm Nickelroherz ausgeführt wurden, ohne daß dies dem geringsten Einwand begegnet wäre und ohne daß der wesentlichste und in Kanada sonst obligatorische Vorbehalt gemacht worden wäre — nämlich daß das Nickel nur für den Eigenbedarf der Verbündeten verwendet werden darf.

2,599.427 Kilogramm gingen nach den Vereinigten Staaten, die seit Jahren nichts mehr aus Neukaledonien bezogen hatten! Sie können nur mit einer verbrecherischen Schiebung erklärt werden.

Die ‚Société du Nickel' hat ein Ablenkungsmanöver versucht, indem sie auf ihre Konkurrenz, die ‚Hauts Fourneaux de Nouméa', verwies und den Verdacht auf sie lenkte, jene mysteriösen Lieferungen nach den Vereinigten Staaten ausgeführt zu haben."

Aber nochmals: man soll Konkurrenten nicht reizen. Sonst kann es vorkommen, daß sie einen Brief wie diesen in der Pariser „Liberté" publizieren:

„Sehr geehrter Herr Chefredakteur,

da unsere Gesellschaft in der heutigen Ausgabe Ihres Blattes in Zusammenhang mit der Nickel-Angelegenheit genannt wird, beehren wir uns Ihnen mitzuteilen, daß nicht ein Kilogramm Nickel aus unserem kaledonischen Erz Amerika mit einer anderen Bestimmung verlassen hat als für Frankreich bzw. die Länder seiner Verbündeten.

Wir sind die einzigen Erzeuger, die vollständig unabhängig arbeiten von dem internationalen Trust, der vor dem Krieg in Europa durch die Frankfurter Metall-Gesellschaft repräsentiert war.

Nicht wir waren es, die mit Krupp einen Vertrag hatten, auf Grund dessen auch noch nach Eröffnung der Feindseligkeiten gewisse Ladungen nach Norwegen dirigiert worden sind."

Aber das hat Herrn Basil Zaharoff auch weiterhin nicht geschadet. Eine kleine Störung des Geschäftes — nicht mehr. Und auf der anderen Seite konnte er sich ja wieder auf andere Briefe berufen, aus denen hervorging, daß nicht nur er an die Feinde lieferte, sondern auch die Feinde an ihn. Zum Beispiel auf diesen des Lübecker Senators und deutschen Stahlindustriellen Possehl!

„Lübeck, den 31. Juli 1914.

Herren Gebrüder Bosshardt,

St. Petersburg.

Die Lieferungsfrage für Stahlblöcke und für alle weiteren Materialien ist jetzt für Rußland eine ganz zweifelhafte geworden, nachdem der Krieg mit den Kontinentalmächten leider jeden Tag bevorsteht.

Wenn Schweden in diesen Krieg mit hinein gezogen würde, wäre überhaupt keine Möglichkeit mehr, Material

nach Rußland zu exportieren. Unser schwedisches Werk würde jedenfalls für möglichst schnelle Lieferung sorgen, woran ... zur jetzigen Zeit, wie wir uns denken können, sehr gelegen sein wird.

Nun aber zur Frage der Verschickung. Wir können nicht anders als frei Bord Stockholm liefern, und dann müssen die Sendungen mit den Tagesdampfern nach Abo und von Abo per Bahn nach St. Petersburg gehen. Wir wissen in der Tat nicht, wie anders die Sache zu machen ist, da die finnische Bucht voraussichtlich geschlossen wird. Wir glauben, daß im Kriegsfalle die deutsche Flotte die finnischen Hafen blockieren und die Schiffahrt nach St. Petersburg damit unterbrechen wird. Wir bitten Sie, in diesem Sinne höchst vertraulich mit den Herren von ... zu sprechen und können Sie versichert sein, daß niemand hierüber ein Wort von uns erfährt.... können darüber äußerst beruhigt sein.

Wir bitten Sie, diese Angelegenheit in unserem Interesse zu durchdenken und uns so umgehend wie möglich Ihren Bescheid geben zu wollen. Wir bitten Sie, den Telegraph zu benützen, wenn irgend möglich.

Was die Ingotsfrage anbetrifft, so bemerken wir, daß wir die Preise für Nickelstahlingots erheblich höher stellen müssen. Es ist unmöglich, Nickelstahl zu den bisherigen Preisen zu liefern, denn Nickelstahl ist zu teuer. Sonst stehen wir lieber von der Lieferung weiterer Nickelstahlingots ab. Aber es kann niemand billiger liefern als wir und ... können froh sein, wenn Sie eine unbedingt sichere Qualität bekommen, und diese Gewißheit haben Sie bei uns.

Hochachtungsvoll

L. Possehl & Co.

Kopie dieses Briefes senden wir gleichzeitig via Stockholm-Finnland."

Man machte Herrn Possehl vor dem Leipziger Reichsgericht den Prozeß. Es erwies sich dabei, daß in dem Briefe statt der drei Punkte immer der Name „Putiloff" einzusetzen war. Herr Possehl wurde freigesprochen. Nein, wir lassen auf unseren Herrn Zaharoff, Mitbesitzer dieser aus dem Feindeslande ihren Nickelstahl beziehenden Putiloff-Werke, nichts kommen! Oder sollen wir davon sprechen, daß die englische Flotte in der Skagerrak-Schlacht mit Zielfernrohren ausgerüstet war, die von den deutschen Fabriken Zeiß-Jena und Goerz-Anschütz sechs Monate vorher an eine holländische Maatshappy geliefert worden waren? Lassen wir lieber Herrn Basil Zaharoff selbst noch einmal das Wort zum Thema „Lieferung an den Feind"! Es wurde auch Herrn Krupp im Jahre 1920 vor dem Leipziger Reichsgericht der Prozeß gemacht — man sei unbesorgt, es ist ihm dabei nichts geschehen. Nun hat Zaharoff, wie wir bald sehen werden, während des Krieges zu besonderen Zwecken eine Telegraphenagentur ins Leben gerufen, „Agence Radio" — und diese „Agence Radio" ist es, die während des Krupp-Prozesses plötzlich mitteilsam wird. Herr Zaharoff wird mitteilsam! Das müssen wir lesen!

„Die Firma Krupp wird beschuldigt, England ein Patent zur Erzeugung von Schrapnellzündern überlassen zu haben. In dieser Angelegenheit kam es schon seinerzeit vor dem deutsch-englischen Schiedsgericht zu einem Prozeß, den die Firma Krupp gegen die Firma Vickers angestrengt hatte. Diese Zünder trugen in England den Vermerk ‚Kpz 9604', was Krupp-Zünder bedeutet. Die Firma Krupp hatte damals eine Entschädigung von 1 Shilling per Zünder verlangt. Es handelte sich um eine Summe von 123 Millionen Shilling. Auf Grund dieser Ziffer läßt sich errechnen, wieviel die Firma Krupp an dem Tode jedes einzel-

nen deutschen Soldaten verdient hat.

Andererseits soll dieselbe Firma während des Krieges namhafte Mengen Rüstungsmaterial, insbesondere Stacheldraht, nach neutralen Ländern, hauptsächlich nach Holland und der Schweiz geliefert haben, in voller Kenntnis, daß dieses Material für feindliche Mächte bestimmt war.

Die Artikel des Strafgesetzes, auf Grund welcher vor dem Leipziger Gerichtshof verhandelt wurde, sehen Strafen vor, die bis zu lebenslänglicher Zwangsarbeit reichen."

Das ist nun allerdings mehr als sonderbar. Basil Zaharoff, der große Schweiger — mitteilsam über Durchstechereien im Rüstungsgewerbe? Wollte er einfach sagen: seht — bei den anderen gibt es das auch? Wollte er sagen: seht — so habe ich meine guten Beziehungen zum feindlichen Ausland für die Alliierten verwendet? Oder wollten die Direktoren der Agence Radio, für die sich Basil Zaharoff eben damals weniger zu interessieren begann, den mächtigen Mann für sich zurückgewinnen, indem sie sagten: sieh — so gesprächig können wir werden, so viel wissen wir über Rüstungsdinge, heute geht es noch gegen Krupp, aber morgen kann es ebenso gegen dich gehen, wenn du uns fallen läßt? Da wir es mit Herrn Zaharoff und mit den französischen Journalisten zu tun haben, ist die kompliziertere Annahme immer die wahrscheinlichere. Aber die wahrscheinlichste steckt doch wohl in diesem „in dieser Angelegenheit kam es bereits vor dem Schiedsgericht zu einem Prozeß", das uns bei Lektüre der Meldung in die Augen springt. Es scheint da keine Drohung der Agentur an die Adresse des Herrn Zaharoff vorzuliegen — sondern eine Drohung des Herrn Zaharoff an die Adresse des eben von Strafuntersuchungen bedrängten Herrn Krupp: Du hast mich auf 123 Millionen Shilling geklagt — hüte dich, daß ich nicht noch ein wenig

mitteilsamer werde! Tatsächlich sind wir hier, scheint es, auf der richtigen Spur. Denn in jenem Sonderheft des Pariser „Crapouillot" gegen die „marchands de canons" findet sich diese kleingedruckte Notiz:

„Krupp hat die Geltendmachung seiner Rechte nicht bis ans Ende verfolgt und soll dafür von Vickers eine Entschädigung in der Gestalt eines Anteils an den Stahl- und Walzwerken Miers in Spanien erhalten haben."

Also hat die Drohung gewirkt, Krupp ging nicht „bis ans Ende", man hat sich verglichen — und daß die Agence Radio seither den Namen Krupp in den Mund genommen hätte, ist nicht überliefert.

2

So steht es um die Maschinerie, um ihr Funktionieren und ihr Versagen. Was aber treibt, was tut und läßt während dieser Jahre 1914 bis 1918 der Konstrukteur dieser Maschinerie, Herr Basil Zaharoff persönlich? Es ist da eine überaus merkwürdige Zickzacklinie zu registrieren. Daß der Mann gerade in den Monaten vor Kriegsbeginn seinen Besitz an Rüstungsindustrie-Aktien vermehrt hat — das haben wir gehört. Daß er selbst den Ofen geheizt hat, wie noch zuletzt mit der Affaire des „Echo de Paris" — das ist uns bekannt. Also müßte doch der Ausbruch des großen Kriegs die Probe auf das Exempel sein, die Krönung des Werkes, wenn anders er jemals dem eigenen Tun und sich selbst ins Gesicht geschaut hat! Aber dem ist seltsamerweise durchaus nicht so. Die russische Baronin P. (dieselbe, die Zaharoffs Exzeß in jenem Petersburger Restaurant nach dem Russisch-Japanischen Kriege beigewohnt haben will)

berichtet, sie sei Basil Zaharoff in den Augusttagen des Jahres 1914 in London wiederbegegnet — „und er war vollkommen verwandelt, er ist in diesen ersten Kriegstagen herumgegangen wie einer, der etwas gestohlen hat.“ Das mag nicht übel beobachtet sein. Er hatte die Maschine wohl angeheizt — nun aber fuhr sie los. Nun entglitt sie ihm, eigenlebendig. Er „hatte es nicht gewollt“, wie all die Könige, Kaiser, Politiker, Generale und Waffenschieber es nicht gewollt hatten, als es an den vier Ecken Europas zu knallen begann. „Halb ein Teufel und halb ein Kind“ — Perris hat das Wort auf jener hilflosen Haager Weltfriedenskonferenz in den Saal gerufen.

Von diesem ersten Choc scheint sich Zaharoff nicht allzu rasch erholt zu haben. Mehrere Quellen berichten, er sei der eigentliche und oberste Dirigent der gesamten Waffenversorgung für alle Heere der Entente gewesen. Eine der Quellen fügt hinzu, er habe zu jener Zeit ein englisches Kriegsschiff zu seiner privaten Verfügung gehabt. All das ist richtig — mag richtig sein. Aber ehe es so weit kam, ehe der Fünfundsechzigjährige so weit war, sich wieder in die Arbeit zu stürzen, die Zügel an sich zu reißen, oberster Dirigent und Patriot vor allen Patrioten zu sein, gibt es eben doch offenbar diesen Übergang, diese psychologische Passage des „Etwasgestohlenhabens“, des schlechten Gewissens. Und es ist wohl auch eben diese Zwischenetappe zu berücksichtigen, wenn man die durchaus neuartige und mit keinerlei Ränkespiel in nachweislichen Zusammenhang zu bringende Freigebigkeit, wie sie damals an Zaharoff bemerkt wurde, seelisch lokalisieren will.

Eine Episode, mitgeteilt von unserem Zeugen D., dem Ministerpräsidenten: Zaharoff, der während des Krieges abwechselnd in London und Paris ist, geht zu Briand und spricht mit ihm über die Organisierung des Luftkriegs. Er verabschiedet sich, dreht sich in der Türe noch einmal um

— D. hat die Einzelheiten von Briand selbst — er zieht einen verschlossenen Briefumschlag aus der Tasche, reicht ihn Briand ohne Wort und verläßt in Eile den Raum. In dem Umschlag liegt ein Zettel: „Für Kriegerwitwen". Und ein Scheck über eine Million Franken. Briand ruft, er will danken, aber der Besucher eilt die Treppe hinunter und kommt nicht mehr zurück.

Bei dieser Beziehung zu Briand setzt wieder einmal das Schicksal an. Dieser Herr Aristide Briand ist es, der den gebefreudigen Besucher noch einmal, nach langen Jahrzehnten, in griechische Angelegenheiten verstrickt, in Angelegenheiten der Heimat — und die werden an des Mannes Geld und Nerven fressen, bis ein Gutteil dessen, was er in einem langen und wilden Leben errafft hat, wieder zerstoben sein wird. Aber bis dahin hat es noch eine gute Weile — noch schreiben wir 1915, noch ist es Krieg.

Wie steht es mit diesem Kriege in der Heimat des Herrn Zaharoff — wenn wir denn hier wieder einmal Griechenland als seine Heimat betrachten wollen? Die politische Situation ist für Osteuropa wieder einmal dieselbe, wie wir sie im Jahre 1821 gefunden und im Jahre 1877 wiedergefunden haben; nur Einzelheiten verschieben sich, Daten, die Namen der Schlachtenorte, der Generale. Aber wieder einmal ist es Rußland, das die Balkanvölker befreit; das Balkanvolk, das vorne marschiert, sind auch diesmal die Serben; und Griechenland ist mit ihnen verbündet, bleibt aber aus guten Gründen neutral. Wie hieß es bei jenem alten Augenzeugen Karl von Rotteck, den wir zu den Vorfällen vom Jahre 1821 vernommen haben? „Die Griechen vergaßen weder ihre Ansprüche auf die Herrschaft, noch ihre üblen Eigenschaften der Zwietracht, des Neides und der Ränkesucht. Immer miteinander uneinig, immer neidisch und herrschsüchtig, im Glück wie im Unglück

egoistischen Zwecken mehr als der gemeinsamen Sache hingegeben" — genug! Die eine Partei war diesmal die des Königs, Soldatenkönigs, den die Armee liebte und der ein Schwager Wilhelms II. war — noch genug deutsch, um nicht gegen Deutschland kämpfen zu wollen, schon griechisch genug, um (wie er einem Interviewer gegenüber ausplaudert) vor allem auch deshalb nicht kämpfen zu wollen, „weil Griechenland mehr erreichen kann, wenn es zu Ende des Weltkrieges mit einer intakten Armee dasteht, als wenn es mitgekämpft hat." Die andere Partei ist die Venizelos', Freundes der Entente, Volksmannes von den Inseln, die immer demokratisch, antidynastisch, venizelistisch geblieben sind. Die Serben pochen auf ihren Bündnisvertrag, Kaiser Wilhelm telegraphiert an den Schwager (man kennt seine Art zu telegraphieren), Entente und Mittelmächte beginnen ihre Parteigänger dort unten ein wenig zu fördern. Was nicht offiziell geschehen kann, geschieht offiziös, was nicht offiziös geschehen kann, geschieht mit Hilfe kleiner Organisationen, die man hüben und drüben durch verläßliche oder auch unverläßliche Persönlichkeiten aufziehen läßt. Dann gibt es dazu auch noch einen Zwiespalt unter den Ententediplomaten — und nach ein paar Monaten ist man glücklich so weit, daß dieses Athen das tollste und verworrenste Spitzel- und Intrigantennest ist, das sich selbst unter balkanischen Verhältnissen vorstellen läßt. Man macht in Propaganda. Von den Deutschen heißt es bald, sie hätten eine über die Maßen wirksame Aktion gestartet, die geleitet wird von einem „dämonisch schlauen und geheimnisvollen" Agenten namens Baron von Schenck.

Da muß etwas geschehen! Griechenland muß endlich begreifen lernen, auf welche Seite es gehört! Und da haben wir ein paar Dokumente. Eine kleine Indiskretion — eine geheime Depesche!

Der russische Gesandte in Athen Prinz Demidow an den russischen Außenminister Sasonow.

Telegramm.

Nr. 283.

Vertraulich.

Abgesehen vom Kampfe mit den deutschen Agenten auf dem Wege der polizeilichen Überwachung, für die von unseren Alliierten ungewöhnlich große Mittel verausgabt werden, sind von ihnen Schritte ergriffen worden mit der Absicht, die öffentliche Meinung durch die Presse zu beeinflussen. Die Tatsache jedoch, daß es fragwürdig ist, ob tatsächliche Resultate auf diesem Wege zu erzielen sind, veranlaßt mich, mich gegen die Organisation des von uns gegenwärtig in Griechenland geplanten Unternehmens, für das sich die Ausgaben als wenig produktiv erweisen würden, auszusprechen. Sollte jedoch, diesen oder jenen Überlegungen entsprechend, das Ministerium es für notwendig erachten, zu einer solchen Maßnahme zu greifen, so mache ich eine ungefähre Aufstellung dessen, was getan werden könnte: 1) Ein Subsidium an zwei Zeitungen, die bereit wären, unseren Zielen zu dienen — 3000 Franken im Monat. 2) Ein Subsidium an die Telegraphenagentur in Athen, die sich wahrscheinlich bereit erklären würde, in ihren Bulletins Nachrichten in wünschenswertem Sinne zu bringen — 5000 Franken im Monat. 3) Die Errichtung einer anonymen Organisation, welche auf Grund von telegraphischen Nachrichten von russischen und ausländischen Zeitungen, ferner aus Überlegungen allgemeinen Charakters heraus das für den Abdruck in den verschiedenen Organen der Ortspresse bestimmte Material redigieren würde. Dabei würde die Aufgabe darin bestehen, Nachrichten über Kriegserfolge der Alliierten, ihre Macht und Hilfsquellen, ferner aber die richtige

Orientierung in den allgemeinen und laufenden Fragen der Balkanpolitik in unserem Sinne zu verbreiten. Diese Arbeit würde Unkosten in einer Höhe von etwa 1500 Franken monatlich ausmachen, die Bezahlung an die diversen Zeitungen, darunter auch an jene jetzt von den Deutschen bezahlten, die sich zur Veröffentlichung derartiger Nachrichten bereit erklären, zwei bis drei Franken die Zeile, und ferner Prämien für einzelne Redakteure und Mitarbeiter der Zeitungen, die sich des betreffenden Materials bedienen und die ihnen gegebenen Gedanken entwickeln würden — in Höhe von mindestens 12.000 Franken im Monat. Abgesehen davon läge die Aufgabe vor, populäre Broschüren herauszugeben — eine Ausgabe von zirka 200 Franken im Monat. Inklusive der ergänzenden Ausgaben würde das Zeitungsbudget eine Höhe von mehr als 20.000 Franken im Monat erreichen.

Demidow.

Und da wird etwas unternommen. Allerdings nicht von Rußland aus, wo der Zar sich Herrn Demidows Pessimismus zu eigen macht, wohl aber sitzt da jemand in Paris, der sich der Sache annimmt:

Demidow an Sasonow.

Telegramm

Nr. 106 den 8/21 Februar 1916.

Persönlich.

Äußerst vertraulich teilt man mir aus zuverlässiger Quelle mit, daß die französische Regierung Venizelos 2,000.000 Franken für Propaganda in der Armee zur Verfügung gestellt habe. Demidow.

Und mit diesen 2,000.000 Franken sind wir wieder bei Herrn Basil Zaharoff angelangt. Bei Herrn Zaharoff und

bei Herrn Briand. Aber das will der Reihe nach berichtet sein.

Gegen Ende des Jahres 1915 trägt sich Herr Venizelos, als Ministerpräsident gestürzt, mit dem Gedanken, nun seinerseits den König Konstantin zu stürzen und aus dem Land zu schaffen. Der griechische Gesandte in Paris, ein Herr Romanos, teilt den Plan dem Außenminister Briand mit und erkundigt sich, wieviel man sich die Sache in Frankreich kosten lassen will. Herr Briand hat Loyalitätsbedenken: einen Insurgenten gegen einen legitimen Herrscher unterstützen? Das wäre unmoralisch! Also überweist er Herrn Venizelos nur 350.000 Franken — sozusagen als Sympathiebeweis. Das ist ein Tropfen auf einem heißen Stein! Da aber kommt eben dieser sonderbare Rüstungsmann zu Herrn Briand und spielt ihm ein Kuvert mit einer Million Franken in die Finger. Herr Briand erkundigt sich nach ihm und hört, daß er auch noch 200.000 Franken für ein Kriegslazarett in Biarritz gespendet hat. Und den goldenen Tafelschmuck aus seinem Pariser Hause hat er der Bank von Frankreich übergeben. Der Mann hat entweder etwas zu verbergen oder er ist ein großer Freund der Alliierten — man soll zu Kriegszeiten nicht allzustrenge untersuchen. Und jedenfalls: der Mann hat zuviel Geld! Und ist ein Grieche! Gründe genug, daß Herr Zaharoff sich um die Jahreswende 1915—16 noch einmal zu Herrn Briand eingeladen sieht. Folge Eins ist, daß Prinz Demidow nachhause telegraphieren kann, wie wir es gelesen haben. Aber mit Geld allein ist es nicht getan. Herr Briand hat schon mehrfach versucht, in Athen eine taugliche Entente-Propaganda aufziehen zu lassen — aber auf die französischen Militärs ist bei derlei ebensowenig Verlaß wie auf die Engländer, die die Sache nicht ernst nehmen wollen. Also muß da ein Journalist her — und ein Geldmann! Zeitungen kaufen! Öffentliche Meinung

dirigieren! Steht dieser gebefreudige Herr Zaharoff nicht im Geruche, daß er sich gelegentlich schon einmal mit derlei befaßt hat?

Und jetzt lesen wir in einem Dokumente weiter, einer Rechtfertigungsschrift des französischen Journalisten und späteren Politikers Henri Turot:

„Im Verfolge einer Aufgabe in Griechenland, die mir von Briand anvertraut worden war, erkannte ich die dringende Notwendigkeit, der Lage, in die wir durch die deutsche Propaganda geraten waren, ein Ende zu machen. Um jeden Preis mußte ein Gegengift gefunden werden. Ich bat Herrn Briand zuerst drahtlich und dann auch mündlich, die nötigen Mittel aufzubringen.

Als ich einmal aus Athen nach Paris kam, brachte mich Briand durch Painlevé mit Herrn Zaharoff in Verbindung, der sich erbötig gemacht hatte, der französischen Regierung einen Teil seines ungeheuren Vermögens zur Stützung unserer Politik auf dem Balkan zur Verfügung zu stellen. Es gelang mir, Herrn Zaharoff davon zu überzeugen, daß eines der wirksamsten Mittel, unsere Propaganda auf dem Balkan zu fördern oder richtiger gesagt erst ins Leben zu rufen, darin bestehen würde, eine Mittelmeer-Agentur zu gründen. Herr Zaharoff hatte nur den einen Wunsch, seiner Wahlheimat Frankreich ein Werkzeug zu schenken, das geeignet wäre, in Griechenland der niederträchtigen und entmutigenden Propaganda des Wolff-Bureaus ein Gegengewicht zu bieten.

Zu diesem Zweck stellte Herr Zaharoff mir die notwendigen Summen zur Verfügung, und zwar mit einem Zusatz, der mir nur gefallen konnte: ‚Es ist nicht meine Absicht‘, sagte er, ‚eine armselige Agentur von nur lokaler Geltung zu schaffen; ich will Ihren Gedanken ausbauen und Ihnen die Mittel an die Hand geben, eine

Agentur von Weltbedeutung zu gründen.' So entstand die Agence Radio dank der großzügigen Einsicht Briands und der hochherzigen Mitwirkung Zaharoffs. Wir gingen beherzt ans Werk, und schon wenige Monate nachher überstieg der Erfolg all unsere Erwartungen."

Nun, das von den idealen Zielen dieser von Herrn Zaharoff so großzügig finanzierten „Agentur Radio" ist sehr französisch ausgedrückt. Etwas klarer äußert sich schon Prinz Demidow, der über die neue Aktivität der französischen Propaganda nach Petersburg meldet: „Es werden Zeitungen übernommen, einzelne Ausgaben subsidiert und eine besondere französische Nachrichtenagentur ‚Radio' organisiert, welche Bulletins herausgibt, die Nachrichten in einseitiger Beleuchtung im Interesse der Entente enthalten." Und die erste Spur der Tätigkeit dieser neuen Zaharoff'schen Animierindustrie, die wir in der Weltpresse finden können, sieht so aus:

„Athen. — Die Agence d'Athènes meldet: Der Staatsanwalt hat gegen die Agence Radio wegen Verbreitung falscher Nachrichten eine gerichtliche Untersuchung angeordnet. Sämtliche Blätter, selbst die venizelistischen Organe Patris, Hestia, Nea Hellas und Ethnos, greifen die Agence Radio heftig an und rügen ihre Haltung."

Also ist die Nachrichten-Fabrik des Herrn Zaharoff zunächst ein wenig zu feurig ins Zeug gegangen. Die allgemeine Entrüstung der Presse, „selbst der venizelistischen", beweist, daß es mit der Gründung einer Agentur noch nicht getan ist — man muß sich auch die Zeitungen sichern, die die Nachrichten dieser Agentur übernehmen und ihren Lesern eingeben. Ist Athen ein „Klein-Paris", so will auch der Athener Zeitungsmarkt mit Pariser Me-

thoden erobert sein! Und jetzt geben wir dem hier wieder gut informierten Richard Lewinsohn das Wort:

„Die Neugründung des Entente-freundlichen Blatts Eleftheros Typos wird bereitwilligst unterstützt. Als dann aber die Zeitung Embros aufgekauft werden soll, fühlt sich das offizielle Organ von Venizelos, die Patris, durch die Konkurrenz bedroht. Die Direktoren begeben sich schnurstracks zur französischen Gesandtschaft und drohen, zu den Mittelmächten überzugehen, wenn sie nicht auch ihren Teil von den Propagandageldern abbekommen. Da die Patris ein in Paris und London viel zitiertes Blatt ist, bleibt dem französischen Gesandten nichts anderes übrig, als nach Paris zu telegraphieren, daß man auch die alte venizelistische Presse mit zweihundert- bis dreihunderttausend Franken beschwichtigen müsse. Aus dem Ankauf des Embros wird dann nichts, und der Sturm legt sich wieder. Nach einiger Zeit nimmt ein neues Blatt, Kirix, die Entente-Propaganda und den Kampf gegen die Neutralitätspolitik der griechischen Regierung in schärfster Form auf."

Hier spürt man ihn wieder einmal, den Herrn aus Tatavla. Die Fortsetzung der Geschichte im einzelnen zu erzählen kann nicht Sache dieses Berichtes sein. Herr Zaharoff schießt auf die Griechen mit falschen Neuigkeiten, eine Blockade-Flotte zeigt den Griechen Geschütze der Firma Vickers und Schneider-Creusot und eine mit Zaharoff'schem Gelde ausgehaltene Propagandatruppe wird auf die Griechen losgelassen und hat die zu bekehren, die weder durch Meldungen der „Agence Radio" noch durch Schiffgeschütze bekehrt worden sind. Die Truppe besteht, laut offizieller Liste mit der Unterschrift des Polizeipräfekten der Stadt Athen, aus hundertzweiundsechzig Personen, darunter

8 Männer unter Mordverdacht,
27 Diebe,
10 Schmuggler,
21 gewerbsmäßige Spieler und
20 Mädchenhändler.

Das zieht sich so noch durch ein kleines Jahr — dann erweist es sich, daß Briand richtig gerechnet hat, da er Herrn Zaharoff auf sein Vaterland losließ. Der konzentrische Angriff trägt seine Früchte. König Konstantin geht aus dem Land, Venizelos kommt ans Ruder — und da Griechenland an der Seite der Entente in den Krieg tritt, ist Herr Zaharoff wieder einmal ein gefeierter Patriot und darf mit seinem Tagewerk zufrieden sein. Hier ist nicht hypothetische Strategie zu treiben, wie wir es anläßlich des Gallipoli-Feldzugs versucht haben, sondern höchst materielle: der Eintritt Griechenlands in den Krieg ist einer der Gründe für den Zusammenbruch der bulgarischen Front, und der Zusammenbruch der bulgarischen Front ist einer der Gründe für den großen Kehraus vom November 1918. Da sich Basil Zaharoffs Heimat-Aktion erfüllt und den Diplomaten der Mittelmächte in Athen ihre Pässe zugestellt werden, ist der Mann mit dem Spitzbart sosehr wieder guten Gewissens, sosehr hat er wieder die Zügel der großen Transaktion in der Hand, daß man zu ihm geht, da im Laufe des Jahres 1917 so etwas wie eine Friedensmöglichkeit am Horizonte erscheint. Nach der einen Quelle war das anläßlich eines Anbotes des Präsidenten Wilson, bei den Mittelmächten zu intervenieren — nach einer anderen Quelle anläßlich jenes berühmt gewordenen Briefes des österreichischen Kaisers Karl an den Prinzen Sixtus von Parma. Eine Quelle behauptet, es sei Lord Bertie gewesen, der Herrn Zaharoff gewissermaßen um Erlaubnis gefragt hat — die andere Quelle nennt Lord Tyrell. Aber feststeht der Inhalt der Antwort. Der Befrager notiert in seinem

Tagebuch: „Zaharoff ist durchaus für Fortführung des Krieges jusqu'au bout."

Und die eine Quelle fügt hinzu: „Als unsere Söhne in den Tod zogen, kam der Ruf nicht von König und Vaterland, er kam vom Rüstungsindustriellen Zaharoff."

„Jusqu'au bout." „Le bout" ist bekannt. Wir halten im November 1918.

3

Ist Basil Zaharoff ein Nationalheros oder ist er ein „Kriegsverbrecher"? Die Scheidung dieser beiden Begriffe hängt in gewissen Grenzfällen auf eine ungemein heikle Weise zusammen mit der zwischen Sieger und Besiegten. Herr Basil Zaharoff hat den größeren Teil der Fabriken seines Konzerns in den Ländern der Entente gehabt, also hat er sich im Kriege auf die Seite der Alliierten geschlagen, also ist er im Jahre 1918 kein Krimineller sondern ein Held. Auf der anderen Seite der Front wird man bald daran gehen, seinen Geschäftsfreunden Thyssen und Krupp den Prozeß zu machen; aber unbesorgt, auch ihnen wird nichts geschehen — wir wissen es. Und daß Herr Zaharoff aus einem Anfall des Grauens vor sich selbst zurückgefunden hat in die Tatkraft guten Gewissens und in die Rolle eines ungekrönten Waffenkönigs — auch dieses haben wir registriert. „Während des großen Krieges wurde er tatsächlich zum Munitionsminister aller Alliierten; seine Macht und sein Einfluß waren so groß, daß die Führer der Verbündeten gezwungen waren, ihn um seine Meinung zu fragen, ehe sie irgend einen großen Angriff in Erwägung zogen; seine Aufenthaltsveränderungen wurden geheimgehalten und er fuhr von Hafen zu Hafen an Bord eines englischen Torpedobootzerstörers, der zu seiner besonderen Verfügung gehalten wurde", meldet „Weekly

Dispatch". Legende? Schwacher Abglanz der Wirklichkeit? Festzustellen ist jedenfalls, daß den zähen Greis, den bald siebzigjährigen Conquistador auf dem Gipfel einer kaum von ihm selbst erträumten Macht gegen Ende des großen Krieges eine neue, eine zweite Woge der Freigebigkeit überkommt. Aber diesmal ist es nicht mehr die Munifizenz eines Mannes, der sich ein moralisches Alibi schaffen muß. Man ist ein Mäzen und man fördert die schönen Künste und die brotlose Wissenschaft! Lehrkanzel an der Sorbonne für die englische Literatur — wir nennen sie „Feldmarschall Haig"! Lehrkanzel in Oxford für französische Literatur — wir nennen sie „Maréchal Foch", da wir uns in Paris in courtoisdiplomatischen Zirkeln bewegt haben und ein Weltbürger sind! Es ist, wenn man will, der Animierdienst des Systems Zaharoff samt dem Zaharoff'schen Doppelbewaffnungsprinzip, nur übertragen in die Sphäre des Mäzenatentums. Volle fünfzig Millionen Franken habe der „große Philanthrop" (so heißt er von nun ab!) während des Krieges für die Sache der Alliierten geopfert, verrät der „Temps". (Wieviel er an der Sache der Alliierten verdient hat, wird nicht berichtet.) Aber war das bisher die Lieferung — jetzt folgt das Inkasso! Oxford revanchiert sich und verleiht Herrn Basil Zaharoff ehrenhalber die Würde eines Doktors der Rechte. (Der Rechte! Herrn Basil Zaharoff!) Darauf läßt Paris sich nicht lumpen — wie heißt es im Journal Officiel? „Ehrenlegion. Auf Veranlassung des Außenministers. Zum Großoffizier — Herrn Basil Zaharoff. Begründung: außerordentliche Dienste für die Sache der Alliierten". Worauf England mit dem Alliierten auf der anderen Seite des Kanals in Konkurrenz tritt und dem Manne der „außerordentlichen Dienste" das Groß-Kreuz des Bath-Ordens verleiht. Worauf Frankreich den Alliierten auf der anderen Seite des Kanals überbietet und den

Mann, der ja doch eigentlich beinah ein Franzose ist, mit der höchsten Auszeichnung bedenkt, die es zu vergeben hat, und ihn zum Kommandeur der Ehrenlegion macht. Oder ist er nicht vielmehr eigentlich beinah ein Brite? (Mit den Behörden hat er nachweislich zum ersten Mal in England zu tun gehabt!) Also läßt man sich in London von dem Alliierten jenseits des Kanals noch immer nicht in den Schatten stellen und gibt dem Manne, der beinah ein Brite ist, das Britische Großkreuz — jetzt sitzt er unter den englischen Baronets und ist ein Sir! Damit ist die Serie allerdings fürs erste zu Ende. Frankreich hat nicht ripostiert. Denn da war schon der Frieden ausgebrochen. Und das Portrait des nationalen Heros Zaharoff begann, nach einem von der Pariser Presse durchgeführten Vergrößerungsverfahren, einige kleine Schönheitsfehler aufzuweisen.

Aber bleiben wir fürs erste noch bei diesem Ausbruch des Friedens und bei der Teilung der Erde durch die vier Männer von Paris. Zwei von ihnen, Lloyd George und Clémenceau, gehören zu Basil Zaharoffs Vertrauten — zu denen, die es sich während der letzten Jahre angewöhnt hatten, bei dem Waffenkönige ohne Krone, bei dem Herrn Munitionsminister ohne Verantwortlichkeit bescheidentlich anzufragen, wenn Wichtiges zu entscheiden war. Hat also der Mann mit dem Spitzbart, dessen Vermögen damals von manchen auf dreißig und von anderen auf hundert Millionen Pfund Sterling geschätzt wird und der als einer der reichsten und einer der mächtigsten Männer auf diesem Erdball gilt, wieder einmal seine Finger in den Karten oder auch die Karten in seinen Fingern? Wir werden uns noch den Kopf darüber zerbrechen. Eines jedenfalls ersieht man schon jetzt: Wie sehr dieser Sir Basil Zaharoff gewachsen ist zum Sinnbild. Er ist legenden-reif, literatur-reif. Und darum ist es an der Zeit, daß wir uns

mit den literarischen Versionen von seiner Gestalt befassen. Dieser Herr Basil Zaharoff aus Mughla, Tatavla, Wilkomir, Phanar, London, Paris, dieser „homme mystérieux", „man behind the scenes", „marchand de la mort subite", „king of arms" und „grand philanthrope" — wie sieht er aus, wenn sein Salonwagen mit den minder komfortablen Waggons zusammenstößt, in denen die Schriftsteller zu reisen pflegen?

Da ist fürs erste eine Szene aus Emil Ludwigs Schauspiel

„Versailles".

Herr Lloyd George gibt eine Party in seinem Pariser Hotel. Es wimmelt von Celebritäten. Da —

Sekretär: Mr. Nansen ist hier und läßt sich wegen seines Anzuges entschuldigen. Er sei vor fünf Minuten angekommen.

Lloyd George: Frithjof Nansen! Endlich ein vernünftiger Mensch, der nichts von Politik versteht!

(Frithjof Nansen kommt und schüttelt Lloyd George und Balfour die Hände. Lloyd George läßt nachher Schnäpse bringen. Sie setzen sich an den Kamin.)

Lloyd George (sofort in den frischen Ton des neuen Gastes fallend): Famos! — Sie haben uns in diesem Zoologischen Garten gefehlt! Womit können wir Ihnen dienen?

Nansen (einfach): Mit Brot.

Lloyd George (betroffen): — Ach! Norwegen? Ihr hattet doch das Riesengeschäft in Holz die ganzen Jahre! Fehlt es wirklich auch bei euch?

Nansen (niemals larmoyant, immer männlich, einfach, klar, wie sein Blick): Brot für dreihundert Millionen hungernde Deutsche und Russen, Mr. Lloyd George.

(Große Pause. Man hört von rückwärts leise Tanzmusik, Lachen und Gläserklingen.)

Lloyd George: Was schlagen Sie vor?

Nansen: Blockade aufheben.

Lloyd George: Kann ich erst nach unterschriebenem Frieden.

Nansen: Inzwischen können 50.000 Kinder drüben sterben.

Lloyd George (heftig): Aber ich setze es vorher zu Hause nicht durch!

(Es haben sich dem Tische genähert: Zacharoff, ein altes Abenteurergesicht, mit grauem Bart und verwegenen Augen, und General Bliss. Diesen folgen einige andere, die in einem gewissen Abstand dem Folgenden zuhören.)

Lloyd George: Wir suchen ein Mittel gegen den Hunger der deutschen Kinder!

Zacharoff (immer unbewegt, klar, langsam und abwägend sprechend): Ich zeichne zunächst eine Million.

Nansen (faßt ihn fest ins Auge: Wer — zeichnet?

Zacharoff: Zacharoff. Wir sind uns wohl schon mal begegnet.

Nansen (staunend, aber beherrscht): Ich — entsinne mich nicht.

Zacharoff: Sie wundern sich, Professor Nansen?

Bliss: Das ist guter amerikanischer Stil, Mr. Zacharoff. Was einer der Gesellschaft geraubt hat, soll er ihr im Alter wiedergeben.

Zacharoff: Ich habe alles ehrlich verdient.

Bliss: Natürlich. Mit Kanonen.

Zacharoff: Haben Sie Ihr Leben nicht damit zugebracht, Herr General, meine Kanonen abzuschießen?

Bliss: Leider nichts anderes gelernt. Auch nichts dafür bezogen als meine Gage.

Zacharoff: Sie halten mein Anerbieten für Zeichen schlechten Gewissens?

Nansen: Ich habe kein Recht nach den Motiven eines

Mannes zu fragen, der mir eine Million für die Hungernden gibt.

Zacharoff: Fragen Sie ruhig. Oder wird Hoovers Aktion für die Hungernden dadurch unmoralisch, daß die Farmer mit ihren Riesenlagern sitzengeblieben sind, weil der Frieden sie zu früh überrascht hat? Ich wünsche allen Königen und Ministern, die diesen Krieg nicht vermieden haben, die Ruhe meines Gewissens.

Lloyd George: Ich — fürchte weder die Kontrolle der Geschichte noch die Gottes.

Zacharoff: General Bliss?

Bliss: Im Augenblicke der Gefahr hatte ich nur die Befehle des Kongresses auszuführen.

Zacharoff: Und ich habe als Beauftragter eines internationalen Konzerns seit 40 Jahren in voller Neutralität allen Staaten die Waffen geliefert, die sie bestellt haben. Nachdem Sozialismus, Börse, Wissenschaft, Vatikan im Kriege sämtlich versagt haben, hat einzig die internationale Rüstungsindustrie den Sturm überstanden, weil sie mit voller Gerechtigkeit alle Kämpfenden gleich gut beliefert hat.

Nansen: Hm. Allgemeine Absolution. Warum hungern also 300 Millionen schuldloser Deutscher und Russen?

Lloyd George: Schuldlos? Haben die Männer nicht ihre Regierungen gewählt?

Balfour: Das kann man in den alten Kaiserreichen nicht sagen.

Nansen: Herr Zacharoff, was hat Sie zu Ihrer Branche geführt?

Zacharoff: Der Zufall, — der mich vor 40 Jahren in eine Gewehrfabrik führte, statt in eine Schokoladenfirma.

Nansen: Sie haben also Ihre Waffen nicht in Hoffnung auf Krieg geliefert?

Zacharoff: Im Gegenteil! Unsere größten Geschäfte machen wir natürlich im Frieden! (Überzeugt:) Da kauft die ganze Welt, um sich einzudecken. Im Kriege macht jede Nagelfabrik Gewehre. Deshalb hat niemand ein größeres Interesse an der Erhaltung des ewigen Friedens als wir.

Nansen: Wenn also Staatsmann, General und Waffenfabrikant den Frieden wollten, warum hatten wir eigentlich Krieg?

Zacharoff: Da sind sehr alte und tiefe Motive im Spiele. Nehmen wir das Abenteuer. Europas Jugend, die jetzt auf den Schlachtfeldern liegt, hat zum Beispiel Ihre Nordlandsfahrten mit Leidenschaft verfolgt und erglühte über Ihrem Buch, um auch einmal zu zeigen, daß sie den Tod verachtet, um einer großen Sache willen, zum Beispiel fürs Vaterland. Ich glaube, an diesem Tische sind Sie der einzige, Herr Professor, der ohne einen moralischen, dienstlichen oder geschäftlichen Antrieb auf Abenteuer ausgegangen ist, nur weil sein Blut ihn trieb.

Nansen (mit Selbstbeherrschung, ohne Ironie): Ich bin also der einzig wahrhaft kriegerische Mensch in diesem Völkerbunde. (Er steht auf, während die anderen ein gleiches tun.)

Bliss: Wenn er sich bis an die Zähne bewaffnet, statt sogleich abzurüsten, wird dieser Bund schmachvoll und zugleich lächerlich.

Nansen (lebhaft auf ihn zu): Ich befinde mich zwischen einem General mit einem stachligen Schnurrbart und vier Sternen am Hals, der Abrüstung fordert, und einem Kanonenkönig, der mir eine Million für die Hungernden verspricht. Darf ich Sie übrigens um Ihren Scheck bitten?

(Bewegung.)

Und jetzt noch die Schlußszene des Stückes, spielend im Park von Versailles, unmittelbar nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages:

(Von links erscheint Zacharoff mit dem Sekretär, zwischen zwei Delegierten.)

Erster Delegierter: Aber wann? W a n n sind sie lieferbar?!

Zacharoff (zum Sekretär): Glauben Sie, daß wir in acht Monaten 300 kleine Geschütze haben? Sagen wir also, bis 1. April.

Zweiter Delegierter: Und meine 500?

Zacharoff (diktierend): Für Rumänien 300 kleine, Modell B; für Tschechoslowakei: 500, Modell C; alles per 1. April 1920. Bestätigung folgt.

Dritter Delegierter: — Finde ich Sie endlich! Alles reist ab, und ich muß Sie sprechen! Aber — (Blickt auf die andern.)

Zweiter Delegierter (lächelnd): Wir ziehen uns diskret zurück.

Dritter Delegierter: Litauen braucht Flammenwerfer! Haben Sie, können Sie, entschuldigen Sie, — aber es ist eilig! (Spricht weiter mit Geste.)

Zacharoff (diktierend): 3000 Flammenwerfer, deutsches Modell mit neuem amerikanischem Verschluß.

Vierter Delegierter: Das ist Zacharoff! Was für ein Glücksfall! Nein, wir genieren uns nicht voreinander! Es handelt sich um Tanks. Ohne Tanks ist Italien verloren. Der Vertreter des Kriegsministeriums möchte Sie morgen — Wann wäre das lieferbar? Nein, es ist f u r c h t b a r eilig! Verstehen Sie nicht?

Paderewsky: Mein teurer Zacharoff! Große Geschütze! Sie lächeln? Mit Musik allein kann ich Polen nicht verteidigen! Schwere Geschütze! Welches Modell?

Wird Ihnen mein Kriegsminister alles erklären! Versprechen Sie mir, als altem Freund, uns zu bevorzugen! Geld? Spielt gar keine Rolle! Aber ordentliche 42er! Ja, so wie sie die Deutschen hatten! Mein teurer Freund!

Fünfter Delegierter: Mr. Lloyd George hat erfahren, daß Sie abreisen. Er erlaubt sich, Sie für nächste Woche auf seinen Landsitz in Kent einzuladen, um mit ihm Näheres über die Ausführung der Friedensbedingungen zu sprechen! (Alle bilden einen Kreis um ihn.)

Sechster Delegierter: Da ist er ja! Überall suchen wir ihn! Der Held des Tages! Was für eine illustre Versammlung! Also: Gas! Wie steht die Frage des Giftgases?

Alle: Sehr richtig! Gas!

Zacharoff: Schicken Sie nur Ihre Bestellungen ein. Sie werden alle beliefert werden.

Erster Delegierter: Aber das deutsche Gas? Wo nehmen wir das jetzt her?

Zacharoff: Wir können recht brauchbaren Ersatz offerieren. Ich bereite soeben ein internationales Kartell vor —

Zweiter Delegierter: Zur Vergasung Europas?

Zacharoff: (ernst): Zur Ausbeutung nützlicher Gase.

Mehrere Delegierte: Und die Kanonen? Und die Flammenwerfer? Und die Unterseeboote? Aber wann? — Bald —! — Bald! — Es ist die höchste Eile! (Sie umdrängen ihn alle.)

Zacharoff: Lassen Sie mir wenigstens Zeit bis morgen! Diesen festlichen Tag möchte ich doch auch durch einen kleinen Spaziergang genießen. Die Flugzeuge summen wieder, die Kanonen brummen wieder. Untrügliches Zeichen, daß der große Frieden endlich geschlossen ist!

Eine gute und eine dankbare Dramenfigur, dieser Herr Zaharoff! Dem Epiker bereitet er schon schwerere Sorgen. Ich bringe als Beispiel die Darstellung eines Zusammentreffens Sir Basils mit einem minder erfolgreichen Kollegen, entnommen dem Buch eines von mir besonders geschätzten Autors — eine Szene

Aus dem Roman „Die Macht" von Robert Neumann:

— immerhin: den Dreifenstersalon nach dem Hafen hätten Sie mir geben können statt dieses Lochs da, Skandal das, rufen Sie mir den Direktor, nächstens steige ich im Royal ab! Na, ich schlage vorläufig nicht Krach, man behilft sich! Diese Visitenkarte schicken Sie Mister G. ins Fürstenappartement hinüber, ja, dem König von Schweden, Visitenkarten kosten nichts!

Son Altesse
Paul de Roy
Duc de l'Irac
Cousin du Roi d'Albanie

Ja, da staunst du. Aber jetzt wahre mir gefälligst mein Incognito! Höchstens durchfließen lassen dürfen Sie ein klein wenig. Und diese zweite Visitenkarte schicken Sie Sir Basil Zaharoff hinüber in sein Palais! Ist krank? Er empfängt nicht? Mich wird er empfangen, Herr — da können Sie Gift darauf nehmen. Statt der Karte schicken wir ihm nur vorsichtshalber ein billet doux! Büttenpapier mit der Krone, und darauf schreiben wir:

„Lieber Sir Basil, ich habe mit Ihnen sofort zu sprechen, in Angelegenheit der längst fälligen albanischen Provision. Da ich das Geld infolge augenblicklicher Verlegenheit allerdringendst —"

Halt! das zerreiß! Schreib lieber ganz karg:

„Sir Basil, ich bin da, ich habe mit Ihnen zu sprechen. In einer Stunde werde ich —"

Noch einmal: halt! Du bist reisemüde, nimm einen Cocktail! Sonst verbrauchst du noch das ganze schöne Papier, du hast nur mehr achtzehn Blatt, das war aus Stockholm, nein, aus Kopenhagen, die Frau Graarud hat es damals bezahlt, Hertha hieß sie oder Helene. Der Brief, den du abschickst — der lautet:

„Dear alter Freund,

man ist da, man atmet wieder einmal Rivieraluft. Es wird mir da, alter Freund, in der unmittelbaren Nachbarschaft Ihres buenn retiro ein Schloß mit einem alten Park angeboten, in den ich wegen seiner golf-links ein wenig verliebt bin. Zwar habe ich mich eben in Südengland angekauft, aber man muß doch auch hier an der Côte d'Azur seine Hütte haben. Nur möchte ich mich hier nicht ansiedeln, ohne Ihre Hand gedrückt und gehört zu haben, daß ich Ihnen als Nachbar nicht ganz unwillkommen bin. Um sieben erwartet mich der König von Schweden zum Dinner. Aber vorher werde ich mich für eine Minute frei machen und Ihnen guten Tag sagen können! Bis dahin

Ihr

de Roy."

So. Jetzt ist das in Ordnung. Das schick hinüber mit einem Livrierten. — Und der Kerl, der alte Bandit, dieses Gespenst eines griechischen Strauchdiebs, den sie nur ganz versehentlich nicht aufgeknüpft haben — dieser Zaharoff erkühnt sich, erfrecht sich und schreibt zurück:

„Werter de Roy,

mein Kammerdiener hat seine Eigenheiten: uneingeladene Besucher wirft er hinaus. Und ich werde nächster

Tage zweiundachtzig und bin zu alt, ihn noch zu erziehen. Wie schade! Aber die beiliegende Tausendfrancsnote wird wohl ausreichen, nicht nur Ihre Hotelrechnung zu decken, sondern Ihnen auch bis Saloniki oder Kairo weiterzuhelfen. Dort wird man Sie nicht erwischen. Glückliche Reise!

Sir B. Z."

Mit einem Wort: ein Bandit! Man braucht mindestens fünf Minuten, ehe man sich beruhigt hat. Dann allerdings hat man sich beruhigt und weiß, wie man diesen Hieb zu parieren hat, du griechischer Schweinehund. Dann allerdings — aber nein, ich sage das besser der Reihe nach.

Ein Uhr fünfzehn, ich sitze eben beim Lunch — da kommt dieser Brief; der maître d'hôtel bringt ihn mir selbst in den Speisesaal, er hat wohl die Absenderadresse gelesen, und steht stramm, indes ich ihn aufbreche und überfliege. „Ach, von meinem Freunde Zaha —" lasse ich dabei heiter fallen und verstumme diskret — dann habe ich mich auch schon aufgefangen und sage: „Rufen Sie bei Sir Basil an. Und sagen Sie, daß es mir leid tut. Ich esse jetzt, und dann pflege ich ein wenig zu schlafen. Ob ich ihn heute noch empfangen kann, weiß ich nicht; er wird verständigt. Werden Sie das behalten? Schön. Worauf warten Sie noch?" Da steht er und starrt auf die Tausendfrancsnote, die aus dem Brief auf das Tischtuch geglitten ist und auf die er sich keinen Reim machen kann. Aber da habe ich mich ja schon aufgefangen! Also lache ich leicht auf und sage: „Ach — richtig! Und da haben Sie tausend Tscherwonzen, die schicken Sie Sir Basil hinüber und sagen Sie ihm, daß er mir für diese Summe ohne weiteres gut ist, es ist mir ein Vergnügen, er hätte mir nicht erst tausend Franken als Deckung herüberschicken müssen, der alte Narr, und wenn schon Deckung — dann hat er sich um zwei Nullen ge-

irrt! Hunderttausend Franken sind das, hunderttausend! Er wird ein wenig alt, der gute Sir Basil!" Folgt Abgang des maître d'hôtel — er machte sieben Verbeugungen und dann stolperte er vor Beflissenheit. Man soll so junge Leute nicht auf verantwortungsvolle Posten stellen.

Denn ein paar Tscherwonzen — mir kommt es nicht darauf an! Wozu hat man die neue Geschäftsverbindung mit diesem — wie heißt er doch? — Gutjahr! Eine Million siebenhunderttausend liegen im Koffer, hunderttausend liebe ich in der Brieftasche mit mir herumzutragen — sie sind fast wie echt. Diesem Gutjahr wird man gelegentlich etwas zukommen lassen, wenn die Scheine gewechselt sind. — Gut, ich verhandle dann in der Hall mit dem Automobilagenten — da kommt dieser Brief:

„Werter Herr de Roy,

ein Brief von Ihnen muß verlorengegangen sein und vermute ich, daß Ihre Zahlung in Tscherwonzen sich auf eine der seinerzeit besprochenen Rußlandlieferungen bezieht, weshalb ich Sie bitte, mich sogleich aufzusuchen. Ich bin in der Kasinodirektion, bitte holen Sie mich dort ab, damit man keine Zeit verliert.

Stets Ihr

Sir Basil."

Haha! Hahaha! Ich setze mich in meinen Roadster, ich lasse ihn warten, den alten Banditen, ich fahre ganz langsam —

Aber genug, für Herrn Paul de Roys Taschenspielerkünste haben wir keine Zeit und seinen Monolog gedenken wir uns nicht länger anzuhören. Die Entrevue Herrn de Roys, Vetters des Königs der Albaner, mit Sir Basil Zaharoff lief so ab: Man schlenderte langsam die Kasino-Promenade hinab, die beiden Herren trugen Cut und grauen Zylinder, sie waren gleich groß, straff weiß-

haarig beide, muskelzäh braungebrannt — man hätte sie gut und gerne für Brüder nehmen können, wie sie da lässig vornehm, leutselige Souveräne, rechtshin und linkshin grüßend nebeneinander flanierten. Sir Basil hatte seinen Somali-Neger und den Leibarzt nach Haus geschickt, da doch mit dem werten de Roy über Vertrauliches zu konferieren war; er hatte seine Hand leicht intim ein wenig in den Arm des Jüngeren geschoben, des Jünglings. Denn hatte man mit den zweiundachtzig auch nicht eben die reine Wahrheit gesagt (die reine Wahrheit ist etwas so Feierliches, daß man sie im gewöhnlichen Alltag nicht abnützen soll; auch liebt man es, von alten kleinasiatischen Händlertagen her, sich gebrechlich zu stellen) — sechsundsiebzig Jahre alt und halb blind ist man doch immerhin, darüber läßt nun einmal weder Mensch noch Gott sich betrügen!

Dazu läuft dieses Zwiegespräch: Herr de Roy plaudert aus: „— sie also zu mir gesagt, Herr de Roy, haben sie gesagt, die neue Maschinengewehrfabrik in Stalingrad ist seit dreizehn Wochen offiziell in Betrieb; offiziell laut Fünfjahrplan liefert sie täglich achtzig Maschinengewehre; aber tatsächlich ist noch nicht ein einziges wirklich fertig geworden, weil die amerikanische Viermillimeterspezialfräsmaschine noch fehlt! Und am ersten Oktober ist auf dem Roten Platz die Parade! Da müssen zweitausend Maschinengewehre vorüberfahren! Also gehen Sie jetzt nach Deutschland, Herr de Roy, oder wohin Sie wollen und kaufen Sie, wo Sie wollen und wie teuer Sie wollen — nur: kaufen Sie, Herr de Roy, und helfen Sie uns aus der Verlegenheit! Und Dollars haben wir im Augenblick nicht frei — aber zwei Millionen Tscherwonzen stellen wir Ihnen hiemit zur Verfügung!" Plump, denkt Herr de Roy, indes er in leichtem Tone dies vorbringt, plump, aber der Alte ist ja schon vertrottelt; vor drei, vier, fünf Jah-

ren hätte man ihm das noch nicht vorsetzen dürfen. Und schließt ab: „Also sitze ich jetzt da mit meinen Tscherwonzen, und wenn Sie sehr billig sind, lieber Sir Basil — es ist nicht unser erstes Geschäft!" Plump, denkt Sir Basil Zaharoff, er ist doch nur ein Dummkopf, seit fünfundzwanzig Jahren habe ich ihn schon im Verdacht, daß er nur ein Dummkopf ist — jetzt stellt es sich heraus! Kaum sechzig und er verblödet. Aber was geht mich das schließlich an, für wen er die Maschinengewehre braucht, Bargeld lacht, er hat doch wirklich das Russengeld. Geld ist Geld, vielleicht dreh ich ihm noch die ummontierten Achtzehnhunderteinundsiebziger Zündnadelgewehre an, die Mazedonier haben abgelehnt, aber für Innerasien genügen sie noch. — Er grüßt zunächst einmal greisenhaft leutselig eine vorübergehende Dame, dann summt er ein paar Takte des Slow-Fox mit, den die Kapelle von der hinteren Kaffeehausterrasse herüberschmachtet, und dann erst besinnt er sich und sagt: „Ja, haha, diese Russen! Gegen wen führen denn die eigentlich Krieg?" Herr de Roy denkt nur: Idiot. Das heißt — zunächst denkt er: Idiot, und: Dir bezahle ich mit meinen fast echten Tscherwonzen die Maschinengewehre und schicke sie als Corned beef deklariert an meinen Freund Feisal; der zahlt in Gold, du Idiot, also ist dann doppelt verdient. Du sitzt da in deinem Fett, du hast mich nicht dick werden lassen in den fünfundzwanzig Jahren unserer Bekanntschaft. Aber jetzt, denn es gibt eine Gerechtigkeit auf dieser Welt, jetzt bist du doch ein Idiot geworden — so weit sind wir noch lange nicht, wenn auch in letzter Zeit der Whisky wie Petroleum schmeckt.

Eben da stützt sich Sir Basil Zaharoff noch greisenhafter auf des anderen Arm und sagt gewichtlos: „Dieses grazile kleine Persönchen dort drüben! Ich habe eine Schwäche für das rötliche Haar. Diese Frauen haben eine so wunderbar feine Körperhaut, wenn sie sehr jung sind.

Sie hat herübergeschaut, sie hat Sie gemeint. Ich habe da auch noch hunderttausend Gewehre, nicht ganz neuester Konstruktion, Zündnadel — aber was will das besagen? Bewährt, solid, dauerhaft. Ich bin schon zu alt für Geschäfte, ich weiß es, mein Großneffe hat kürzlich einen Entmündigungsantrag gegen mich eingebracht, am 12. ist die Verhandlung; aber bis dahin bin ich mein eigener Herr! Ich gebe Ihnen die Gewehre für zwei Pfund Sterling das Stück." Das war, denkt Sir Basil Zaharoff, ein wenig plump, aber trotz seiner scheinbaren Strammheit ist der Kerl ja doch schon verblödet, vor zwei, drei Jahren hätte man ihm das noch nicht so einfach vorsetzen dürfen. Und bleibt einen Augenblick stehen und fächelt sich die Luft zu, diese würzig laue, salzschwangere und von Parfüms, Benzin und Sommerblumen durchduftete Meerluft, und schwärmt harmlos gedächtnisschwach: „Diese Luft!"

Dennoch — eben da, im selben Augenblick, läutet in beiden Herren ein Alarmsignal. Man hat den Irrtum begangen, den Partner zu unterschätzen; also ziehe man jetzt großweltmännisch biegsam ein wenig die Zügel straff! Herr de Roy sagt: „Ja, diese Luft! La célèbre atmosphère de la Méditerranée. Die Zündnadelgewehre sind Ramsch. Dieses kleine grazile Persönchen hat übrigens Sie gemeint, mein guter Sir Basil, nur keine falsche Bescheidenheit! Ja, diese Roten. Aber mit dreizehn Jahren bekommen sie schon ihre Körperhaare und mit sechzehn sind sie verblüht. Da gibt es einen Schlag in Thrakien und Albanien, den sollten Sie — aber wem erzähle ich das! A propos Albanien — Sie wissen, daß ich noch die Provision für die letzte kleine Gasgranatenbestellung zu bekommen habe? Zehntausendzweihundert Dollar im ganzen. Das Persönchen kommt übrigens nicht vom Osten, sondern wahrscheinlich aus den Staaten: trägt nachmittags noch das Trotteur." Sir Basil Zaharoff dankt mit genießerischer

Langsamkeit für den Gruß zweier Herren und antwortet leichthin: „Ja — diese Trotteurs! Französinnen und Kokotten tragen seidene Nachmittagskleider. Sie glauben wirklich, daß ich gemeint war? An die albanische Provision ist gar nicht zu denken: die Ordre wurde nicht ausgeführt! Ich spiele hier, müssen Sie wissen, ein wenig den Prinzen von Wales und mache Rivieramode. Gestern habe ich schon um halb fünf das dinner jacket genommen, mit schwarzer Krawatte und Lackpumps natürlich, aber mit weißer Weste und weißen flannels. Sieht fein aus! Was meinen Sie?"

Aber was Herr Paul de Roy, duc de l'Irac et cousin du roi d'Albanie, zu dieser liebenswürdigen Extravaganz des mächtigen Greises zu bemerken hätte, bleibt uneröffnet. Denn eben da läutet in Herrn de Roy das zweite Alarmsignal. Er hält mich zum besten, denkt er erbittert. Und er ist nur mehr sehr wenig um das schwebend Elastische des Konversationstons bemüht, ja es ist eine Schwingung jäher Rüdheit in seiner Stimme, da er, die großweltmännische Frage des Partners geflissentlich überhörend, knapp vorbringt: „Die albanische Provision werden Sie bezahlen. Die Ordre war richtig. Ob Sie sie ausführen oder nicht — das geht mich einen Dreck an!" Und mit einem Mal — der biegsam geworfene Ball mondänen Zwiegesprächs ist nicht aufgefangen worden und rollt unbeachtet seitab. Da steht der Agent de Roy, geboren 1866 in Newhampton im Staate Virginia, ein Mann, der es nicht leicht hat: elf Steckbriefe, einer ungerechtfertigter als der andere, laufen gegen ihn an allen Ecken und Enden dieses Planeten; durch seine gelblich verfärbten Raucherfinger ist mehr Geld geronnen als durch die eines Bankkassiers; in Wien haben sie ihm die Koffer und die Automobile gepfändet; hundertvierunddreißig Verträge hat er in seinen Mappen, Lieferungsverträge, Anleiheverträge,

Staatsverträge, Terrainaufschließungen, Schurfrechte und Dekrete über Ernennungen; hundertvierunddreißig — hundertacht davon mögen Bluff sein und blaue Luft, aber die anderen sind Milliarden wert. Und da steht Sir Basil Zaharoff; er ist ein wenig älter, mag sein; auch kommt er nicht aus den Staaten, sondern aus einem Nest in Kleinasien; und die einundfünfzig Steckbriefe, die man im Laufe seines langen und reichen Lebens an allen Ecken und Enden dieses Planeten gegen ihn erlassen hat — die hat er (denn an seinen gelblich verfärbten Raucherfingern ist das Geld kleben geblieben: er ist ein Glückspilz!) diese Steckbriefe hat er längst außer Kraft und Kurs setzen lassen; seine Koffer und seine Autos sind ungepfändet, er ist ein staatserhaltendes Element — ihn rennt keiner um! Wie sie da in Cut und grauem Zylinder gleich groß, gleich weißhaarig straff und gleich muskelzäh braungebrannt beieinanderstanden — man hätte sie gut und gern für Brüder nehmen können. Nur ihre Körper — ja, da waren hinter vertrackt Ersonnenem aus Tuch und Leinwand siegreich animalisch und gestenfroh ihre ausgedorrt lebenszähen Altmännerkörper, Alteisenhändlerkörper hervorgetaucht und bekriegten einander.

„Sie," sagte das leibliche Individuum, das auf amtlichen Dokumenten durch die willkürliche Bezeichnung de Roy von anderen Individuen unterschieden war, „Sie", sagte er unvermittelt stimmrauh, „Sie werden mir meine albanische Provision bezahlen! Sonst — im Jahr sechzehn haben Sie die Partie Zeitzünder für die belgischen Schrapnells bei Lloyds als versenkt gemeldet, die Versicherungsgesellschaft hat sie bezahlt, und in Wirklichkeit haben Sie die Zünder über Dänemark nach Deutschland geschoben!" Aber der Körper, der von dem andern durch die registrierte Marke Zaharoff unterschieden ist, läßt sich nicht lumpen. Trotz Behinderung durch einen kompli-

ziert zusammengenähten Schurz, einen sogenannten Cut, schwenkt er seinen Arm weit hinaus mit der Geste althellenischer Oratoren oder levantinischer Karrenschlepper auf einem Fischmarkt und geifert: „Nach Deutschland geschoben? Hab ich, haha! Das stimmt! Dreihundertvierundsechzigtausend Pfund hab ich daran verdient! Und muß nicht albanische Ordres auf Gasgranaten fälschen! Und lebe! Und lebe gut! Und die kleine Rote lacht mir zu, wenn ich über die Promenade geh!"

Dagegen wußte Herr de Roy zu erinnern, die albanische Ordre sei keineswegs gefälscht gewesen, aber ein Gauner halte nun einmal alle anderen für Gauner, und was das Gutleben anlange, so sei das ein relativer Begriff, er seinerseits finde, daß der werte Sir Basil von greisenhafter Verblödung nicht allzuweit entfernt sei — dafür bedürfe es wohl keines schlüssigeren Beweises als der eben kundgetanen Meinung, jene rothaarige junge Dame habe tatsächlich ein gewisses griechisches Wrack gemeint, und nicht ihn, Herrn de Roy! Ach, Herr de Roy sagte all das nicht ganz so gewählt, doch wollen wir darüber nicht Worte machen. Abschließend verlangte er zum vierten und, wie er mit gräßlichem Schwur erhärtete, zum letzten Mal bei sonst katastrophalen Konsequenzen seine albanische Provision; Herr Zaharoff verweigerte ihm diese mit längeren, staccato vorgetragenen Ausführungen, in deren Verlauf er nicht unscharfe Schlüsse zog aus de Roys Geldbedürfnis auf eine gewisse Anrüchigkeit seines Tscherwonzenbesitzes. Und da Herr de Roy es daraufhin an der Zeit fand, die aussichtslose Entrevue zu beenden, und da sich übrigens die Kontroverse unter steigender Aufmerksamkeit der Promenierenden unmittelbar vor dem Kasinoeingang abgespielt hatte, fand der Waffengang seitens der jäh Einlenkenden ein etwas überstürztes Finale. Nun waren sie wieder gestenleichte Grandseigneurs in Zylinder

und Cut, und ihre Körper, plötzlich unsichtbar geworden, büßten den Exzeß in verschwiegener Einzelhaft, Dunkelhaft. Die Herren trennten sich voneinander abgekühlt, doch nicht ohne Händedruck. Die Aktion de Roy war gescheitert.





Stimme hinter dem Thron



I

„Die Regierung deines Landes! Ich bin die Regierung deines Landes, ich und Lazarus. Meinst du denn, daß du und ein halbes Dutzend Dilettanten deines Schlags, die ihr da in den Reihen dieser Bude sitzt, Undershaft und Lazarus regieren könnt? Nein, mein Freund, du wirst tun, was uns frommt. Du wirst Krieg führen oder Frieden halten nach meinem Gefallen. Wünsche ich etwas, das meine Dividenden auf der Höhe hält, so wirst du entdecken, daß mein Wunsch eine nationale Notwendigkeit bedeutet! Und wollen andere etwas, das meine Dividenden drückt, so wirst du nach der Polizei rufen, nach dem Militär. Dafür soll dir die Unterstützung meiner Zeitungen gewährt sein. Und du sollst das Glück genießen, zu glauben, daß du ein großer Staatsmann bist!" (Undershaft, der Waffenfabrikant, in Shaw's „Major Barbara".)

So halten wir nun also beim November 1918, unser Held ist über all dem an die siebzig Jahre alt geworden, er ist so etwas wie eine mythologische Figur, Objekt für Literaten — lauter Gründe, anzunehmen, daß diese Laufbahn eines Meteors sich ihrem Ende zuneigt.

Das Gegenteil ist der Fall. In einem Lebensalter, da es um andere Abend wird, rafft sich die ungebrochene Tatkraft dieses Greises auf zum Hauptschlag. Zu einem Unternehmen von so ungeheuerlicher Spannweite, daß der biographische Kriminalist, der sich hier mühselig durch un-

aufgeschlossenes Neuland zu schlagen hat, seinen Augen nicht trauen würde — schlösse sich nicht Tatsache an Tatsache in unerbittlicher Folgerichtigkeit. Es handelt sich um Basil Zaharoffs Alexanderzug. Um den großartigsten Raubzug, den die Wirtschaftsgeschichte kennt. (Nein: hiemit kennenlernt.) Akteure: England, Frankreich, Griechenland, die Türken, Deutschland, der Irak, die Wahabiten, Kurdistan, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Drusen und der Völkerbund. Und Herr Zaharoff. War das, was im vorigen Abschnitte bezüglich Zaharoffs zu uns gedrungen ist, Fiktion, erfabelt, Fabel — die Wirklichkeit, die wir jetzt kennen lernen werden, ist weitaus fabelhafter. Es handelt sich um Petroleum.

Beginnen müssen wir recht weit hinten in der Vergangenheit und in einem ganz anderen Winkel dieses Erdballs.

Um das Jahr 1600 zeigen Indianer einem französischen Franziskaner-Missionar einen schwarzen Teich mit einem intensiv und widerlich riechenden Wunderwasser. Dieses Wunderwasser wird als Arznei verwendet, dann entdeckt man seine Brennbarkeit und benützt es gelegentlich als Beleuchtungsmittel. Und dann nimmt sich ein Herr Rockefeller in Cleveland des Geschäftes an und macht daraus eine Industrie. Da diese Industrie sich entwickelt und sogar zu exportieren beginnt, wendet man auch anderswo dem übelriechenden Erdprodukt einige Aufmerksamkeit zu: England und Holland im Fernen Osten, Frankreich und Rußland im Kaukasus. Aber die Führung bleibt bei Amerika. Da kommt es kurz vor der Jahrhundertwende, im Jahre 1898, zur Entdeckung neuer starker Quellen im Kaukasus — und damit wird der Nahe Osten für die Petroleumleute zu einer Art Goldgräberland. Wo so viel ist, muß noch mehr sein. Unter den Suchern nach dem neuen Modeartikel, von dem Eingeweihte zu behaupten beginnen, ihm gehöre die Zukunft, sind zwei Männer von Con-

quistadoren-Format: William Knox d'Arcy, ein australischer Engländer, und Colby M. Chester. Dieser Herr Chester ist seines Zeichens amerikanischer Konteradmiral und mit einem amerikanischen Geschwader im Jahre 1899 nach der Türkei gesandt worden, um gegen die Massakrierung der Armenier zu demonstrieren. Der Erfolg seiner Demonstration ist unsicher. Sicher ist dagegen, daß er bei dieser Gelegenheit Öl gerochen haben muß. Wollen wir uns merken, daß ein Teil der Armenier glückselig- unglückseligerweise gerade auf dem Boden sitzt, unter dem das Öl liegt? Herr Chester also riecht dieses Öl. Er eilt heim, er legt seine Charge nieder, er geht zurück an die Hohe Pforte und verlangt eine Konzession für Bahnbau, Öl- und Bergschurfrecht in Anatolien, dem Irak und Mesopotamien.

Inzwischen hat Herr d'Arcy, der andere der beiden Conquistadoren, sich in Persien festgesetzt und bekommt vom Schah im Jahre 1901 eine sechzigjährige Monopolkonzession für fünf Sechstel des persischen Territoriums. Hiefür bezahlt er 20.000 Dollar und verspricht weitere 20.000 und einen kleinen Anteil am Reingewinn. Dann geht er nach London, gründet zwecks Auswertung der auf so preiswerte Weise erworbenen Konzession eine Gesellschaft, die später unter dem Namen Anglo-Persian nicht ganz unbekannt geblieben ist — und geht nach dem Osten zurück, um sich nach neuen Geschäftsmöglichkeiten umzusehen. Seine Reise führt ihn über Konstantinopel; in Konstantinopel aber sitzt noch immer unser Ex-Admiral Chester und verhandelt mit Abdul Hamid. Er hat seine Forderungen inzwischen beschnitten, die Konzession, die er verlangt, soll sich nicht mehr auf ganz Anatolien, den Irak und Mesopotamien beziehen, sondern nur auf zwei bescheidene, aber offenbar besonders heftig nach Petroleum riechende Wilajets, die Wilajets von Bagdad und

Mossul; aber selbst diesen gewiß gemäßigten Wünschen begegnet der fromme und geschäftstüchtige Sultan mit orientalischer Gelassenheit und hält den Amerikaner mit Versprechungen hin — so lange, bis nun wirklich dieser Herr d'Arcy auf seiner Rückreise von London durch Konstantinopel kommt, von den Bemühungen des Herrn Chester hört und sofort die Erklärung abgibt, er bewerbe sich ebenfalls um die Mossul-Konzession.

Worauf die Deutsche Bank sich meldet und mitteilt, sie trete mit den beiden anderen in Konkurrenz und auch sie sei nicht abgeneigt, sich diese Konzession verleihen zu lassen. Als dritte.

Worauf der fromme und geschäftstüchtige Sultan Abdul Hamid folgendermaßen verfährt: Vor allem läßt er die Wilajets Bagdad und Mossul aus dem Besitz des türkischen Staates in seinen Privatbesitz übertragen. (Die bodenständigen Armenier werden zur Vereinfachung des Verfahrens von den noch bodenständigeren Kurden und Türken aus religiös-nationalen Gründen teils von ihrer Scholle vertrieben, teils massakriert.) Dann gibt der Sultan Herrn Chester — nichts. Dann verkauft er die Konzession an die Deutschen — es handelt sich um jene berühmt gewordene Anatolische Eisenbahnkonzession vom Jahre 1904 samt Bohr- und Schurfrecht für Bagdad und Mossul. Hierauf schickt er sich an, diese selbe Konzession ein zweites Mal an Herrn d'Arcy und die Anglo Persian zu verkaufen, damit diese sich nicht zurückgesetzt fühlen. Leider kommt aber dem Sultan Abdul Hamid ein kleiner Betriebsunfall dazwischen: die jungtürkische Revolution bricht aus und er wird gestürzt.

Das gibt Herrn Chester, der leer ausgegangen ist, eine Chance. Er stößt vor, er entdeckt sein Herz für die Jungtürken und bekommt — zwar keine formelle Konzession, aber doch wenigstens das schriftliche Versprechen, daß er

eine Konzession bekommen wird. Zur Ratifizierung dieser Chester-Konzession kommt es allerdings nicht. Und zwar weil sich, unter dem Eindrucke der gemeinsamen Gefahr, die Engländer mit den Deutschen in aller Eile geeinigt haben: sie gründen gemeinsam (wir schreiben 1912) die Turkish Petroleum Co. und erzwingen für ihre neue Firma von den Jungtürken die Anerkennung jener alten Rechte, mit denen Abdul Hamid ein Jahrzehnt zuvor seinen Handel getrieben hat. So geschehen im Jahre 1914 — es wird für England und Deutschland auf einige Zeit die letzte gemeinsame diplomatische Aktion sein. Der Amerikaner Chester hat zunächst einmal wieder das Rennen verloren. Unter den neuen Kompagnons gibt es alsbald einen kleinen Wettstreit: die Engländer suchen die Deutschen und die Deutschen suchen die Engländer aus der Firma zu drängen. Dieser Wettstreit und noch einige seiner Art wurden schon kurz darauf mit anderen Mitteln fortgesetzt und hießen dann Weltkrieg.

Der nun ausbricht und das Konzept vorerst ein wenig in Verwirrung bringt. Englands Angriff auf die Dardanellen bekommt sohin einen neuen Hintergrund. Da dieser Angriff von den ausgezeichneten Kanonen des Herrn Basil Zaharoff abgeschlagen wird, führt man den zweiten Stoß vom Süden her gegen Mossul selbst. Aber auch die Deutschen wissen, worum es in Wirklichkeit in diesem Kriege geht, die mesopotamische Aktion der englisch-indischen Armee wird aufgefangen, es ist die Katastrophe des Generals Townshend — Einzelheiten lese man in den Memoiren Lloyd Georges. Und jetzt wollen wir uns die Daten ein wenig genauer ansehen. Die Gefangennahme des Generals Townshend und seiner Truppen in Kut el Amarah erfolgt am 28. April 1916 — und am 16. Mai, kaum mehr als zwei Wochen später, schließt der von Sir Edward Grey bevollmächtigte Mister Mark Sykes mit dem

von Monsieur Paul Cambon autorisierten Monsieur Georges Picot ein Abkommen — besagend: Erstens haben die Franzosen England auf den Kriegsschauplätzen des Nahen Ostens beizustehen. Dafür aber, zweitens, verpflichten sich die Engländer, Ansprüche Frankreichs auf Syrien und Mossul zu unterstützen.

Die Gründe Englands für den Abschluß dieses „Sykes-Picot-Abkommens"? Eine Ansicht geht dahin, England, das keine gemeinsame Grenze mit Rußland zu besitzen liebt, habe mit dieser Vereinbarung Frankreich einfach dazwischengeschoben. Andere sagen, es sei das ja damals die Zeit der Gefährdung Verduns gewesen und man habe von London aus das vom Zusammenbrechen nicht allzuweit entfernte Frankreich aufpulvern wollen, indem man ihm die goldenen Früchte im Osten vor die Nase hängte. Und die Dritten behaupten einfach, man habe damals den Franzosen diese Konzessionen gemacht, weil der General Townshend eben gefangen war — und es England leicht fiel, etwas zu verschenken, was es nicht hatte. Wie dem auch sei — das Sykes-Picot-Abkommen kam zustande, und außer dem Umstand, daß man da das Fell eines Bären verschenkte, der noch lange nicht geschossen war, hatte es nur noch einen einzigen Schönheitsfehler:

Die Engländer hatten nämlich dieses Mossul, das sie nicht hatten und im Mai 1916 den Franzosen schenkten — schon ein halbes Jahr früher, im Oktober 1915, mittels eines anderen Geheimvertrages den Arabern geschenkt. Es handelt sich da um jene von Oberst Lawrence gestartete, panarabisch-völkische „Scherifenbewegung" des seßhaft gewordenen Arabertums gegen die Türken. Führer dieser Bewegung ist der Großscherif Hussein von Mekka. Und mit diesem also schließt Sir Arthur Henry Mac Mahon, ein Shell-Mann, im Oktober 1915 ein Abkommen, demzufolge die arabischen Länder ein „unabhängiges Staats-

wesen im Bunde mit England" werden sollten; Hussein sollte ein Königreich Hedschas und die Kalifenwürde bekommen, und seine vier Söhne die anderen arabischen Staaten — einschließlich der Gebiete, die man ein halbes Jahr später den Franzosen versprach. Nimmt man noch die den Juden gemachten Versprechungen hinzu, die ebenfalls mit dieser panarabischen Vereinbarung in Widerspruch standen, so sieht man klar, daß es England damals lediglich darauf ankam, zunächst einmal den Krieg zu gewinnen. Das war das einzig Wichtige.

Wo hielten wir? Beim Mai 1916. Im Jahre 1917 dringen die Engländer erneut gegen Mossul vor, aber auch dieser Vormarsch führt nicht ans Ziel — denn da bricht dort oben im Nordosten eine Revolution aus, der russische Bundesgenosse fällt aus und man hat für den Augenblick andere Sorgen. So wird Mossul von den Engländern erst im Jahre 1918, nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte besetzt. Womit wir nun also auch diesen Faden bis zu jenem November 1918 gesponnen haben, da zu Paris die neue Teilung der Erde in Angriff genommen wird.

Bleibt nur noch ein kurzer Faden zu spinnen. Es handelt sich um Frankreich selbst, um seine Erdöl-politische Situation. Vor 1914 war der französische Markt eine Domäne der holländisch-englischen Royal Dutch-Shell und ihres Dirigenten Henry Deterding — eines Herrn, empfohlen der englischen Regierung von Lord Fisher als „Napoleon an Wagemut und Cromwell an Gründlichkeit". Die Erkenntnis, daß man Öl braucht, um eine Weltmacht zu sein, kommt den Franzosen erst während des Krieges — da die Aeroplane durch die Luft surren, da die letzten französischen Reserven in den requirierten Pariser Taxis an die Front geworfen werden, da die Tanks die Schlachten zu entscheiden beginnen. „Motorisierung der Armee" ist das neue Schlagwort. Und gerade da ist

man vom Vorkriegs-Lieferanten im Stiche gelassen worden. Was immer die Shell während der Kriegsjahre aufbringen kann — das alles wird von England für Flotte und Armee übernommen. Die holländisch-englische Gesellschaft verwandelt sich immer mehr in eine rein englische. Herrn Deterding zieht es auf die andere Seite des Kanals. Er wird „knight of the British Empire“ und läßt sich vom früheren Leiter des britischen Presse-Amtes in einem Buche feiern, das den Titel führt „The Shell that hit Germany hardest“. Man sieht — wieder einmal ein Nationalheros. Den französischen Markt aber hatte inzwischen der große amerikanische Konkurrent erobert — Herrn Rockefellers Standard Oil. Und damit sind wir wieder, zum dritten Mal, beim November 1918 angelangt. Und können jetzt für das, was folgte, die Situation überblicken.

2

Was folgte, war das Eingreifen Basil Zaharoffs in den Englisch-Französischen Krieg. Ausgebrochen ist er, nach ausgiebiger diplomatischer Vorarbeit, im November 1918 auf den Konferenzen von Paris — und er hat geendet am 15. März 1925 mit dem Frieden von Mossul. Es ist Englands politische Tradition, der stärksten Kontinentalmacht die Flügel zu beschneiden. Die stärkste Kontinentalmacht war Deutschland; also mußte England im Jahre 1914 in den Krieg — er begann im Verwaltungsratszimmer der Turkish Petroleum Co. und in ein paar anderen Verwaltungsratszimmern, dann breitete er sich ein wenig aus und hieß Weltkrieg. Im November 1918 aber ist Frankreich die stärkste Kontinentalmacht geworden — also rückt es in der englischen Politik automatisch an den Platz, den früher Deutschland eingenommen hat, und das

englische Kriegsziel in dem nunmehr mit zwangsläufiger Gesetzmäßigkeit ausbrechenden Englisch - Französischen Kriege heißt: Entmachtung Frankreichs. Oder sagen wir genauer: Macht-Eindämmung. Der nächstliegende, der bequemste, der „friedlichste" Kriegs-Weg führte über das Erdöl, von dem Frankreich nichts besitzt, und ohne das, nach den Weltkriegserfahrungen, ein Großstaat kein Großstaat ist. Also war der Englisch-Französische Krieg notwendigerweise ein Erdölkrieg. Er hatte eine Auslandsfront: Mossul. (Und der Kampf der Franzosen um dieses Quellgebiet, das einzige, das bei der neuen Teilung der Erde praktisch erreichbar ist, bekommt nun seinen wirklichen Hintergrund und entpuppt sich als ein Kampf auf Leben und Tod.) Aber dieser Krieg hatte auch so etwas wie eine Inlandsfront: sie lief durch Frankreich selbst, und das britische Ziel war, die während des Krieges infolge des neuentdeckten Patriotismus Herrn Deterdings an die Amerikaner verlorene Belieferung des französischen Binnenmarktes zurückzuerobern. Engländer, englisch Affichierte wie Herr Deterding selbst, kamen zur Führung dieses Kampfes in dem national aufgewühlten und gegen den Bundesgenossen auf der anderen Seite des Kanals schon wieder mißtrauisch gewordenen Frankreich nicht mehr in Frage. Aber da hatte man ja einen Franzosen! Begründer französischer Seemannsheime! Lehrstuhlstifter, Zeitungsbesitzer, hohen Würdenträger der Légion d'honneur — mit einem Worte: Herrn Basil Zaharoff! Und so kam es zum Eingreifen des Mannes mit dem Spitzbart, des Siebzigjährigen, den wir schon in Pension schicken wollten, in den Englisch-Französischen Krieg.

Wen es wundern kann, daß seine Rolle in diesem Kriege umstritten, ja zum überwiegenden Teil bis zur Veröffentlichung dieser Zeilen völlig im Dunkel geblieben ist — der hat diese Biographie nicht gelesen oder nicht ver-

standen. Schon Zaharoffs Machtstellung und seine Motive sind strittig. War er Dirigent? War er nur ein unpolitischer Jobber, dem es um die Eroberung eines Geschäftszweiges ging, den er bisher hatte links liegen lassen? Hat er vielleicht als englischer Patriot gehandelt? Oder war er nicht Dirigent, sondern Dirigierter? Exponent der britischen Politik, Agent jenes sagenhaften „intelligence service", für dessen umfassende Aktivität uns die Franzosen so viele Beweise anzubieten beflissen sind? Wir haben zunächst keine Meinung und wollen nur registrieren — nicht ohne uns vorher dem Mitgefühl des Lesers empfohlen zu haben: der Dschungel, durch den wir die Spur des Sir Basil Zaharoff während der nun folgenden Jahre verfolgen werden, ist buchstäblich der verworrenste und verwirrendste, den die Politik und Wirtschaftsgeschichte jemals gekannt hat, und wo er sich ausnahmsweise lichtet und Ausblicke bietet, sind diese so abenteuerlich, daß man seinen Augen nicht trauen mag.

Wie Herr Basil Zaharoff im Jahre 1914 seine strategische Voraussicht bewährt hat, indem er schon Wochen und Monate vor Ausbruch des Weltkonflikts Rüstungsaktien aufzukaufen beginnt — so hat er, scheint es, auch den Ausbruch des Englisch-Französischen Krieges schon geraume Zeit vor dem Zusammenbruch der deutschen Front vorausgeahnt. Der Beschluß zu einer Kampagne in Frankreich muß tatsächlich schon im Frühsommer 1918 gefaßt worden sein. Sie beginnt, wie jede Frankreich-Aktion des Herrn Zaharoff, mit einer Spende (Lehrstuhl für englische Literatur an der Sorbonne) und mit einer Rangerhöhung in der Ehrenlegion (Großoffizier, Juni 1918). Für dieses und für jenes hätten wir nun also jene „zweite Intention", die zu allen Zaharoff'schen Aktionen gehört wie das Signum des Malers zu einem Gemälde. Und nun bezieht Herr Zaharoff noch im Sommer 1918

(also gewissermaßen noch im tiefsten Frieden, wenn man es auf den Englisch-Französischen Krieg bezieht) seine strategische Position. Er läßt seine Kapitalsmacht in drei Kolonnen aufmarschieren. Wir müssen diese Aufmarschwege genau verfolgen — das Verständnis für alles Weitere hängt davon ab.

Also Kolonne 1. Erinnern wir uns des Zweikampfs, den Zaharoff mit der Firma Schneider in Rußland ausgetragen hat und in dessen Verlauf er plötzlich und zur peinlichen Verblüffung der Widersacher als Kompagnon in Le Creusot saß. Taktisch gesehen: Will Zaharoff einen Gegner auf fremdem Schauplatz schlagen, so etabliert er sich vor allem in dieses Gegners heimischem Hauptquartier. Der Gegner heißt diesmal nicht Schneider, sondern Frankreich. Demzufolge — nein, das lesen wir lieber in einer Kammerdebatte nach. Es gibt in Frankreich einen Artikel 14 des Gesetzes vom Germinal des Jahres IX, der bestimmt, daß „niemand Mitglied der Generalversammlung der Banque de France sein kann, der nicht die Rechte eines französischen Staatsbürgers genießt". Und da gibt es nun eine Kammersitzung vom 26. Juli 1918, einen unangenehmen Interpellanten namens Jean Bon, einen Finanzminister namens Klotz — und diese Diskussion:

Jean Bon: Liegt Ihnen die Liste der 200 größten Aktionäre vor, die an der Generalversammlung teilnehmen? Wollen Sie den letzten darin vorkommenden Namen lesen? Er lautet Zaharoff!

Der Finanzminister: Herr Zaharoff ist Franzose.

Jean Bon: Er ist nicht Franzose! Am 12. Juli 1918 hat er auf Antrag des Ministeriums des Auswärtigen als „Verwaltungsrat der Firma Vickers-Maxim und großer Freund Frankreichs" eine Auszeichnung bekommen. Am

nächsten Tag schrieb auch der „Temps", daß Herr Zaharoff wohl ein großer Freund Frankreichs sei, aber kein Franzose.

Der Finanzminister: Zeitungen können irren.

Jean Bon: Geben Sie mir das Datum der Naturalisierung des Herrn Zaharoff!

Der Finanzminister: Ich habe sie nicht bei mir. Die Kammer wird mir zweifellos glauben, wenn ich versichere, daß Herr Zaharoff Franzose ist und Frankreich und seinen Allierten hervorragende Dienste geleistet hat.

Schmeichelhaft, schmeichelhaft für unseren Freund. Und Herr Jean Bon spricht ja auch nur aus patriotischer Aufgeregtheit und ohne die Zusammenhänge zu ahnen. Wir haben für den Augenblick nur festzustellen, daß Herrn Zaharoff sein Manöver geglückt ist. Daß die Auskunft des Finanzministers sich später als falsch herausstellte, das vermochte die Tatbestände nicht mehr zu verändern. Monsieur Zaharoff sitzt nicht nur in der Bank von Frankreich — Monsieur Zaharoff ist Franzose! Und kann nunmehr seine zweite Kolonne marschieren lassen.

Eigentlich — er muß sie gar nicht marschieren lassen, denn sie hat in aller Stille das befohlene Ziel schon erreicht und hat jetzt nur ihre Stellung auszubauen. Es handelt sich um die Position des Herrn Zaharoff in der Banque de l'Union Parisienne, jener Bank der französischen Schwerindustrie, hinter der er sich vor dem Kriege versteckt hat, um unauffällig nach Le Creusot zu gelangen. Jetzt, da er seine Stellung in Le Creusot befestigt hat und auf Grund der Weltkriegs-Geschäftsgemeinschaft ein enger Kompagnon der Herren Schneider geworden ist — jetzt geht er einmal den umgekehrten Weg. Und da diese Banque de l'Union Parisienne sich inzwischen zu einer der beiden mächtigsten Großbanken Frankreichs entwickelt

hat, versteckt er sich im Jahre 1918 hinter den Herren Schneider, um unauffällig — nein, das lesen wir diesmal bei den Deutschen nach! In der Serie der Schriften des Berliner politischen Kollegs findet sich eine umfangreiche Untersuchung „Ölpolitik und angelsächsischer Imperialismus" von Karl Hoffmann, die mit Nutzen verwendet werden kann — wenn man ein wenig Vorsicht walten läßt. Der überaus gewissenhafte Autor wird nämlich streckenweise von Verfolgungswahn befallen. Es gibt einen deutschen Verfolgungswahn in diesem Ölkrieg, einen französischen, sogar einen amerikanischen — ihre Nervenruhe haben nur die Engländer bewahrt. Und Basil Zaharoff. Dieser gründliche Herr Hoffmann also schreibt:

„Die Pariser Maßnahmen der Shellgruppe in der Zeit nach dem Kriege erfolgten mit der ‚Banque de l'Union Parisienne'. Diese war seit dem Kriege dem leitenden Einflusse von Sir Basil Zaharoff erlegen, einem gebürtigen Griechen, der das ölwirtschaftliche und sonstige industriekapitalistische Interesse des Britentums (z. B. Vickers-Armstrong) in der Pariser schönen Welt stellvertretend verkörpert. Er hat sich hier als ‚französischer Bankier' aufgeführt. Erst hinterher wurde die Öffentlichkeit von Paris genügend gewahr, daß dieser Mann als einer der mächtigsten Inspiratoren der britischen Politik bekannt sei."

Man sieht — ein Informierter. Wichtig für uns ist die Mitteilung, Herr Zaharoff habe sich „als französischer Bankier aufgeführt". Denn hier marschiert die dritte der drei Kolonnen.

Kolonne Eins, die Position in der Banque de France, war nämlich eine viel zu offizielle, stand (wie sich ja auch aus jener Interpellation des Herrn Jean Bon ergab)

viel zu grell im Lichte, als daß sie für die Geschäfte des täglichen Lebens ersprießlich zu verwenden gewesen wäre. Kolonne Zwei, die Position in der Banque de l'Union Parisienne, war da schon elastischer — aber nicht alle Geschäfte des Herrn Zaharoff passen in eine Großbank, in der man die Herren Schneider und die gesamte französische Schwerindustrie zu Kompagnons hat. Also lassen wir Kolonne Drei marschieren — für besondere Verwendung, für den Privatgebrauch! Eine Privatbank! Die Privatbank, deren sich Herr Zaharoff bemächtigt, heißt „Mayer frères", er wandelt die Firma um und nennt sie „Banque de la Seine" — und seine Trabanten, Strohmänner oder auch Kompagnons wollen wir uns in der Gründerliste in wenig ansehen, um sie zu erkennen, wenn sie uns wieder begegnen sollten. Da ist Herr Francis Barker — den kennen wir; er ist der Herr, der anläßlich der Echo de Paris-Affaire von 1914 jene geharnischte Erklärung abgegeben hat, die Firma Vickers habe mit Putiloff nichts zu tun und die Firma Krupp kenne sie überhaupt nur vom Hörensagen — wir erinnern uns. Dann ist da ein Herr Walford, ein Vickers-Mann, den wir uns merken wollen: er ist nämlich verheiratet mit der einen der beiden Töchter der Herzogin von Villafranca — jener Töchter, die Herr Zaharoff zu seinen Universalerbinnen bestellt hat. Wer noch? Ein Herr Nicolas Piétri und ein Herr Léon Pissard, die ebenfalls unserer Aufmerksamkeit würdig sind: beide werden sie von nun an überall in den Verwaltungsräten auftauchen, wo Herr Zaharoff seine Finger im Spiele hat. Weitere Kompagnons, mit kleineren Anteilen, sind zwei andere Privatbanken, die sich für diese und ein paar weitere Transaktionen mit Herrn Basil Zaharoff auf Gedeih und Verderb verbündet haben: Mawrogordato fils, Trägerin eines der berühmtesten griechischen Namen, und Banque Thalmann, die, wie wir uns jetzt

merken wollen, von Herrn Zaharoff schon einmal vor dem Kriege bei einem Geschäfte mitgenommen worden ist: bei der Gründung jener Dockgesellschaft in der Türkei. Nun aber belasten wir unser Gedächtnis nicht noch mehr, Herr Basil Zaharoff ist im Laufe des Jahres 1918 in aller Stille in Frankreich aufmarschiert, dekorativ und sichtbar in der Banque de France, großbank-mächtig in der Union Parisienne, privat im Hause Mayer, das er Banque de la Seine nennt — die Kampfstellung ist bezogen, von ihm aus kann es jetzt losgehen. Die Kriegserklärung kommt tatsächlich unmittelbar darauf — und zwar aus England.

Eigentlich keine Kriegserklärung. Nur ein an der Grenze gelöster Schuß, der vorzeitig losgegangen ist, die Position verraten hat und dementsprechend Verwirrung stiftet. Es handelt sich um einen Zeitungsartikel des Sir Edward Mackay Edgar in Sperlings Journal. Um einen Triumphartikel. Amerika, sagt Sir Edward, habe unbekümmert in sechzig Jahren ein Erdöl-Erbe vertan, das richtig erhalten für mindestens anderthalb Jahrhunderte hätte ausreichen müssen. Die britische Stellung dagegen sei unbezwingbar. Alle bekannten, alle wahrscheinlichen, alle auch nur möglichen Ölfelder außerhalb der Vereinigten Staaten seien in britischen Händen oder unter britischer Leitung oder Kontrolle oder wenigstens durch britisches Geld finanziert! — Dieser Triumphartikel, dieser vorzeitig gelöste Schuß, weckt zunächst einmal in Amerika heftigen Widerhall. Besondere Anweisung des Ministeriums an alle Konsulate der U. S. A.: Geheim! „Meine Herren, es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, den Bedarf der U. S. A. an Mineralölen für Gegenwart und Zukunft sicherzustellen. Sie erhalten demgemäß die Weisung, genaue Erkundigungen einzuziehen bezüglich angesuchter oder gewährter Erdölkonzessionen, Kauf, Verkauf, Übertragung, Änderung an Besitz! Des weiteren erhalten Sie die Weisung, jede er-

denkliche Unterstützung angedeihen zu lassen allen Staatsbürgern der U. S. A. bei der Bewerbung um Erdölkonzessionen, Rechte, Terrains, Direktorstellen! Weiters —" Nein, das genügt uns, da beginnt der Zweikampf der U. S. A. mit England oder auch der Zweikampf Rockefeller—Deterding, der hier nicht behandelt werde. Oder doch nur so weit, als er die Kulisse bildet für das, was uns angeht.

Was uns angeht, ist der Widerhall des Londoner Schusses auf der anderen Seite des Kanals. War man dort aus dargestellten Gründen schon während des ganzen Kriegslaufs Erdöl-nervös — jetzt schreckt man hoch. Nur ein Satz aus einem Memorandum des Herrn Henry Bérenger an die französische Regierung: „Wer das Erdöl besitzt, der wird die Welt besitzen, denn er wird das Meer durch die Schweröle beherrschen, die Luft durch die feinstraffinierten Öle und das Land durch Benzin und die Leichtöle; außerdem wird er seine Mitmenschen wirtschaftlich beherrschen auf Grund des phantastischen Reichtums, den er vom Erdöl herleiten wird — dieser wundervollen Substanz, welche heute gesucht und wertvoller ist als selbst das Gold!" Man sieht: hier werden Händler zu Poeten. Das aber ist in der Weltgeschichte eines der sichersten Vorzeichen für einen nahen Krieg.

Wir müßten die Nervosität der grande nation nicht kennen, wenn es uns verwunderte, daß durch Frankreich in Verfolg des Weckrufs dieses Herrn Bérenger ein Schrei geht. Ein Schrei, zur Abwechslung, nach einer nationalen Industrie. Erdöl für Frankreich! Frankreich den Franzosen! Nun, für nationale Industrien ist Herr Basil Zaharoff ja doch Fachmann — er hat sie ja gewissermaßen selbst erfunden. Seine Kolonnen sind in jenem Zeitpunkt in Frankreich schon in aller Stille aufmarschiert. Jetzt, da der erste Schuß gelöst ist, treten sie in Aktion.

Es ist zunächst nur ein Beruhigungsmanöver, dessen Spur da zu registrieren ist. Mit dem Ziele, das Franzosentum des Herrn Zaharoff über jeden Zweifel zu erheben. Im Frühling 1918 hat er den Lehrstuhl an der Sorbonne gestiftet — wird daraufhin, dank Herrn Clémenceau, im Juni 1918 Großoffizier der Ehrenlegion — und sitzt schon im Juli 1918 als „Franzose" in der Banque de France. Nun knallt jener Erdöl-Schuß und schreckt die Nationalgemüter auf — demnach braucht Sir Basil raschest eine neuerliche Vergoldung seines Franzosentums. Also folgt (da nun auch Herr Jean Bon in der Kammer ungemütlich wird) jener Stimmungsartikel in dem „Temps", der von Zaharoffs fünfzig für die Alliierten gespendeten Kriegsmillionen und von seinen sonstigen Verdiensten um die Sache von „Recht und Freiheit" zu rühmen weiß — womit der Boden bereitet ist für die im Juli 1919 erfolgende Ehrenlegions-Ernennung des Sir Basil zum Kommandeur, dem höchsten Range, den Frankreich zu vergeben hat. So greift das ineinander. Aber das Manöver geht weiter! Herr Clémenceau hat auch diese letzte Ernennung als Ministerpräsident gedeckt, und da er sich auch sonst im letzten Jahre als gefällig erwiesen hat (es geht da um einen Geheimvertrag, betreffend das Fürstentum Monaco, den wir vielleicht noch einmal kennenlernen werden) — wird man sich ihm wohl auch ein wenig gefällig erweisen müssen! Wozu noch kommt, daß es noch immer Leute in Frankreich gibt, die einen „administrateur délégué de la société Vickers" des Britentums verdächtigen, in Zeiten, wo man wieder nach nationalen Industrien ruft! Kurz — da muß etwas geschehen. Und es geschieht. Schon im Monat darauf, im August 1919, stellt Herr Zaharoff auf seine Weise sämtliche Rechnungen mit einem Schlage glatt. Er gründet eine Firma mit dem Namen „Vickers Française". Einen Geschäftszweck im land-

läufigen Sinne hat diese Firma nicht — zum Beispiel darf sie, um den Freund in Le Creusot nicht zu verärgern, keine Waffen fabrizieren. Aber erstens ist der Name Vickers für Franzosenohren nunmehr ent-englischt, zweitens hat man eine „nationale Industrie", und drittens hat man bei dieser Gelegenheit auch jene kleine Dankesschuld beglichen! Wie heißt es bei Mennevée?

„Man versichert in interessierten Kreisen, daß Herr Michel Clémenceau, ein Verwandter Herrn Georges Clémenceaus, zum Direktionsstab der ‚Vickers Française' gehört."

Eines Kommentares bedarf das nicht. Es ist ein Zaharoff'sches Geschäft mit mehreren Gesichtern. Eine Stimmungsaktion. Eine Parallelaktion geht übrigens von der Shell direkt aus, ohne daß Herrn Zaharoffs Mittäterschaft in diesem Augenblick schon beweisbar wäre. Ein Major Langton gründet eine Privatbank Bryce & Co. — wie weiß es Hoffmann? — „offenbar eigens zu dem Zwecke, beträchtliche Posten von Aktien der Shell und Mexican Eagle in den Pariser Handel zu bringen. Dabei hat es sich um den Gedanken gehandelt, die Rentner- und Spielerinstinkte einzufangen, um durch breiteste Spekulationsinteressen eine ‚öffentliche Meinung' zu Gunsten der britischen Ölpolitik zu erzeugen." Man sieht: nicht nur Herr Zaharoff — auch Herr Deterding versteht sein Geschäft und die beiden geben kein übles Zwiegespann.

Aber wir dürfen über dieser zweigeleisigen Animieraktion der Herren Zaharoff und Deterding nicht die große strategische Linie aus den Augen verlieren. Immer wieder und mit eherner Folgerichtigkeit handelt es sich um die Eroberung Frankreichs auf dem Wege über das Erdöl. Wenn, um dies zunächst zu erledigen, Herr Zaha-

roff französisch tut, wenn er eine „Vickers Française" gründet und sich die Familie Clémenceau ins Haus nimmt, so hat er dafür gewissermaßen nicht nur defensive, sondern auch offensive Motive. Er ist im Begriffe, einen überaus verwegenen Coup zu landen. Es besteht nämlich eben da mit einem Male eine Gefahr, daß Frankreich doch noch entschlüpft und sich in Erdöldingen abseits der angelsächsischen Weltbeherrscher, abseits Mossuls, abseits jedes möglichen Zugriffs auf eigenem Gebiete selbständig macht. Es handelt sich um neue Erdölfunde im französischen Algerien. Sind diese ergiebig, werden sie jetzt ausgebaut, so ist der Englisch-Französische Krieg für die Briten verloren, ehe es noch zu einer Schlacht gekommen ist. Dann ist Frankreich eine Großmacht und bedarf keiner Protektion. Hier geht es um das Ganze. Wenn irgendwo — so ist es hier, daß ein Riegel vorgeschoben werden muß.

Kompliziert oder vereinfacht, wie man will, wird die Sache dadurch, daß die Engländer dieses algerische Öl schon ein paar Jahre vorher gerochen haben. Schon im Jahre 1915. Da hat Lord Murray, vorgeschoben von der Petrolgesellschaft S. Pearson & Co., sich um eine Erdöl-Konzession beworben, die sich über volle siebenhundertdreißigtausend Hektar offensichtlich Petroleum führenden Bodens in Algerien erstrecken sollte. Diese Konzession ist ihm nach langen Verhandlungen aus nationalen Gründen verweigert worden. Jetzt, im Januar 1919, hat man es in England plötzlich eilig — Gründe sind uns bekannt. Man muß, koste es was es wolle, diese algerische Konzession ergattern, ehe die Franzosen etwa darauf verfallen, das Land selbst aufzuschließen! Und jetzt nimmt Herr Basil Zaharoff die Sache in die Hand. Die Konzession für diese Algerische Petrolgesellschaft („Société d'Etudes, de Recherches et d'Exploitation des Pétroles en Algérie"), die

dem Lord Murray verweigert wurde, bekommt Herr Basil Zaharoff im Handumdrehen. Dafür erscheint im Verwaltungsrat — oh, nicht etwa wieder ein Mitglied der Familie Clémenceau! Sondern ein Herr Olivier Sainsère, der beschrieben wird als „Landsmann und persönlicher Freund Poincarés" und der seine Eignung zum Petroleumindustriellen offenbar dadurch erwiesen hat, daß er vorher „Administrateur de la Société d'Assurances Universelles" gewesen ist. Dafür hat Herr Zaharoff aber auch zugesagt, daß nur ein Drittel der Verwaltungsräte aus England und zwei Drittel aus Frankreich zu kommen haben! Die Engländer sind jener früher abgewiesene Lord Murray und noch ein Herr. Die Herren aber, die den französischen Charakter des Unternehmens zu garantieren haben, wollen wir uns wieder einmal ein wenig ansehen! Keine Angst — der Franzose Basil Zaharoff (dessen Franzosentum ja im Januar 1919 noch umstritten ist und erst im Juli neu vergoldet werden wird) ist nicht unter ihnen. Vielmehr heißen sie (wenn wir absehen von jenem Freunde Poincarés): Léon Pissard — von der Banque de la Seine, der beschrieben wird als „Strohmann Sir Basil Zaharoffs, der übrigens die Unternehmungen des Herrn Pissard kontrollierte". Ferner Herr Nicolas Piétri — von der Banque de la Seine, der beschrieben wird als „der intime Freund Clémenceaus und Zaharoffs, denen er als Mittelsmann dient". Und schließlich ein unverdächtiger Herr Maurice Carrier, der keineswegs von der Banque de la Seine ist — sondern nur von der Zaharoff-Gesellschaft „Le Nickel". Man sieht — es ist dem Herrn mit dem Spitzbart wieder einmal gelungen, eine „nationale Industrie" zu gründen. Und er hatte alle Ursache, ein paar Monate später noch einmal sein Franzosentum von der Ehrenlegion attestieren und die „Vickers Française" ins Firmenregister eintragen zu lassen — mit dem Verwandten des Herrn Georges Clémenceau

in der Direktion. Ja — noch ein Herr wird im Jahr darauf in den Verwaltungsrat dieser Algerischen Petrolgesellschaft berufen: Monsieur le Comte Léon Ostrorog. Wir kennen diesen Herrn Grafen nicht. Aber wir haben den (in vielen Punkten von völliger Ahnungslosigkeit zeugenden) Bericht eines Konstantinopler Detektivbureaus über die Verwandtschaftsverhältnisse rund um Sir Basil Zaharoff in unserer Mappe — und da steht:

„Zaharoff hat in Spanien geheiratet, seine Frau war Spanierin (Jüdin). Zaharoff hat zwei Töchter:

1) Madame Ostrologue (geschieden); bei der Eheschließung hat sie als ihres Vaters Namen nicht Zaharoff, sondern ‚Basil' angegeben!

2) unbekannt.

Graf Jean Ostrologue lebt jetzt in Konstantinopel. Bureau: Kommissionär. Sein Bruder ist im französischen Konsulat. Gräfin Ostrologue (Zaharoffs Tochter) ist in Stambul sehr bekannt als einzige ‚Beschützerin von Hunden und Katzen'. Soll an einer Krankheit gestorben sein, die sie sich von den Tieren zugezogen hat."

Es kann nicht schaden, wenn der Leser die Arbeit solch eines türkischen Sherlock Holmes im Originaltext zu Gesicht bekommt. Soviel scheint immerhin aus dem Berichte hervorzugehen, daß die nicht mit Herrn Walford verheiratete Tochter der Herzogin von Villafranca, die ja hier wohl mit der „spanischen Jüdin" gemeint ist (wenn uns nicht etwa bei „Jüdin" gar noch die Haje Elka Karolinski aus Wilkomir dazwischenkommt; aber Herr Haim Manelewitsch Sahar hat doch keine Schwestern!) — so viel, sage ich, scheint aus dem Berichte hervorzugehen, daß ein Graf Ostrologue oder Ostrorog zu Herrn Zaharoff in nahen Beziehungen steht und mit jenem neuen

Verwaltungsrate der Algerischen Petrol identisch oder wenigstens verwandt ist.

Herr Basil Zaharoff hat sich also auf dem Umweg über eine „nationale Gründung" der algerischen Erdölvorkommnisse bemächtigt, die imstande wären, den Englisch-Französischen Petrolkrieg zu entscheiden. Aber wer glaubt, der Coup sei hier zu Ende, der kennt den Mann nicht. Der Coup beginnt erst. Unser Gewährsmann von den „Documents politiques" weiß einiges über den industriellen Erfolg dieser neuen Firma. Und obwohl er den Zusammenhang mit der großen Aktion nicht kennt, durchschaut er in geradezu hellsichtiger Weise die Situation:

„Schon im Jahre 1920 waren 12 Quellen in Betrieb. Nun aber ergab es sich merkwürdigerweise, daß die Bohrungen ohne Erfolg blieben, obwohl sie in einem Gebiet vorgenommen wurden, von dem man sich viel versprach. Nach und nach mußten alle aufgegeben werden, sodaß einigermaßen sonderbare Gerüchte in den interessierten Kreisen aufkamen. Man wies darauf hin, daß es ja doch im Interesse der ausländischen Petroleum-Trusts lag, Frankreich keine Petroleumquellen auf seinem eigenen oder auf seinem unmittelbaren Kolonialgebiet finden zu lassen; denn so mußte es für immer unter der Herrschaft der ausländischen Petroleum-Produzenten bleiben!"

Ja, man liest richtig: Herr Basil Zaharoff hat sich des algerischen Erdöls bemächtigt — nicht, um es zu fördern, sondern um die Förderung zu verhindern. (Wir hoffen nur, daß der Freund des Herrn Poincaré durch diese schlechten Geschäftserfolge nicht um seine Verwaltungsratstantiemen gekommen ist.) Es ist ein verwegener Handstreich. Und wenn Frankreich Erdöl braucht, so ist es weiter auf seine Mossul-Hoffnungen angewiesen — und

auf den Import. Strategisch gesehen: eine Aufrollung der Front ist verhindert worden — das Gefecht bleibt lokalisiert.

Bleibt, unter den aus diesem Anlaß neu aufgetauchten Leuten, einen Blick zu werfen auf diesen Lord Murray, der die algerische Konzession nicht erhält und dann doch via Herrn Zaharoff in den Verwaltungsrat kommt. Er ist eine der Hauptpersonen des sogenannten Marconi-Skandales — der uns als ein Musterbeispiel dafür dienen kann, wie man es bei der Aufspürung wirtschaftlich-politischer Zusammenhänge nicht halten darf. Im Laufe des Jahres 1912 kaufte, am Vorabend eines besonders günstigen Vertrages zwischen der englischen Regierung und der Marconi-Gesellschaft, der englische Kronanwalt Sir Rufus Isaacs (dessen Bruder Direktor bei Marconi war) für sich, für seinen Freund, den damaligen Schatzkanzler Lloyd George, und für seinen Freund, den führenden Funktionär der Liberalen, eben unseren Lord Murray, eine sehr beträchtliche Anzahl amerikanischer Marconi-Aktien, die alsbald an der Londoner Börse eingeführt und das Objekt wilder Spekulationsmanöver wurden. Die Sache wirbelte viel Staub auf, eine Untersuchungskommission stellte fest, die Beteiligten hätten „unrichtig gehandelt, aber nicht unehrenhaft" — Mitte 1913 war die Affaire geklärt und erledigt. Erledigt für England, nicht aber für die Franzosen, als sie, ein volles Jahrzehnt darauf, im Jahre 1922, das Zusammenspiel Lloyd Georges mit Basil Zaharoff in gewissen griechisch-türkischen Angelegenheiten zu durchspüren begannen und dabei einerseits den Namen des Lord Murray in der algerischen Petrolgesellschaft entdeckten und andererseits im Verwaltungsrat der Marconi-Gesellschaft den Namen des uns nicht ganz unbekannten Monsieur Nicolas Piétri, „des intimen Freundes Clémenceaus und Basil Zaharoffs, denen er als Mittels-

mann dient". Was macht man in Paris daraus? Lesen wir in den „Documents politiques"!

„Deshalb betrachten wir auch mit besonderem Interesse die Beziehungen Lloyd Georges einerseits zu Marconi und andererseits zu Sir Basil Zaharoff. Herr Zaharoff besaß durch Lloyd George bei der englischen Regierung denselben Einfluß, dessen er sich bei der französischen Regierung dank der Vermittlung Clémenceaus erfreute. Und am eigentümlichsten ist, daß Herr Nicolas Piétri, dessen Beziehungen zu Marconi und zu Herrn Zaharoff wir aufgezeigt haben, auch in engster Verbindung mit Clémenceau und den Angelegenheiten der Familie Clémenceau stand — gehörte er doch zum Verwaltungsrat der Berna-Milch-Gesellschaft, eines Unternehmens des Herrn Dutasta, dessen Verwandtschaftsverhältnis zu Clémenceau allgemein bekannt ist! Dieses Unternehmen zog während des Krieges seinen Hauptnutzen aus der Versorgung der deutschen Truppen mit Kondensmilch!

All das erscheint noch bedeutsamer, wenn man sich vor Augen hält, daß Lord Murray, der in der Marconi-Sache und in der ‚Société d'Etudes, de Recherches et d'Exploitation des Pétroles en Algérie' seine Rolle gespielt hat, in Frankreich mit dem Strohmann des Herrn Zaharoff und speziellen Freund Herrn Poincarés, Herrn Olivier Sainsère, eng liiert war. Es ist dies ein Sachverhalt, den man nicht außer Acht lassen darf, wenn man die Haltung Poincarés gegenüber Zaharoff verstehen will."

Wir wollen diese Kombinationssucht der damaligen nicht ganz unberechtigten Aufregung der Franzosen zugutehalten. Aber man sieht hier beispielhaft, wohin solche Gespensterseherei führen kann. Einen Schritt weiter — und Herr Lloyd George hat gemeinsam mit Clémenceau

und Poincaré die deutschen Truppen während des Krieges mit Kondensmilch beliefert.

Zurück zu unserer Strategie! Die algerische Bresche ist abgeriegelt, als einziger möglicher Trumpf bleibt den Franzosen ihre Hoffnung auf das Mossul-Öl — Herr Basil Zaharoff hat wieder einmal meisterhafte und mustergültige Arbeit geliefert. Was unternimmt inzwischen der andere General, Sir Henry Deterding? Sein Animier-Manöver, die Gründung der Bryce-Bank zu dem besonderen Zwecke, Shell-Aktien in französische Sparer- und Spekulantenhände zu spielen und damit öffentliche Meinung zu machen, haben wir registriert. Die eigentliche Aktion besteht nun, März 1919, in einem biederen Offert der Shell an die Pariser Regierung. Ein Satz daraus: „— kurzum, die Königlich Niederländische Gesellschaft ist bereit, zur Verfügung Frankreichs zu stellen: ihre ganze Weltorganisation auf technischem, industriellem, kommerziellem und finanziellem Gebiete, nicht allein in den erwähnten Ländern, sondern in allen anderen Ländern der Produktion und des Verbrauches, wo Frankreich ihre Hilfe benötigen sollte und wo die Königliche Gesellschaft direkte industrielle und finanzielle Belange hat." Man sieht: ein Protektionsvertrag, wie ihn England etwa einem der indischen Maharadschas vorschlagen könnte. Liefere dich aus mit Haut und Haaren, mit Land und Recht, ergib dich — und du sollst es gut bei mir haben, denn ich mit meiner Weltorganisation bin der unvergleichlich Stärkere.

Aber nicht dieses Offert der Großmacht Shell an die Großmacht Frankreich ist das Verblüffende — sondern daß die Großmacht Frankreich dieses Offert akzeptiert. Tatsächlich: sie nimmt an. Gegründet wird eine „Société pour l'Exploitation des Pétroles", in die Frankreich alle seine Ölrechte und Öl-Ansprüche einbringen soll. Eine Gesellschaft ohne Engländer selbstverständlich. Herr De-

terding, der in den Verwaltungsrat eintrat, entdeckte für diesen Spezialfall, daß er ja doch eigentlich kein Engländer war, sondern aus dem freundlichen Holland. Und Herr Gulbenkian (einer der verwegensten Haifische übrigens und wohl wert, daß man auch nach ihm gelegentlich auf die Jagd geht) — dieser Herr Gulbenkian also, der ebenfalls in den Verwaltungsrat eintrat, kam nicht aus London, sondern schnurstracks von Armenien. Ein Armenier, ein Volksgenosse jener Massakrierten und Landesvertriebenen — es gibt also doch so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit! Man sieht, die Herren schickten ihre erste Garnitur in diese vielversprechende Firma. Doch stellte sich heraus, daß diesmal nicht die Shell die Franzosen hineingelegt hatte, sondern die Franzosen die Shell. Wohl ergatterte sie mit Hilfe dieser neuen Gesellschaft vorübergehend ein Großteil des französischen Inlandsmarktes. Aber das war ja doch eben nur der französische Inlandsmarkt! Dazu hatten die Engländer diese „Société pour l'Exploitation" nicht gegründet! Sondern — nein, wir lesen besser einen dürren Satz in einem späteren Geschäftsberichte der Shell: „Wir hatten die Erwartung gehegt, daß Frankreich seine Rechte für Mesopotamien in die Société pour l'Exploitation einbringen werde; es hat dies nicht getan." So wortkarg weinen Erdölmillionäre.

Daß aber Frankreich Herrn Deterdings gutes Geld einsteckte und ihm doch diesen Kummer tat, die Mossul-Rechte für sich zu behalten (und zwar obwohl die Bryce-Bank ihre Stimmungs-Aktien in Paris mit vollen Händen unter die Leute warf) — das war schon eine strategische Abwehrmaßnahme im Zuge des inzwischen auf anderem Schauplatz ausgebrochenen Krieges. Jawohl, die Zeit der Diplomatie und des Anpirschens erster Kolonnen war da vorüber und der Englisch-Französische Mossul-Konflikt war flagrant.

3

Wo haben wir aufgehört, uns mit dieser Mossul-Angelegenheit zu beschäftigen? Im Jahre 1918. Rekapitulieren wir die Situation. England hat das Mossul, das es nicht hatte, nahezu gleichzeitig sowohl den Franzosen (Sykes-Picot) wie auch den Arabern (Mac Mahon-Hussein) zugesagt. England gewinnt den Krieg, Mossul wird wirklich von den englischen Truppen besetzt — und nun steht man in Downing Street dem Problem gegenüber, wie man seine Versprechungen einlösen soll. Daß man womöglich den französischen Anspruch mit dem arabischen und den arabischen mit dem französischen totschlagen muß, um schließlich das Objekt für sich zu behalten — diese strategische Notwendigkeit ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Die Umstände kommen dieser Absicht entgegen. Erstens vermag man die Araber einzuschüchtern mit der Feststellung, daß dieser Sir Arthur Henry Mac Mahon, der zu Kriegszeiten mit ihnen Verträge geschlossen hat, eigentlich gar nicht vom Foreign Office bevollmächtigt gewesen ist. Und zweitens entdeckt man im Sykes-Picot-Vertrag die bedenkliche Ungenauigkeit, daß in ihm zwar von Syrien und Mossul die Rede ist, aber genau besehen (um es auf die einfachste Formel zu bringen) doch nur von einem Syrien, das im Osten bis ins Wilajet Mossul reicht — ohne daß eigentlich ausgesprochen wäre, ob nun also diese Ostgrenze Syriens die eigentlichen Ölgebiete einschließen oder ausschließen soll oder mitten hindurch gehen. Es ist hier so viel diplomatische Tüchtigkeit am Werke und der Einsatz ist ein so hoher, daß es der Übung widerspräche, etwa moralische Maßstäbe anzulegen statt der politischen. Nur kann sich England gerade den Arabern, dem bis nach dem heiklen Indien hinüberreichenden Islam gegenüber eine solche ver-

einfachte Politik des Vollmachten-Anzweifelns nicht leisten; und da es schließlich das Schlimmste nicht ist, ein unabhängiges Arabien „im Bunde mit England" auf der Landkarte zu haben, verwendet man die Anzweiflung der Vollmachten Mac Mahons nur als leises Pressionsmittel bei der Fixierung der näheren Bestimmungen für diesen Bund — und hält sich im übrigen an Frankreich schadlos, dem ohnedies als neugebackener stärkster Kontinentalmacht traditionsgemäß die Flügel zu stutzen sind. Dazu ergibt sich zu Ende des Jahres 1918, anläßlich der Teilung der Beute, reichlich Gelegenheit. Herr Clémenceau ist im Gedränge. Das geschlagene Deutschland ist ihm nicht geschlagen genug. Sowohl am Rhein wie auch an der Oder bleibt es nach seinem und seiner Freunde Dafürhalten weitaus zu stark. Um aber gerade hier nach ganzem Herzen wirtschaften zu können, bedürfte man der Zustimmung des englischen Kompagnons. Und da auf dieser Erde auch unter Kompagnons nichts umsonst ist als der Tod, ist die Voraussetzung für einen großartigen Kuhhandel gegeben. Lesen wir das in Berlin nach, bei Herrn Hoffmann vom Politischen Kolleg! „Nach den Geheimprotokollen der Großen Vier", steht da, „war es Lloyd George schon im Dezember 1918 geglückt, Clémenceau zur Auslieferung Palästinas an England und zum politischen Verzicht auf Mossul zu bewegen. Diese Abmachung war so delikat, daß selbst Pichon, Clémenceaus Vertreter und Außenminister, erst später davon erfuhr. Dagegen sollte Frankreich eine Beteiligung an der Ölausbeute bekommen — und überdies freie Hand in Deutschland während der Waffenstillstandsperiode." Und nun kommt der Satz, auf den es ankommt: „Einige Tage später, um Weihnachten 1918, ereignete sich beispielsweise der polnische Aufruhr in Posen, der lange vor dem Versailler Vertrage fertige Tatsachen schuf." Ist diese

Behauptung nur der Ausdruck eines deutschen Verfolgungswahns? Es wäre in gewissem Sinne beruhigend, das glauben zu können. Aber die Tatsachen der nächstfolgenden Jahre gestatten nicht, daß man diesen Austausch kleiner Gefälligkeiten für politisch-anekdotisches Beiwerk hält. Es ist das hier tatsächlich die Geburtsstunde von Lloyd Georges sogenannter „Schaukelpolitik", bei der auf der einen Seite das Wilajet Mossul liegt — und auf der anderen Seite das Ruhrgebiet. Dieses Schaukeln wird uns wie den Herren Lloyd George, Clémenceau und Zaharoff noch einige bedrängte Augenblicke bereiten.

Der Kuhhandel Lloyd George-Clémenceau bleibt also zunächst geheim wie dieser ganze englisch-französische Mossul-Kampf — bis zur Jahreswende 1919/20. Da kann England die Sache nicht länger hinausziehen und übergibt den Franzosen — oh, nicht Mossul, aber doch wenigstens das oft zugesagte Syrien. Und nun geschieht dies: England hat Syrien am 1. Januar 1920 ausgeliefert — und im März geraten die syrischen Drusen in Bewegung und zeigen den neuen französischen Herren des Landes, daß sie noch lange nicht die Herren des Landes sind. Es ist das eine heikle Angelegenheit. Ohne daß wir dazu Stellung nehmen wollten, sei registriert, daß die Franzosen ein paar Jahre später, als die Drusen noch einmal losschlugen und man bei ihnen und bei noch ein paar andern ungemütlichen Völkerschaften Waffen der Firma Vickers fand, steif und fest behaupteten, hinter jenen Drusen-Bewaffnungen stecke, wenn schon nicht England, so doch jedenfalls Herr Basil Zaharoff. Wir werden davon zu sprechen haben. Diesmal, bei dieser ersten Drusenrevolte, war allerdings von solchen „Entlarvungen" noch nicht die Rede und die Franzosen beschränkten sich darauf, den Aufstand blutig niederzuwerfen. Worauf Feisal, Sohn Husseins, im Sinne des Mac Mahon-Vertrages sich

selbst taxfrei zum Könige von Syrien ernannte und erklärte, Mossul gehöre zwar zu Syrien — aber Syrien gehöre ihm. Worauf die Franzosen ihn blutig schlugen und aus dem Lande trieben.

Warum macht England den Franzosen die Hölle heiß? Warum erwehrt sich Frankreich dieser mittelbaren Attacke mit solchem Feuer? Das erfahren wir am besten aus der Chronologie. Die Kämpfe dauern von Januar bis Mitte April 1920. Und Mitte April 1920 erweisen sie sich sozusagen als „pourparlers“. Da findet nämlich in San Remo eine Konferenz statt, die über das Schicksal des Mossul-Öles endgültig und garantiert zum letzten Male entscheiden soll — und für die dort unten im Südosten womöglich vollendete Tatsachen zu schaffen, beiden Teilen heftig am Herzen lag. Was wir als Feisal-Schlachten, Drusen-Guerilla-Kriege, Meerengen-Besetzungen verzeichnet haben, war nichts als ein Kulissenrücken für zehn Herren, die an der Côte d'Azur dicke Zigarren rauchten und dabei über Erdöl plauderten. Ergebnis: Da trotz des gastlichen Empfanges in Syrien die Franzosen um sich schlugen, da Feisal und die Drusen so rasch den kürzern zogen, mußte man Frankreich wohl einen Happen überlassen. Einen großen Happen, volle fünfundzwanzig Prozent. Fünfundsiebzig Prozent des Mossul-Öles behält England. (Die Amerikaner, trotz Protestes, bekommen nichts.)

Das also ist der ewige Öl-Frieden von San Remo. Im Augenblicke, da die Unterzeichner ihre Namen unter die Dokumente setzten, dachten sie schon nicht mehr daran, in ihnen mehr zu sehen als jenen berühmten „Fetzen Papier“. Denn da hatten die nun einmal angekurbelten Ereignisse im Nahen Osten schon selbsttätig weiter funktioniert. Mit dem englischen Freund-Feind hatten die Franzosen ein Hühnchen zu pflücken. Da die

Engländer eben damals die Unvorsichtigkeit begingen, Konstantinopel zu besetzen und sich bei den Türken unbeliebt zu machen — wie wäre es mit einer erwachten Türkei? Also ließ Frankreich die Türkei erwachen — einen türkischen Nationalstaat mit dem Zentrum in Angora und mit der Front gegen England. Dieser neue, England-feindliche, von den Franzosen protegierte mohammedanische Staat war nun in der Tat für die Engländer die große Gefahr. Sie hätten vielleicht mit ihm paktieren können — aber dazu war durch die Franzosen der Weg verrammelt. Also war dieser Staat zu vernichten. Selbst gegen ihn zu Felde zu ziehen, kam schon aus politischer Tradition nicht in Betracht — und hätte überdies den Islam in Flammen gesetzt. Nein, war es den Franzosen nun einmal gelungen, die Front so weit aufzurollen, so war Lloyd George eben genötigt, auch seinerseits neue Korps in die Feuerlinie zu führen. Und da es aus so guten Gründen keine englischen Korps sein durften, suchte er sich sie eben anderswo. Das ist der historische Hintergrund für eines der absonderlichsten Vorkommnisse, die die Geschichte unserer Tage kennt. Es handelt sich um den Privatkrieg eines einzelnen Mannes, eines Privatmannes noch dazu, des damals einundsiebzigjährigen Basil Zaharoff, gegen einen großen, volkreichen und noch immer oder schon wieder mächtigen Staat.

Da aber ist, seit wir Herrn Zaharoff als Drahtzieher in seinem Athener Marionettentheater anno 1917 verlassen haben, einiges nachzutragen. König Konstantin war aus dem Lande gegangen und hatte seinem zweiten Sohn Alexander den Thron überlassen, aber der eigentliche Dirigent war Herr Venizelos, und Griechenland trat in den Krieg — bis dorthin haben wir den Vorgang verfolgt. Der Krieg wird gewonnen, in Paris spielen vier Herren das Gesellschaftsspiel, eine neue Welt-Landkarte

zurechtzuschneidern, sie spielen das Spiel unter großer Assistenz von Petenten, Protestierern, Schiebern, Aposteln, Delegationen, die einander befehden, überschreien, unterminieren, beiseite drängen, um ihren Platz am großen Futtertrog zu ergattern. Und unter diesen taucht plötzlich auch unser Herr Venizelos auf. Eine unhellenische Erscheinung im Grunde. Ein abgeklärter Dogmatiker, ein gelehrter Asket, ein bebrillter Professor, von dem seine Biographien zu rühmen wissen, daß er nicht raucht noch trinkt und daß er in den Verhandlungspausen dieser Pariser Konferenzen sich in die Oden des Pindar versenkt. Ein wenig hellenischer mutet schon die Pariser Aktivität dieses Theoretikers an. Er tritt auf — im Frühjahr 1919 — und schwenkt in der Hand eine türkische Proklamation, die zu einem Christenmassaker in Smyrna animiert. Echt? Zum Nachprüfen bleibt nicht viel Zeit, auch haben die Großen Vier ganz andere Sorgen — und überdies genießt die Aktion des Herrn Venizelos allerhöchste Protektion: Sir Basil Zaharoff setzt sich für die griechische Sache ein! Und da die Großen Vier infolge Ausscheidens des Italieners sich soeben in Große Drei verwandelt haben, von denen Lloyd George und Clémenceau sich auf ihren Freund mit dem Spitzbart verlassen, und da der letzte im Bunde, der Friedensengel aus Übersee, nicht so ganz genau weiß, wo Smyrna liegt — bekommt Herr Venizelos das Mandat, seine Griechen in Smyrna an Land zu setzen, um jenes drohende Massaker zu verhindern. Das geschieht, und Herr Venizelos bleibt, versteht sich, in Smyrna sitzen — und hat (trotz sanfter Mahnungen aus Paris, sich wieder zurückzuziehen) eine der beliebten „vollendeten Tatsachen“ geschaffen für die bevorstehenden Friedensverhandlungen mit der Türkei.

So steht die Sache im Frühsommer 1920, da aus den uns bekannten Saisonerfordernissen die neueste französische

Modeschöpfung kreiert wird: die nationale, England-feindliche Türkei. Und hier ereignet es sich nun also, daß Herr Venizelos eingeladen wird, noch einmal nach Paris zu fahren. Und mit seinem Gönner Basil Zaharoff zusammenzutreffen. Und jetzt beginnt es wieder einmal neblig zu werden.

4

Was ist da geschehen?

Version eins, die des Ministerpräsidenten D. und demnach wohl die offizielle der venizelistischen Partei, sei nur kuriositätshalber rekapituliert. Ich frage — nein, ich erwähne als eine notorische Tatsache, daß Basil Zaharoff den griechischen Krieg gegen die Türken finanziert hat. Darauf der Minister: „Finanziert? Er hat nie ein Pfund für diesen Krieg hergegeben; er hat es nur als schmeichelhaft empfunden, daß man ihm zugemutet hat, soviel verlieren zu können."

Ist das aber die derzeit offizielle Version — es muß unter den Venizelisten früher eine andere, leidenschaftlichere und minder totschweigerisch-kluge im Umlauf gewesen sein. Man begegnet ihr, wenn man mit alten Herren aus Griechenland spricht, wie mit unserem Gewährsmann Ch., dem Bankier — demselben, der von Zaharoffs Mord an einem Polizisten so unerschütterlich überzeugt ist. Er weiß positiv (und läßt durchblicken, daß er in seiner Eigenschaft als Bankier an den Überweisungen mitgewirkt hat), daß dieser Krieg von Zaharoff finanziert worden ist — wozu er sagt: „Zaharoff hat unseren Venizelos hineingelegt! Zaharoff und Lloyd George! Wir Griechen haben für Herrn Zaharoff geblutet! Und es hat viel mehr gekostet, als er gezahlt hat — und wie wir es dann zurückverlangt haben, war nicht eine Drachme

zu bekommen! Dieser —" (folgen mehrere Verbalinjurien aus dem Homer). Nun, so sehen nicht die Auskünfte aus, auf die man sich gerne verläßt. Aber da ich die Zeitungsmeldungen über die Konferenz von Lausanne (die uns noch bevorsteht) durchforsche, stoße ich in der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 22. November 1922 auf eine Information aus Lausanne, „Venizelos werde von den Verbündeten (sic) den Ersatz der Kosten des in ihrem Auftrag geführten Krieges fordern." Daß also tatsächlich eine Finanzierung stattgefunden hat, daß griechische Nachtragsforderungen nicht beglichen wurden und daß der vielwissende und viel ausplaudern-könnende Herr Venizelos sich darauf leise erpresserisch an „die Verbündeten" wandte (eben als die Engländer sich über seinen Kopf hinweg mit den Türken versöhnen wollten) — darauf scheint diese Meldung zum mindesten nachdrücklich hinzudeuten.

Gehen wir weiter! Sinn der Version zwei ist also, Basil Zaharoff und Lloyd George hätten den lammfrommen und unschuldigen Herrn Venizelos hineingelegt. Version drei ist etwas andrer Ansicht. Sie ist die französisch-englische und sie behauptet, daß Lloyd George von Basil Zaharoff und Venizelos hineingelegt worden sei. Hier nur ein zunächst noch schüchterner Vorstoß Aubrey Herberts. Extrakt aus den Parliamentary Records:

14. Juni 1920. Aubrey Herbert fragt den Premierminister, ob Sir Basil Zaharoff konsultiert worden sei in Bezug auf den Türkischen Vertrag.

Der Premierminister: Die Frage wird verneint!

So geht es nicht — also versucht Herbert es eine Woche später anders herum.

23. Juni 1920. Aubrey Herbert fragt, warum Sir Basil Zaharoff n i c h t konsultiert worden sei in Bezug auf den Türkischen Vertrag?

Bonar Law: Ich verstehe nicht, worauf die Frage meines ehrenwerten Freundes hinaus will.

Aubrey Herbert: Ist es nicht eine Tatsache, daß dieser hochgeschätzte griechische Gentleman die Smyrna-Expedition aus seiner eigenen Tasche finanziert hat und daß der größere Teil der Vickers-Maxim-Aktien in seiner Hand ist?

Aber auch so scheint es nicht zu gehen — Bonar Law zieht sich mit einem Scherzwort aus der Affaire: Weder dieses noch jenes war mir bekannt. Aber ich wollte, er würde die Kosten unserer eigenen Truppen bezahlen!

Also versucht es Aubrey Herbert später noch nach einer dritten Melodie:

Aubrey Herbert fragt den Premierminister, ob Sir Basil Zaharoff für seine Unterstützung mit Rat und Tat in der orientalischen Frage finanziell entlohnt worden sei?

Aber er hat nun einmal kein Glück mit seiner Aktion. Diesmal wird er mit der Geschäftsordnung totgeschlagen:

Chamberlain: Ich verstehe diese Frage nicht. Sollte mein ehrenwerter Freund eine Anklage zu erheben haben, so bitte ich ihn sehr, er möge sie in klarer Sprache vorbringen.

Aubrey Herbert: Darf ich eine Frage zur Geschäftsordnung stellen, Herr Sprecher? Die große Schwierigkeit liegt für mich darin, daß die Regeln dieses Hauses es mir ganz unmöglich machen, das zu fragen, was ich fragen möchte. Ich sah mich gezwungen, die Frage in dieser Form vorzubringen, weil dies der einzige Weg ist, die Aufmerksamkeit des Hauses auf den unheilvollen Einfluß dieses großen Multimillionärs zu lenken.

Der Sprecher: Das ist es eben. Die Mitglieder des Hauses sind nicht berechtigt, die Frageform zu mißbrauchen. Wenn das ehrenwerte Mitglied eine Beschuldigung

auszusprechen hat, so kann dies in Form eines Antrags geschehen, nicht aber in Form einer Frage.

Worauf natürlich auch noch die Gegenseite einhakt und den Spieß umdreht:

Mr. T. P. O'Connor: Ist es nicht ein Mißbrauch der Geschäftsordnung, eine solche Frage zu stellen, die einem Manne, der den Alliierten während des Krieges bekanntlich wertvolle und uneigennützige Dienste geleistet hat, dunkle Motive unterschiebt?

Der Sprecher: Es wurde eine Frage an mich gestellt; alle versteckten Anschuldigungen darüber hinaus habe ich zurückgewiesen.

Man sieht — Zaharoff ist auch im englischen Parlament nicht ganz ohne Freunde und Förderer. Und dann ist Sir Aubrey schon mürbe. Zwar fragt er noch ein letztesmal —

— ob man Sir Basil Zaharoff zu Rate gezogen hat, als im April 1919 die griechische Landung in Smyrna stattfand, und ob er während der jetzigen Krise —

— aber nun bekommt er nur mehr einen Sittenpunkt und gibt klein bei:

Chamberlain: Es ist mir mitgeteilt worden, daß das ehrenwerte Mitglied seine Frage zurückzuziehen wünscht. Ich muß meinem Bedauern Ausdruck geben, daß ein Mitglied des Hauses eine derartige Frage auf die Liste stellt und es dann nicht für nötig hält, sie auch tatsächlich vor dem Hause zu vertreten.

Womit der Angriff Aubrey Herberts in den Drahtverhauen hängen geblieben ist.

Das Bisherige genüge zur Illustration der Version drei, die also besagt, der unschuldige Lloyd George sei von den Übeltätern Basil Zaharoff und Venizelos verführt worden zu seiner Orientpolitik. Auf Grund der hier dargestellten Zusammenhänge müssen wir dem entgegentreten. Die viel-

gelästerte Orientpolitik Lloyd Georges war weder in ihren allzu temperamentvollen Einzelzügen für England erfreulich noch in ihrem Gesamtresultat — aber sie ist nicht von Lloyd George erfunden worden. Er hat das MacMahon-Abkommen mit Hussein, den Sykes-Picot-Vertrag, die Zusagen Sir Edward Greys an die Franzosen und noch einiges als Erbschaft mit auf den Weg bekommen. Weiter handelte er nur in logischer Konsequenz dieser Erbschaft. Das darf nicht übersehen werden — auch wenn man der Ansicht ist, daß der oberste politische Dirigent eines Weltreiches zugleich genialer und gelassener hätte handeln müssen. „Es läuft schließlich darauf hinaus", soll Sir Henry Wilson gesagt haben, „daß wir uns das britische Reich u n d Herrn Lloyd George nicht leisten können. Das ist zu kostspielig. Eins von beiden muß weg." Aber ein Zuviel an Temperament und ein Nichtgenug an Genialität ist nicht schuldhaft.

Nicht mehr davon — gehen wir zu Version vier! Hat Version drei behauptet, Lloyd George sei von Basil Zaharoff dirigiert worden, so behauptet Version vier, die eigentliche national-französische, Zaharoff sei ein Geschöpf Lloyd Georges gewesen — eben jener „Agent des Intelligence Service", von dem wir schon gehört haben. Fragen wir nur Mr. Albin E. Johnson, der sich in der Zeitschrift „La Lumière" anläßlich des Shearer-Skandals auch zum Thema Zaharoff geäußert hat! Ihm hat es „jemand aus dem engeren Kreise Lloyd Georges" persönlich anvertraut: „Wir bedienen uns Sir Basil Zaharoffs als einer Art Über-Spions in der vornehmen Gesellschaft und den einflußreichen Kreisen. Gleichzeitig lassen wir ihn durch zwei oder drei unserer besten Polizeispione überwachen." Schade, daß Mr. Johnson den Namen dieser vertrauenswürdigen Persönlichkeit aus der Umgebung eines britischen Premierministers nicht preisgibt.

Wieviele Versionen haben wir jetzt? Eins: Zaharoff hat mit dem griechisch-türkischen Krieg überhaupt nichts zu tun. Zwei: Er hat Venizelos zu diesem Krieg verführt. Drei: Er und Venizelos haben Lloyd George verführt. Und vier: Er ist von Lloyd George verführt worden. Version fünf ist noch sensationeller; sie stammt aus dem Kreise der griechischen Monarchisten, sie ist via Skuludis auch zu Lewinsohn gekommen und sie behauptet, Zaharoff habe den griechischen Feldzug gegen die Türken wohl finanziert, aber weder als Treibender noch als Getriebener, weder englischen noch Zaharoff'schen Interessen zuliebe — sondern aus Vaterlandsliebe. Für ein größeres Griechenland. Für den Traum von Byzanz.

Also Version fünf: Sir Basil Zaharoff, der griechische Patriot. Wollen wir sagen, daß jede dieser Deutungen etwas Wahres und ein gut Teil Falsches an sich hat? Daß auch diese Tat des Herrn Zaharoff in ihren Beweggründen so komplex und kompliziert ist wie all seine anderen Taten und Abenteuer? Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir es wieder einmal unternehmen, seine Privatgeschäfte mit den Geschäften der hohen Politik auf eine gemeinsame Tabelle zu setzen.

5

Wie steht es dann in diesem Sommer und Herbst des Jahres 1920 mit der Chronologie?

Die Drusen sind niedergeworfen, der Emir Feisal ist von den Franzosen aus dem Lande getrieben worden, die Franzosen haben auf der San-Remo-Konferenz nicht unbeträchtliche Erfolge erzielt und konspirieren mit der erwachten Türkei — wir schreiben Frühsommer 1920 und der englische Gegenstoß ist fällig. Da wird in Paris

in aller Eile eine überaus französische Bank gegründet, „Banque Commerciale de la Méditerranée", die sofort, und zwar genau am 7. Juni 1920, in dem von den Engländern besetzten Konstantinopel zwei Filialen ins Leben ruft. Also ein Ausdruck französischer Wirtschaftsaktivität im Raume der neuen türkischen Freunde, Demonstration an der Meerenge, wo die Engländer ihre Marinetruppen ans Land gesetzt haben! So arbeitet Frankreich! — Das etwa ist die Grundmelodie der Begrüßungsartikel für diese neue Orientaktion des französischen Kapitals. Eine politische Bank! Es sind auch urfranzösische Namen, die an dieser französischen Propaganda-Gründung beteiligt sind. Zum Beispiel ist der Präsident besonders glücklich gewählt worden: ein in Konstantinopel geborener Originalfranzose namens Léon Pissard! Er ist gleichzeitig Präsident der Pariser „Banque de la Seine", aber so genau wollen wir das in diesem festlichen Augenblick gar nicht wissen. Mehr interessiert es uns schon, wenn wir bei dieser Gelegenheit erfahren, daß Monsieur Pissard vor dem Kriege Verwaltungsrat der Bagdad-Bahn gewesen ist. Er bringt auch lauter gute Franzosen oder doch wenigstens bewährte Franco-Hellenen mit in die Gründerliste und den Verwaltungsrat. Zum Beispiel einen französischen Ingenieur der „Docks et Ateliers du Haut-Bosphore"; eine Pariser Privatbank namens Thalmann; eine Paris-Athener Privatbank „Le Fils de Mavrogordato" — Namen, die uns schon irgendwo begegnet sein müssen! Und schließlich erscheint die „Banque de la Seine" selbst in der illustren Gesellschaft. Und als letzten kann man sogar höchstpersönlich einen Kommandeur der Ehrenlegion begrüßen. Einen gewissen Monsieur Zaharoff.

Nach nicht ganz zwei Wochen weiß man schon genauer, worauf diese national-französische Propagandagründung hinaus will. Die „Banque Méditerranée" ist in-

zwischen, ihrem zarten Alter zum Trotz, schon ihrerseits unter die Gründer gegangen, hat in Paris in aller Eile eine „Société Française des Docks et Ateliers de Constructions Navales“ gegründet (all das überstürzt sich, all das folgt Schlag auf Schlag und Tag um Tag, fast als sollte etwas bis zu einem bestimmten nahen Termin unter Dach gebracht sein) — und diese kaum vor ein paar Tagen geborene französische Dockgesellschaft (in der nun auch noch rasch die Vickers Limited mit ihrem Sir Vincent Caillard und „Monsieur le Comte Léon Ostrorog“ ihre Gesichter zeigen), diese Dockgesellschaft also entfaltet im Schnellzugstempo, noch vor Anfang der dritten Juniwoche 1920, in Konstantinopel und Angora eine tolle Aktivität, um von den Türken die Vorkriegsgründung der Vickers, die „Docks et Ateliers du Haut Bosphore“ samt der daran hängenden einzigen türkischen Waffen- und Kriegsschiffindustrie des Landes augenblicklich in den Besitz übertragen und ausgeliefert zu bekommen. (Daher also die Kooptierung jenes Ingenieurs der Bosporus-Docks in den Verwaltungsrat der neuen Bank! Wir hätten eigentlich schon im voraus zu erraten gehabt, was da gespielt wird.)

Um es gleich zu sagen: dieser großartig ausgedachte Coup mißlingt. Das Konzept des Herrn Zaharoff, auf dem in unseren Leitfaden nunmehr schon fix aufzunehmenden bewährten Umweg über eine national-französische Bankengründung und zwei weitere Zwischenetappen und Vernebelungsstellen das investierte Vickers-Kapital in Sicherheit zu bringen und dabei auch gleich den Türken ihre Rüstungsindustrie noch schnell-schnell aus der Tasche zu eskamotieren — dieses Konzept scheitert am Zeitmangel. Die unorientalische Eile des Forderns mochte die Türken stutzig machen. Oder vielleicht kam auch eine Warnung aus dem ewig wachsamen Frankreich. Die

Sitzung, in der die Türken dem Herrn Zaharoff ihre Arsenale ausliefern sollten, fand am 18. Juni 1920 statt. Die Türken zögerten mit der Unterschrift und wollten es sich noch einmal überlegen. Und dann war es zu spät. Denn da zeigte sich schon, warum Herr Zaharoff es so eilig hatte. Am 22. Juni stellte sich heraus, daß ein von türkischen Spähern während der letzten Wochen gemeldetes lebhaftes Treiben im Hafen von Smyrna der Auftakt zu einer griechischen Offensive gewesen war. Eine griechische Armee, mit den modernsten Schöpfungen der Firma Vickers ausstaffiert, brach am 22. Juni 1920 von Smyrna aus in das Land ein und marschierte gegen die erwachte Türkei. Herrn Zaharoffs Anspruch auf die Bosporus-Docks ward vertagt. (Dieser Anspruch spielte seine Rolle beim Scheitern der ersten Konferenz von Lausanne — erst später fand man Wege, die Affaire zu bereinigen.)

Also 22. Juni 1920. Die Geschichte dieser ersten Etappe des Zaharoffschen Krieges gegen die Türken ist bald erzählt. Die Türkei war in Gärung. Die neuen Nationalen von Angora, geführt von einem gewissen Mustapha Kemal, lagen im Bürgerkrieg mit den Leuten des Sultans. So fanden die Griechen wenig Widerstand und marschierten vorwärts, von Smyrna und vom Marmarameer. Nach wenigen Wochen hatten sie einen großen Teil des anatolischen Küstenlands in Besitz. Dann aber erwiesen sich wieder einmal die Franzosen als wachsam und die Italiener als Beute-neidig; und da es den Hochmögenden in Paris eben damals gefiel, den Frieden von Sèvres zu diktieren, wurde den Türken zwar viel genommen, aber den Griechen durchaus nicht alles gegeben, wessen sie auf ihrer allzu mühelosen Anabasis sich bemächtigt hatten. Immerhin — zwischen den Fingern bleibt ihnen ein „Mandat“ für Smyrna samt geräumigem

Hinterland. Nimmt man als englisch-Zaharoff'sches Kriegsziel die Niederwerfung der Türkei — so steht die Partie trotz Siegeszug und Eroberungen remise. Und hier noch ein wenig stärker zu drücken, in der Offensive zu bleiben, auf Korrekturen bedacht zu sein — dazu hat Herr Basil Zaharoff im Laufe der nächsten Monate nicht den Kopf frei. Denn die Wachsamkeit der Franzosen, die den Vormarsch seiner Griechen gebremst, die ihm beim Schlucken der türkischen Arsenale vier Tage vor Kriegsbeginn einen Strich durch die Rechnung gemacht hat — diese Wachsamkeit holt auf anderem Schauplatz zum Gegenschlage aus und drängt Herrn Basil Zaharoff samt Herrn Deterding und der ganzen Shell-Öl-Politik in die Defensive. Sie haben alle Hände voll zu tun, sich ihrer Haut zu wehren. Und zwar in Frankreich selbst.

Also zurück nach Frankreich! Wo haben wir Herrn Zaharoff dort mit seinen Triumphen alleingelassen? Das war im Jahre 1919. Zwar ist es mißlungen, die Franzosen zu überlisten und sie zur Einbringung ihrer Mossul-Ansprüche in die Gründung der Herren Deterding und Gulbenkian zu bewegen, zwar waren diese Franzosen wieder einmal auf der Hut — aber doch nicht sosehr, daß sie Herrn Zaharoff hätten verhindern können, die zarte Blüte der algerischen Öl-Erwartungen in seiner griff-sicheren Greisenhand verwelken zu lassen. So stand es Ende 1919. Und dann kam eine kleine Vertrauenskrise gegenüber einem gewissen Kommandeur der Ehrenlegion, man traute um die Zeit des San-Remo-Vertrages, als man bei den Drusen und beim Emir Feisal Vickers-Gewehre fand, dem Franzosentum dieses spitzbärtigen Gentleman doch nicht mehr so ganz wie im Vorjahr — und schon waren die Amerikaner, die eben noch siegreich hinausgeworfenen, wieder zur Stelle. Im Frühjahr 1920 bricht unter den Herren von der Standard Oil (Alfred Cotton Bed-

ford, Walter Clark Teagle heißen diese Heroen von Übersee) ein heftiger Reisedrang nach der Stadt an der Seine aus. Eroberung von Inlands-Frankreich und Mossul — ihre geheime Losung unterscheidet sich von der des Herrn Basil Zaharoff nicht um ein Haar. Nur geht man in diesem gegen England um die französische Beute geführten Kampfe amerikanischer vor, direkter, un-orientalischer — und darum nicht weniger wirksam. Die französischen Öl-Interessen haben damit aufgehört, Gegenstand einer sozusagen intimen französisch-englischen Auseinandersetzung zu sein. Sie sind zum Objekt, zu einem der Objekte der großen Rivalität zwischen den beiden angelsächsischen Weltmächten geworden. Will sagen: der englisch-französische Krieg wird von da ab zu einem Teilabschnitt des englisch-amerikanischen. Oder in mathematischer Gleichung ausgedrückt: Wie sich Frankreich zu der Türkei verhält, so verhalten sich die Vereinigten Staaten zu Frankreich. $F : T = A : F$.

Erstes amerikanisches Ziel in dieser neuen Kriegs-Etappe: Vertreibung des Herrn Basil Zaharoff samt seinem Freunde Deterding und der Shell vom französischen Inlandsmarkt. Hat die Shell mit den Franzosen jene (um die Mossul-Morgengabe betrogene) „Société pour l'Exploitation" gegründet — die Amerikaner stellen ihr jetzt eine „Compagnie Standard Franco-Américaine" gegenüber. Hat Herr Zaharoff sich zur Besorgung der Shell-Geschäfte der „Banque de l'Union Parisienne" bemächtigt — jetzt bemächtigt sich die Standard Oil der zweiten Großbank, der Konkurrentin, der „Banque de Paris et des Pays-Bas"! Man sieht die Geradlinigkeit dieser Strategie. Hier allerdings, bei dieser Eroberung der Banque Paris-Pays-Bas, stößt sie auf den ersten levantinischen Gegenzug. Eine französische Großbank wie die Paris-Pays-Bas hat notwendigerweise alte Beziehungen zur

Schwerindustrie — will sagen zu jenen Herren aus Le Creusot und dem Comité des Forges, die andererseits zu den Partisanen des Herrn Zaharoff in der Konkurrenzbank gehören. Also hat unser Sir Basil bei dieser Eheschließung der Standard Oil mit der Banque Paris-Pays-Bas noch wenigstens mittelbar ein Wörtlein mitzureden. Verhindern? Nein, verhindern kann er sie nicht. Aber umsonst ist der Tod. Weshalb Herr Hoffmann vom Politischen Kolleg registrieren muß: die Banque de Paris et des Pays-Bas habe ihr Einschwenken in die amerikanische Linie nur dadurch möglich machen können, daß sie ihren Einfluß auf die Russisch-Asiatische Bank „der englischen Finanz überließ". Diese Notiz des Herrn Hoffmann aber sei der Aufmerksamkeit zukünftiger historischer Kriminalisten eindringlich empfohlen. Die Russisch-Asiatische Bank ist nämlich die Konzessionsinhaberin der Ostchinesischen Eisenbahn — jener pazifischen Ausgangsstrecke der sibirisch-russischen Transkontinentallinie, um deren Besitz seit Jahren ein erbitterter Machtkampf wogt. Mit anderen Worten: Zaharoff ist vor dem Vorstoß der Standard Oil in der Pariser Bankwelt einen Schritt zurückgewichen — und hat dagegen einen in Ausmaß und Wirkungen noch nicht überblickbaren Einfluß auf die ostasiatischen Wirren eingetauscht.

Einen Schritt zurückgewichen — und es bleibt nicht bei diesem einen Schritt. Jetzt, da Frankreich den Teufel durch Beelzebub auszutreiben entschlossen ist und die Standard Oil ins Land ruft, befindet sich unser Freund mit dem Spitzbart auf all seinen französischen Aufmarschlinien in cachierten Rückzugsgefechten. Die Standard Oil scheint bei jenem Kuhhandel um die Ostchinabahn doch noch einen Happen für sich herausgerissen zu haben. Im Verwaltungsrat der „Banque de la Seine", also mitten im Hauptquartier Herrn Zaharoffs, erscheint jetzt plötzlich

ein Herr Edward Tuck als Repräsentant einer qualifizierten Aktienminorität. Die Adresse dieses Herrn Tuck ist identisch mit der Adresse der Standard Française! Herr Tuck ist ein Standard-Mann. Die Standard Oil ist im Vormarsch! Eindringen in das feindliche Hauptquartier — die tüchtigen Amerikaner mögen sich ihres Erfolges gefreut haben. (Daß der siegreiche Herr Tuck bei diesem Aktienkauf von dem alten Levantiner doch noch hineingelegt worden ist — das stellte sich erst ein wenig später heraus. Wir werden davon sprechen. Es war ein Pyrrhussieg, ein Danaergeschenk oder welche historisch-mythologischen Vergleiche man sonst etwa heranziehen will. Die Aktien waren nämlich damals schon wertlos.)

Aber das sind privat-levantinische Spezialvergnügungen, Erfolge der Nachhut — und Rückzugsgefecht bleibt Rückzugsgefecht. Es ist ein Kampf bis aufs Messer, der sich selbst nach der Darstellung des nüchternen Herrn Hoffmann „in intimster Weise zu einem Intrigenspiele der politischen Salons und Banken vertiefte". Einzelheiten gehörten ebenfalls in einen Leitfaden, aber in einen, den wir hier nicht zu schreiben gedenken — nämlich in ein Lehrbuch der Kriminalistik. Nehmen wir als Beispiel diese eine symptomatische Schiebung:

Es gibt da seit dem Jahre 1906 eine unbedeutende Schiffahrtsgesellschaft, „Société Navale de l'Ouest". Ihrer hat Herr Zaharoff sich eines Tages bemächtigt und sie ins Dekorative emporgehoben durch eine Kapitalserhöhung von drei auf vierzig Millionen Franken. Was macht eine Schiffahrtsgesellschaft mit so viel neuem Geld? Sie kauft Schiffe! Wo? Bei der Firma Vickers, selbstredend. Über die näheren Umstände dieses Schiffekaufes wird man erst viel später etwas erfahren, erst anläßlich des Zusammenbruchs der Gesellschaft im Jahre 1923 — da finden wir diese Notiz in der „Tribune de Paris":

„Die Schiffsbaupreise, die Herr Basil Zaharoff der ‚Société Navale de l'Ouest' angerechnet hat, waren danach angetan, den Betrieb schwer zu belasten, jeden Geschäftserfolg zu verhindern und das Unternehmen früher oder später in den Abgrund zu stürzen, der die Millionen der unglückseligen Aktionäre verschlungen hat. Als Zaharoff mit der Firma Vickers über den Bau einer Anzahl Schiffe für die ‚Société Navale de l'Ouest' verhandelte, forderte er für sich privat eine Provision von 7 £ per Tonne. So hat er bei dieser einen Lieferung von 200.000 Tonnen 16 Millionen Francs eingesteckt!"

Also ein kleiner aber netter Fischzug, ein kommerzieller Scherz des großen Mannes, eine Illustration zu dem ihm von den Franzosen immer wieder nachgesagten „amour de la commission". Aber wir halten ja noch nicht im Jahre 1923 sondern erst zu Ende des Jahres 1920, und da steht die französische Partie zwischen Shell und Standard wenigstens nach außenhin noch remise und das englische Öl-Kapital gibt den Kampf um den Pariser Binnenmarkt noch lange nicht verloren. Schließlich existiert ja doch noch jener andere große und ungeschlagene englische Öl-Konzern, den man zu einem Flankenangriff auf die siegreich vordringenden Amerikaner einsetzen kann: die Anglo-Persian! Also startet Zaharoff zu Anfang des Jahres 1921, indes er sich auf allen französischen Aufmarschwegen schon auf dem Rückzug befindet, eine neue Gesellschaft: „Société Générale des Huiles de Pétrole". Gründer sind die Anglo-Persian — und jene Schiffahrtsgesellschaft „Navale de l'Ouest", von der wir eben gehört haben, daß sie damals schon dank den preiswerten Schiffskäufen bei der Firma Vickers im geheimen gewackelt hat. Die gefälligen Zeitungen annoncieren das neue Unternehmen als Glied eines musterhaft aufgebauten Vertikaltrusts: Die Werften der Firma Vickers — bauen

Schiffe für die „Navale de l'Ouest“ — die bringen Erdöl der Anglo-Persian — nach Frankreich zu dieser neuen „Huiles de Pétrole“ — die sie auf den Binnenmarkt zu verteilen hat. Das ist eine konstruktive Idee, die auch den französischen Aktionären einleuchtet. Herr Zaharoff kann schon nach sechs Monaten das Kapital der neuen Gesellschaft von hundert auf volle zweihundertsiebenundzwanzig Millionen erhöhen lassen. Dabei benützt die im geheimen wackelnde „Navale de l'Ouest“ sozusagen ihre letzten Kassenbestände, um nach Kräften diese neuen „Huiles de Pétrole“-Aktien zu zeichnen. Nach dieser Transaktion gleicht die „Navale de l'Ouest“ einer leergegessenen Wursthaut: das Fleisch hat Herr Zaharoff in die neue und gute „Huiles de Pétrole“ hinübergerettet — die Haut überläßt er den früheren Aktionären. Und desinteressiert sich. Bis schließlich, wie wir gesehen haben, die Wursthaut von den alten und den durch die dekorative Gründertätigkeit angelockten neuen kleinen französischen Aktienbesitzern im Jahre 1923 bestattet wird. Also ein Rückzugsmanöver, bei dem Herr Zaharoff, wie wir für ihn hoffen wollen, seinen letzten investierten Franken gerettet hat — hinter dem Paravent einer Firmengründungs- und Kapitalserhöhungstätigkeit, die für den Außenstehenden den Anschein erwecken mußte, als zöge sich der Herr mit dem Spitzbart nicht etwa von den französischen Straßen zurück, sondern als wäre er auf ungebrochenem Vormarsch.

In Wirklichkeit ist die Bataille verloren. Man erinnert sich jener Bryce-Bank, gegründet, um zu Stimmungszwecken Shell-Aktien unter die französischen Rentner und Börsenspieler zu bringen. Jetzt, da die Shell aus dem Lande gedrängt wird, fliegt die Affaire auf, enthüllt vom „Matin“, und das französische Kapital erfährt, daß es eine Milliarde und dreihundert Millionen an dieser Ani-

mieraktion der Partei Deterding-Zaharoff verloren hat. A propos „Matin" — von den Aktionen dieser Zeitung gegen unseren Helden haben wir schon einmal gesprochen. Herr Zaharoff hat seinen publizistischen Hauptbedränger, die anglophobe Zeitung „Petit Parisien", mundtot gemacht, indem er ihr seinen alten „Excelsior" überließ. Am 1. Januar 1921 wird der „Petit Parisien" anglophil. Worauf die Standard Oil sich auf dem Wege über die Bank Paris-Pays-Bas des bis dahin anglophilen Matin bemächtigt — der nun also wirklich an diesem 1. Januar 1921 gegen Herrn Zaharoff und die Engländer loszuziehen beginnt! So muß General Zaharoff noch in zwölfter Stunde seine Nachhut verstärken, um wenigstens seine am Straßenrande zurückbleibenden Marschmaroden gegen das Abgeschlachtetwerden durch Franctireurs zu decken. Wie geht das vor sich? Das lesen wir bei unserem Gewährsmann Mennevée nach! Er schreibt:

„Zu diesem Zweck bediente Zaharoff sich jener französischen Persönlichkeiten, deren Politik eigentümlicherweise schon immer mit den englischen Bestrebungen übereingestimmt hatte: des Herrn Georges Clémenceau und seiner verschiedenen Trabanten von Herrn André Tardieu bis zu Herrn Nicolas Piétri. So entstand eine neue Tageszeitung, das ‚Echo National', dessen Gründer Herr Georges Clemenceau und dessen politischer Direktor Herr André Tardieu war."

Die feindlichen Parteien schießen also jetzt aufeinander mit Zeitungen. Nun sieht man schon, wie das ineinander greift. Kontrollieren wir gewissenhafterweise noch, wie diese neue Zeitung schreibt! Beliebiger Satz aus einem beliebigen Leitartikel:

„Es bedurfte wohl eines Herrn Briand und eines Herrn Franklin-Bouillon, um wegen dieser Angora-Türken einen Konflikt mit England vom Zaune zu brechen, wie man

ihn nicht einmal riskiert hatte, als es sich darum handelte, die französische Schuldforderung an Deutschland sicherzustellen!"

Das genügt. Wir sind detektivisch zweifellos in der richtigen Gasse. Dieses „Echo National" existierte etwa ein Jahr lang — dann verschwand es. Es hatte seine Funktion erfüllt und den Rückzug gedeckt. Die abmarschierenden Invasionstruppen waren jenseits der Grenze.

6

So blieb erst recht der andere Schauplatz, der östliche, auf den es für das große Kriegsziel der Eroberung Mossuls ja doch in erster Linie ankam. Solange Zaharoff im Osten nicht geschlagen war, war er noch nicht geschlagen. Gelang es ihm, die französische Orientpolitik in die Luft zu sprengen, indem er das neue Pariser Protektionskind Angora endgültig in die Knie zwang, so blieb die Austreibung der Zaharoff-Deterdingschen Öl-Armee aus dem europäischen Frankreich eine Episode, ein Intermezzo. Rechnen wir richtig, so werden die nach dem Frieden von Sèvres in und um Smyrna sitzenden Griechen jetzt alsbald aus unwiderstehlichem patriotischem Drang gezwungen sein, ihre Fahnen noch einmal nach Osten zu tragen. Ein Amerikaner, Scott Nearing, sagt in seiner Schrift „Oil and the Germs of War": „Der anatolische Krieg zwischen Angoratürken und Griechen, der zugleich ein Krieg zwischen der französischen und englischen Öl-Politik war, ist im besonderen Hinblick auf die mesopotamisch-kleinasiatische Ölfrage und daher eigentlich auf Betreiben der großen Ölkonzerne geführt worden. Hiebei hat Griechenland im Auftrage der Shell, die sich hinter der englischen Regierung versteckte, und die Türkei im Auftrag der Stan-

dard-Gruppe gefochten, deren machtpolitische Vertretung indessen nicht von den USA. sondern von Frankreich besorgt worden ist.“ Das ist nicht mehr, als wir auf anderem Wege und von der anderen Seite her herausgebracht haben; aber die Tatbestände und Motive dieses Privatkrieges sind so abenteuerlich, daß es gut ist, wenn man Eideshelfer zur Seite hat.

Die Privatgeschichte des Herrn Zaharoff wird hier nun also wirklich zur Weltgeschichte. Griechenland — das heißt: Venizelos? Nein, diesmal hat Herr Venizelos mit der Sache nichts zu tun, er ist an ihr unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Des Politikers Wege sind wunderbar. Venizelos ist nach dem siegreichen Vormarsch vom Juni und Juli 1920, nach dem Friedensschluß von Sèvres, nach der Erwerbung Smyrnas samt umfänglichem Hinterland als Triumphator nach Griechenland heimgekehrt, er hat noch dazu, Wunschtraum jedes Volksmannes, die Popularitäts-Chance gehabt, zu Lyon beinahe einem Attentat zum Opfer zu fallen — da spielt das Schicksal seinen Gegnern, der griechischen Dynastie, eine noch größere Popularitäts-Chance in die Hände und der Volksmann kommt darüber zu Fall. Alexander, König von Griechenland, Sohn des vertriebenen Konstantin, wird im Parke seines Schlosses Tatoi von einem wütenden Affen gebissen. Blutvergiftung, Gerüchte in Athen, daß man den Affen mit Bazillen geimpft und auf den König gehetzt hat. Dann ist der bedauernswerte junge Herrscher gestorben — und die monarchistische Partei obenauf. Folge eins: Venizelos, der selbstsicher und unvorsichtig genug gewesen ist, Neuwahlen auszuschreiben, wird vernichtend geschlagen und geht aus dem Land. Folge zwei: der verbannte König Konstantin wird durch eine Volksabstimmung zurückgerufen und zieht in Athen ein. Folge drei: Herr Basil Zaharoff, da er im Frühsommer 1921 aus

dargelegten Gründen wieder einmal etwas griechischen Patriotismus braucht, sieht sich nicht mehr dem bewährten Freund und Volksmanne gegenüber sondern dem mit seiner Hilfe während des Weltkriegs gestürzten Monarchen.

Nicht daß ihm das weiter Schwierigkeiten bereitete. Auch der Schwager Kaiser Wilhelms II. hat militärisch-annexionistischen Ehrgeiz. Auch er schätzt Vickers-Kanonen und hat eine gewisse Schwäche für Bargeld. „Sir Basil Zaharoff hat vier Millionen Pfund Sterling aus seiner eigenen Tasche zur Ausrüstung der griechischen Truppen für diesen kleinasiatischen Feldzug hergegeben", erklärt der uns durch seine Beharrlichkeit schon bekannte Aubrey Herbert anläßlich eines späteren nochmaligen Vorstoßes im Unterhaus. Andere Schätzungen von Zaharoffs Privatkriegskosten gehen über die Ziffer Aubrey Herberts weit hinaus — bis hinauf zu dreißig Millionen Pfund; doch ist diese letzte, von den Kommunisten genannte Zahl wohl übertrieben. — Aber zurück zum neuen und alten König Konstantin! Er nimmt die Waffen und das Geld seines Stürzers — es gibt Venizelisten, die behaupten, Herr Basil Zaharoff habe schon die Rückkehr des Königs samt dazugehöriger öffentlicher Meinung finanziert gehabt. Feststeht, daß der König sich alsbald das Schwert umgürtet und sich ins Große Hauptquartier nach Smyrna begibt. Die griechische Armee hatte eine Stärke von dreihunderttausend Mann, sie war ausgerüstet mit Zaharoffs bester motorisierter Artillerie, mit modernsten Flammenwerfern, Maxim-Maschinengewehren, Bombenflugzeugen und Vickers-Tanks. Die große Offensive des Herrn mit dem Spitzbart begann, unter erregtem Protest der Franzosen, unter wohlwollendstem Danebenstehen des Herrn Lloyd George, am 10. Juli 1921.

Eine Offensive — gegen wen? Hier war es, daß sich in die Rechnung unseres Levantiners und seines königlichen

Strohmanns und somit wohl auch in die Rechnung des Herrn Lloyd George ein gefährlicher Fehler geschlichen hatte. Die Türken vom Sommer 1921 waren nämlich nicht mehr die Türken vom Sommer 1920. Der Friede von Sèvres hatte, wie das auch anderswo im Verfolg von „Diktatfrieden" vorkommen soll, die Völkischen im Lande überaus gestärkt. Der Bürgerkrieg zwischen Sultansleuten und Nationalen war dadurch beendigt, daß die Sultansleute, bis auf ein paar machtlose alte Herren, sich den Nationalen anschlossen; auch der für jede nationale Revolution unentbehrliche „innere Feind" (für die Türken sind das die Armenier) war wieder einmal massakriert; die Franzosen, die Bolschewiki halfen mit Geld und Waffen — kurz: Mustapha Kemal konnte der Offensive des Herrn Zaharoff mit ganz wesentlich mehr Zuversicht entgegenschauen als zwölf Monate vorher. Dennoch — mit diesen Griechen, die ebensowenig wie die Engländer jenes anonymen pazifistischen Flugblattes wußten, daß „der Ruf nicht von König oder Vaterland kam sondern vom Rüstungsindustriellen Basil Zaharoff", mit diesen Griechen, die für den Traum vom neuen byzantinischen Reich in die Schlacht zogen, mit dieser zweiten Anabasis der Dreihunderttausend war auch für eine erwachte und geeinigte Türkei nicht gut anzubinden. Am 10. Juli brachen die Griechen los, am 19. nahmen sie schon Eski Schehir, am 25. warfen sie die Türken über den Sakkaria-Fluß. Am 5. Agust übernahm Mustapha Kemal das Armeeoberkommando. Und am 14. August begann die Schlacht. Die Schlacht von Sakkaria, Schlacht zwischen Öl-Konzernen, Denkspiel eines Herrn Zaharoff, war die wildeste und blutigste in der Geschichte des griechisch-türkischen Erbhasses. Sie dauerte zweiundzwanzig Tage. Dann gingen die Griechen Schritt um Schritt zurück und verbrannten das Land. Die zu Tode erschöpften Türken folgten ihnen in

mehrtägigem Abstand. Bei Eski Schehir, in der Ausgangsstellung des letzten Vormarschs, gruben beide Parteien sich ein. (Die Türken feiern Sakkaria als einen großen Sieg. Aber ein mohammedanischer Gewährsmann, Zeuge E., Träger eines berühmten türkischen Namens und mit den damaligen Ereignissen aus der Nähe vertraut, erzählt mir, die Schlacht von Sakkaria sei eigentlich durch ein Mißverständnis oder doch durch einen Zufall gewonnen worden. Mustapha Kemal habe für sieben Uhr jenes zweiundzwanzigsten Tages den Rückzug angeordnet — König Konstantin aber schon für vier Uhr.) Jedenfalls — der Vormarsch der griechischen Armee war gebrochen. Was da in den Schützengraben bei Eski Schehir lag, war keine kampffähige Truppe mehr. Kam kein Wunder, so hatte Zaharoff samt seinem Freunde Lloyd George und samt seinem königlichen Strohmanne Konstantin die Partie verloren — eine mit überaus hohen Einsätzen gespielte Partie.

Ein Wunder kam nicht, aber was jetzt kam und aufschwoll, war der Widerhall der Ereignisse. Am 16. August, noch während der Schlacht von Sakkaria, geht es los. In England selbst. Aus einer Rede des Herrn Guiness im Unterhaus:

„Ist die schlesische Gefahr abgewendet, so ist das nächste wichtige Problem das des Nahen Ostens. Hier erinnert mich die Einstellung unseres Premierministers an das Vorgehen der Jungtürken gegen die Hunde von Konstantinopel nach der Revolution. Die unglücklichen Tiere wurden auf einer Insel ausgesetzt, und dort wurden sie zu gegenseitiger Zerfleischung sich selbst überlassen. Dies ist faktisch die Politik, die dem Herrn Premierminister für Anatolien die passendste zu sein scheint. Es ist das eine zynische Politik und vom Standpunkt des Welt-Wiederaufbaues katastrophal. Wenn wir uns dazu hergeben, den

griechischen Imperialismus zu unterstützen, so wird Anatolien zu einer solchen Plage werden, wie es Mazedonien vor dem Balkan-Krieg war. Dies ist ein großer Mißgriff und er geht zurück auf die Zeit nach dem Ende des großen Krieges, als man zuließ, daß die Griechen plötzlich in Smyrna einfielen und einen neuen Krieg begannen. Leider ist die einzige Erklärung dafür die, daß unsere auswärtigen Angelegenheiten nicht vom Ministerium des Äußeren sondern vom Premierminister persönlich geführt werden. Ich hege den Verdacht, daß sehr selten Fachleute zu Rate gezogen werden, die durch Erfahrung und Wissen befähigt wären, ihn zu unterstützen.

Das will nun nicht besagen, daß der Premierminister keine Berater hätte. Ich vermute, daß in dieser Sache die Stimme hinter dem Thron, oder besser gesagt die Stimme hinter dem Präsidentenstuhl die des Sir Basil Zaharoff ist. Der ist zweifellos ein sehr tüchtiger Finanzmann. Außerhalb der politischen Kreise ist er hauptsächlich dafür bekannt, daß er in vier oder fünf Ländern die Rüstungsindustrie kontrolliert oder kontrolliert hat. Aber noch wichtiger als seine finanzielle Macht ist die Tatsache, daß er, obwohl Engländer genug, um das Großkreuz des Bath-Ordens und das Großkreuz des Britischen Reiches zu besitzen, doch in erster Linie Grieche geblieben ist. Sollen wir schon in auswärtigen Angelegenheiten nach dem System des Premiers geleitet werden statt durch Fachmänner, so können wir doch zumindest verlangen, daß die Stimmen, auf die der Premier hört, die seines Landes seien, und die vertretenen Interessen die britischen oder wenigstens die der Entente."

Und dann kommt es von der anderen Seite des Kanals. Dort geht es jetzt los. Diese Gelegenheit, den Engländern eins am Zeuge zu flicken, und dazu dem verdächtigen Herrn Zaharoff, und überdies dem vielgehaßten Herrn

Clémenceau — diese Gelegenheit läßt man sich nicht entgehen. Da ist es der Briand-Freund und Clemenceau-Feind Henry de Jouvenel, der in dem, wie wir wissen, seit einem gewissen 1. Januar England-feindlichen „Matin", dem neuen Hausblatt der Standard Oil, seinen Taktstock schwingt. Das wollen wir lesen:

Englands griechische Irrung oder die Politik Sir Basil Zaharoffs

Mitten in der letzten Beratung, zu Zeiten, da die Griechen in all ihren Berichten Siege meldeten, waren Lloyd George und Lord Curzon sosehr von Konstantins endgültigem Triumph überzeugt, daß der Chef des Foreign Office zum französischen Präsidenten des Rates sagte:

„Wenn morgen die Griechen Konstantinopel besetzen wollten — ich sehe nicht recht, wer sie daran hindern könnte!"

Briand führte ihn zu einer Landkarte des Nahen Ostens.

„Sie sehen es nicht?" sagte er. „Dann blicken Sie hierher, nach Cilizien! Hier stehen über 80.000 französische Soldaten. Glauben Sie nicht, daß am Tage, da die Griechen gegen Konstantinopel marschierten, diese Soldaten, nötigenfalls verbunden mit den Truppen Mustapha Kemals, im Stande wären, sie aufzuhalten?"

Lord Curzon fuhr auf: „Das würden Sie nicht tun!"

„Ich würde es sehr wohl tun", antwortete Briand mit sanfter Stimme.

Das Gespräch brach ab und wurde nie mehr aufgenommen.

Walter Guiness bezeichnet Sir Basil Zaharoff als „l'homme mystérieux de l'Europe". Mysteriös vielleicht — aber unbekannt ist Herr Basil Zaharoff in Frankreich nicht. „Vor dem Kriege überschüttete er unsere dankbaren öffentlichen Institutionen mit seinen Gaben. Einmal kaufte er

eine Zeitung, die nur zur Hälfte politisch war; man nahm das als eine Laune eines Mäzens. Während des Krieges gründete er eine Nachrichtenagentur, die die französische Presse bedienen sollte; das war die geschickteste Art, sie zu beeinflussen und zu lenken. Der erste, der sich beunruhigt zeigte, war, glaube ich, Clémenceau. Als er zur Macht gelangte, war unter anderen auch Herr Zaharoff bedroht. Doch wurde die Sache offenbar geordnet, denn wenige Tage später bekam er das Großkreuz der Ehrenlegion! Seither ist ein Teil der Familie Clémenceau in die Geschäfte des Herrn Zaharoff eingetreten. Und Herr Zaharoff wird mittelbar oder unmittelbar der Haupt-Kommanditär der Zeitung sein, in der die Mannen des Herrn Clémenceau demnächst wieder auftauchen werden!

Wir wollen es diesem kosmopolitischen Bankier, der über eine Milliarde besitzt, der in Griechenland geboren, in England zum Sir erhoben worden ist und in Frankreich das Großkreuz der Ehrenlegion bekommen hat, nicht weiter zum Vorwurf machen, daß er seinen politischen Einfluß hier und anderswo zum Nutzen seines Vaterlandes verwertet. Nein, der Skandal liegt bei seinen Helfershelfern. Sein Vaterland ist weder Frankreich noch England. Aber wehe den Völkern, die sich in den Dienst der internationalen Finanz pressen lassen! Zum Glück hat sich die französische Politik ihre Unabhängigkeit zurückerobert, sogar hinsichtlich des Herrn Zaharoff. Frankreich wird nunmehr wieder die Schutzmacht des Islam werden. Und wenn das englische Volk den Preis errechnet haben wird, den es für eine Politik des Herrn Zaharoff von Ägypten bis Indien zahlen muß, wird es zweifellos das Bedürfnis haben, mit dem Islam wieder Frieden zu schließen. Dann wird es auf unsere guten Dienste rechnen dürfen. Denn wie immer auch Lloyd George und besonders Lord Curzon darüber denken mögen — es besteht zwischen Großbritan-

nien und uns kein Unterschied im Ziele sondern nur in der Meinung über den Weg."

Damit ist das Signal gegeben. Damit beginnt das Gesellschaftsspiel der Enthüllungen. Jetzt weiß man es zu Paris, wer dieser Herr Zaharoff ist. Nein, jetzt mit einem Male will man es schon immer gewußt haben. Der Levantiner wird nicht nur bis auf die Haut ausgezogen — man zieht ihm mehr Kleider aus, als er jemals am Leibe gehabt hat. Shell, Anatolien, Mossul, Algerien, Monaco und Banque de France — jetzt plötzlich fällt es allen wie Schuppen von den Augen. Dieser Herr Basil Zaharoff ist der Antichrist — und hinter diesem Antichrist steht der Erbfeind England! Das aber ist der Augenblick, wo in Frankreich anläßlich jeder auch nur halbwegs größeren Affaire die Entdeckung gemacht zu werden pflegt, daß irgendwo, irgendwie, auf eine geheimnisvolle Weise das noch geheimnisvollere englische „Intelligence Service" dahintersteckt. Jene mysteriöse Mitteilung „einer Persönlichkeit aus dem Kreise Lloyd Georges" vom „Über-Spion" Zaharoff haben wir schon kennengelernt. Auch die Entdeckung, daß er auf eine zwar unklare, aber jedenfalls verrucht raffinierte Weise seine Finger dabei im Spiele gehabt hat, als die Herren Clémenceau, Poincaré und selbstverständlich Lloyd George die deutschen Truppen während des Weltkrieges mit Kondensmilch belieferten. Jetzt geht man noch viel weiter zurück. Drei Jahrzehnte, vier Jahrzehnte — was macht das? Da verliert sogar unser besonnener Zaharoff-Spezialist Mennevée ausnahmsweise den Kopf und schreibt:

„Zaharoff ist vermutlich im Jahre 1889, anläßlich der großen Ausstellung, nach Frankreich gekommen. Dieses Datum ist überaus bedeutsam, wenn man die Rolle bedenkt, die er später gespielt hat. Denn 1889/1890 — das

waren die Jahre, in denen der Abstieg des Cornelius Hertz begann! Es wäre wichtig, genau und vollständig die Funktion zu kennen, die Zaharoff damals in Frankreich ausgeübt hat. Hat er sich schon damals darauf vorbereitet, in der mächtigen Organisation, die Englands Politik schon seit Jahrhunderten beherrscht und die man ‚Intelligence Service' nennt, die Nachfolge des damaligen Agenten Cornelius Hertz anzutreten? Bestehen nicht zahlreiche Berührungspunkte zwischen der Tätigkeit der Herren Hertz und Zaharoff? Gewiß — es gibt auch Unterschiede. Das Niveau Cornelius Hertz' war nicht viel besser als das Basil Zaharoffs — und doch erscheint es uns höher; denn während Hertz auf eine Herrschaft ausging, die sogar in ihren geschäftlichen Auswirkungen in erster Linie psychologischer Natur war, soll Basil Zaharoff lange Zeit lediglich durch die zu verdienende Provision fasziniert gewesen sein.

Die Gegenüberstellung der Taten Cornelius Hertz' und Basil Zaharoffs wirkt nicht mehr abenteuerlich, wenn man über die Fakten ein wenig nachdenkt. Die Rolle Hertz' im journalistischen und politischen Leben Clémenceaus, von dem der frühere Außenminister Flourens schon im Jahre 1906 sagte, daß es vom ersten bis zum letzten Tag in Wort und Schrift der Zerstörung Frankreichs zugunsten Englands geweiht war — diese Rolle ist vielen vielleicht nicht mehr gegenwärtig; und doch ist sie nicht wegzuleugnen. Und nun tut Zaharoff genau dasselbe, was Cornelius Hertz getan hat! Auch er hat mit Clémenceau seine Geheimnisse! Zum Beispiel kommanditierte Cornelius Hertz die ‚Justice', die Zeitung Clémenceaus — und Zaharoff kommanditiert das ‚Echo National', die Zeitung Clémenceaus! Dafür hat Clémenceau die Auszeichnungen des Cornelius Hertz veranlaßt — und in drei von fünf Fällen, da Zaharoff Auszeichnungen bekommt, steht Clémenceau eben wieder einmal an der Spitze der Pariser Regierung!"

Nun, und so weiter. Wir haben leicht lachen. Wir haben leicht sagen, daß die Beschuldigung gegen den alten Tiger, der seinen flammenden französischen Patriotismus so zahllose Male (und nicht zuletzt im Kampfe gegen Lloyd George) bewiesen hat, nichts anderes ist als ein absurder Unsinn. Wir haben leicht feststellen, daß dieser Herr Lloyd George kaum anderes getan hat, als aus gegebenen politischen Prämissen logische Schlüsse zu ziehen. Wir haben es leicht, sogar Herrn Basil Zaharoff in diesem Sonderfalle für sein Brandstifterhandwerk Affekt und Patriotismus, Menschliches und Allzumenschliches als Milderungsgründe zuzubilligen. Aber für die Betroffenen, für die Gejagten in diesem Kesseltreiben war es eine bittere Sache.

Wie reagieren sie? Der Mann mit dem Spitzbart schweigt. Keine Miene verzieht sich in seinem Gesicht, da er von neuigkeitslüsternen Zeitungsleuten, von echauffierten Politikern überlaufen wird. Um die Trümmer seiner französischen Stellungen sich zu kümmern — das überläßt er am besten den Kompagnons, die er so vorsorglich in die Geschäfte gezogen hat. Herr Tuck von der Standard Oil, der kürzlich noch mit fliegenden Fahnen in die Banque de la Seine eingedrungen ist, wird, so fürchten wir, seines Triumphes und neuen Aktienbesitzes damals schon nicht mehr allzufroh gewesen sein. Da schreibt die „Action Française et Etrangère“: „Der Zusammenbruch Griechenlands scheint Zaharoffs Macht zu erschüttern; man spricht von einer aufsehenerregenden Ausweisung. Wird er endlich seine Koffer packen? Mit der ‚Banque de la Seine‘ steht es schlecht. Ihre Aktien sind von 500 auf 225 gefallen. Warum stopft Herr Zaharoff nicht dieses Loch? Für die griechische Armee hat er vierhundert Millionen zahlen können — und nun hat er keine zehn Millionen mehr für seine Bank?“

Wird er endlich seine Koffer packen? — derlei hat der mächtige Mann seit einem halben Jahrhundert nicht mehr gehört. Eine Jugenderinnerung. Das aber ist gegenüber einem self made man ein psychologischer Fehler und keinesfalls die Melodie, mit der man ihm das Portefeuille aus der Tasche lockt. Ein Beleidigter zahlt nicht. Im November 1922 wird die Bank, in die zu gutem Ende der siegreiche Herr Tuck sich eingekauft hat, bedrängt sein, im Juni 1923 wegen kleiner Summen in Schwierigkeiten — und wenn es das nächstemal zur Wahl eines Verwaltungsrates kommen wird, hat der letzte Strohmann des Sir Basil schon das Lokal verlassen.

Nein, ganz so sang- und klanglos wie um das Jahr 1873 packt dieser englische Sir seine Koffer denn doch nicht. Er verabschiedet sich von Frankreich mit einer Geste, die seiner Sirschaft wie seinem Südländertum alle Ehre macht. Er stiftet. Seemannsheim, Lehrkanzel — das war einmal. Jetzt, da er von der Welle einer nationalen Empörung umbrandet, von der Meute einer kürzlich noch so nehmefreudigen Journaille umkläfft wird — jetzt stiftet er einen Literaturpreis. Und nennt ihn „Prix Balzac". Der auf der Höhe des Lebens zu Fleisch und Blut gewordene Baron Nucingen bekennt sich zum Autor der Comédie Humaine! Ist das nicht einfach ein Schicksals-Witz, so ist es ein Sinnbild. Und, in diesem Augenblicke der Niederlage, die großartigste Gebärde souveräner Ironie, die sich denken läßt.

Da ist Herr Lloyd George ein anderes Temperament. In ihm liegt es, nicht nur zu handeln sondern auch zu reden. In Manchester tritt er vor seine Landsleute hin und legt ihnen dar, welch große friedliche Ziele er mit seiner (er sagt tatsächlich „seiner") Orientpolitik verfolgt hat. Handelsfreiheit am Bosporus! Fernhaltung eines neuen Kriegs von Europa! Verhinderung türkischer Greuel in

Konstantinopel und Thrazien! Ach, der graulockige Mann, der da vor seinen Wählern steht, ist seit siebzehn Jahren in der Regierung, hat sechs Jahre lang ein Weltreich beherrscht — da gibt man die Partie nicht so rasch verloren. Guter Schauspieler, der er sein Leben lang gewesen ist, glaubt er in diesem Augenblick vielleicht schon selbst, daß er so etwas wie einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen unternommen hat. Was wissen sie denn alle, die ihm jetzt eins am Zeuge flicken? Dieser Sir Henry Wilson, Freund und Mitarbeiter noch gestern, schreibt jetzt:

„Lloyd George hat sein Geld auf das falsche Pferd gesetzt. Wir werden in Palästina, Mesopotamien, Ägypten, Indien niemals Frieden haben, wenn wir uns nicht mit den Türken verhalten. Unmoralisch oder nicht — das ist nun einmal so. Kann mir jemand verraten, weshalb Lloyd George die Griechen unterstützt hat? Ich weiß, daß es nicht über Anraten des Kriegsministeriums geschah — wir waren immer durchaus dagegen. Ich weiß, daß es nicht auf Anraten Curzons oder des britischen Gesandten oder Lord Readings war. Das wenigstens hat sich herausgestellt. Ich war am Quai d'Orsay, als die bekannten drei Herren, unter ihnen Lloyd George, Smyrna den Griechen übergaben; mir wurde aufgetragen, Truppen hinzuschaffen. Ich hatte in dieser Sache nichts dreinzureden. Es war eine Angelegenheit der hohen Politik. Venizelos kam gleich mit mir in mein Hotel, ins Astoria. Da wir immer gute Freunde gewesen waren, sagte ich ihm geradeheraus, er habe sein Land ins Verderben gestürzt. Davon wollte er nichts hören. Ich sagte: ‚Wenn ihr nach Smyrna geht, so müßt ihr auch weiter nach Armenien gehen — oder ihr müßt zurück!‘ Dazu war keine besondere Klugheit nötig — es war bloß der gesunde Menschenverstand. ‚Ihr könnt nicht einen Hafen halten, wenn die Türken um euch herum auf den Hügeln sitzen wie hungrige Wölfe!‘ Sie bekamen

also Smyrna und mußten die Bahn besetzen; und nun haben sie die Bahn verloren — werden also sehr bald zurückgehen müssen! Aber warum hat Lloyd George sie unterstützt? Herrn Zaharoff zuliebe? Oder weil Venizelos ihm sagte, die Griechen seien so fruchtbar, daß sie in zwei bis drei Jahren den ganzen Nahen Osten bevölkern würden?"

Lord Beaverbrook, Zeitungskönig, verlangt, daß man endlich Sir Basil Zaharoff und seinen Agenten die Tür zu den Regierungsbureaux verschließe. Und Daily Mail: man müsse diesem Levantiner bedeuten, daß das englische Volk Herr im eigenen Hause zu bleiben entschlossen sei. Und wieder dieser beharrliche Aubrey Herbert: „Ist Sir Basil Zaharoff vom Außenministerium oder vom Premierminister vor der Landung der Griechen in Smyrna —"

Nein, zum Teufel, und abermals nein — er ist nicht zu Rate gezogen worden! Pflicht zu lügen hat ein Gentleman in der Politik mitunter sosehr, als handelte es sich um eine Frauengeschichte. Zaharoff, Zaharoff und immer wieder Zaharoff! Alle sind sie jetzt gescheiter als er. Über die wahren Hintergründe, über das große strategische Konzept, in dem diese anatolische Privatangelegenheit seines Freundes Zaharoff nur eine Etappe ist, über den unterirdischen französisch-englisch-amerikanischen Öl-Krieg um die Weltherrschaft darf er nicht sprechen. So schweigt er. „Ich werde nichts sagen, was meinem britischen Vaterlande von Nachteil sein könnte," hat er kürzlich an die Spitze seiner Memoiren gesetzt. Vielleicht liegt mehr Charaktergröße hinter diesen zwei Zeilen, als sich heute noch überschauen läßt.

Bleibt zu registrieren, daß das Schicksal seinen Lauf nahm. Um die englische Sache noch empfindlicher zu treffen, schließt der Quai d'Orsay, der etwas von seinen Gegnern gelernt hat, den Vertrag von Angora, mit dem er

das nun einmal offenbar für die grande nation nicht erreichbare Mossul sozusagen den Türken schenkt. Rache des Herrn Lloyd George: er erkennt den von den Franzosen aus Syrien vertriebenen Feisal in aller Form Rechtens als König des Irak an. So war Frankreich wieder am Zuge. Es galt, dem wackelnden Gebäude des Gegners einen letzten Tritt zu versetzen. In der Kampffront drüben gab es ein punctum minoris resistentiae: die durch die Schlacht am Sakkaria ramponierten Hellenen. Am 26. August 1922 griff Mustapha Kemal sie in ihren alten Stellungen an und schlug sie vernichtend. Die griechische Armee brach zusammen. Die Regimenter lösten sich in lärmende Horden auf. Die türkische Reiterei drängte nach. Türkische Dörfer, griechische Dörfer wurden in Brand gesteckt, Greise, Frauen, Kinder wurden niedergemetzelt. Man machte keine Gefangenen. So wälzte sich dieses rauchende, blutige, verreckende Durcheinander von Flucht und Verfolgung der Küste zu. „Ich werde in vierzehn Tagen in Smyrna stehen", sagte Kemal beim Angriff. Er nahm die Stadt am 9. September. Die Stadt geht in Flammen auf. Trümmer einer in Stücke geschlagenen und dezimierten Armee, dazu Hunderttausende anatolischer Griechen — all das flieht Hals über Kopf, in Elend, ansteckende Krankheiten mit sich schleppend, hinüber nach dem Mutterlande auf der anderen Seite des Inselmeers. In Athen wacht man auf. Sechs Minister, wegen Hochverrates verurteilt, werden an die Mauer gestellt. Der König und Heerführer Konstantin wird mit Schimpf und Schande aus dem Lande getrieben — zum zweitenmal, vom eigenen Volke, ohne äußeren Druck. Kaum ein Vierteljahr später ist er in Palermo gestorben.

Das ist die Bilanz in Athen. In London schließt man die Rechnung auf eine kühlere Weise. Die Konservativen treten aus der Regierung aus. Damit ist Herr Lloyd George

schon gestürzt. Am 19. Oktober 1922 nimmt er den Abschied.

Der Mann aber, der all das ersonnen hat, der es bezahlt hat aus seiner eigenen Tasche, der es zu Fleisch und Blut und besonders zu Blut hat werden lassen, der dreiundsiebzigjährige Sir Basil Zaharoff also, „inspirateur de la politique anglaise", reichster Mann der Erde, „homme mystérieux" und Kommandeur des höchsten Ordens aus dem Lande des Todfeinds — er ist im Augenblicke nicht aufzufinden. Er ist verschwunden.



Schach mit Nationen



1

Wir wollen ihn fürs erste noch eine Weile verschwunden sein lassen, diesen Herrn Basil Zaharoff, und die Gelegenheit wahrnehmen, ein wenig Atem zu schöpfen. In welches Gestrüpp, in welch ein Dschungel aus Machtrausch, Weltpolitik und Niedertracht sind wir da unversehens geraten! Wir haben es mehr als nötig, diese uns durch den Zufall gebotene Atempause wahrzunehmen und uns zu besinnen, was da eigentlich geschehen ist.

Jener verwegene Doppelangriff auf die Großmacht Frankreich, jener strategische Plan, sie im Osten zu schlagen, indem man sie zunächst und vor allem bei sich zuhause auf französischem Boden schlägt — der ist gescheitert. Herrn Zaharoffs Stellungen an der Seine sind durch die letzten Ereignisse und durch die von uns registrierte Pressecampagne zusehr ins Licht gerückt worden, als daß er noch einen Versuch hätte machen können, sich im Lande zu halten. Diese Aussage bedarf allerdings einer kleinen Korrektur. Eine einzige, mächtige, sorgfältig getarnte Position hat der Levantiner inmitten des Zusammenbruchs seiner französischen Fronten zäh gehalten und sich bewahrt: seine Machtstellung in jener Pariser Großbank, der Banque de l'Union Parisienne. Solch eine Bank macht ihre eigene Politik, auch unabhängig vom Quai d'Orsay, und bei ihr wiegt der infolge seiner anatolischen Privatvergnügungen um ein paar hundert Millionen Franken leichter gewordene Sir Basil Zaharoff noch immer genau so viel, wie die Firma Vickers bei der Firma Schneider in Le Creusot wiegt. Sollte also der Untergetauchte etwa doch

noch einmal auftauchen und sollte er sich dann etwa noch für Geschäfte interessieren und im besonderen, bei der bekanntlich unberechenbaren Halsstarrigkeit alter Menschen, für Erdölgeschäfte — dann könnte es sich wohl ereignen, daß wir nun auch noch die Firma Vickers, schlichte Kanonenbauer, redliche Kriegsschiffkonstrukteure, rechtschaffene Ekrasitbombenlieferanten, verstrickt sehen in Angelegenheiten der Mossul-Petroleumpolitik.

Ja — wie steht es nun eigentlich mit dem Kampfe um Mossul? Griechenland ist vernichtet, Herr Zaharoff aus Frankreich ausgetrieben und derzeit verschollen, Lloyd George gestürzt! Für das britische Weltreich gibt es um das Ende des Jahres 1922 düstere Tage. Hier haben wir anzuschließen. Was einsetzt, von London aus, ist eine verwegen komplizierte und meisterliche Korrektur-Politik. Der neue Dirigent: Lord Curzon.

Seine erste Aktion besteht darin, von dem Dreieck Frankreich-Amerika-Türkei die amerikanische Ecke abzusprengen. Allzu schwer ist die Verständigung unter den angelsächsischen Weltbeherrschern niemals gewesen. Dort drüben gibt es im ganzen drei Gruppen, die an Mossul interessiert sind. Die erste, sozusagen legitime, ist die des alten Admirals Chester, der um die Jahrhundertwende das Mossul-Öl entdeckt hat und seither zu wiederholten Malen als Konzessionswerber aufgetreten ist. Herr Chester hat die Vermessenheit gehabt, die Aufziehung seines Geschäftes unter Umgehung der allmächtigen Standard Oil zu versuchen — seither findet er im eigenen Lande kein Geld mehr. Dieser ewig unterliegende Mitbewerber und Pechvogel ist machtlos — und gerade noch gut, gelegentlich als Anhängeschild verwendet zu werden. Dasselbe gilt auch für die zweite amerikanische Gruppe. Erinnern wir uns, daß der fromme Abdul Hamid das Wilajet Mossul in dem Augenblick, da Engländer, Amerikaner

und Deutsche sich für Konzessionen zu interessieren begannen, aus dem Besitz des Staates in seinen Privatbesitz übertragen ließ? Der fromme Sultan ist inzwischen gestürzt und verstorben — aber nach der bei Sultanen üblichen Weise verfügt er über eine geradezu abenteuerlich große Anzahl von Nachkommen. Und da kam ein tüchtiger amerikanischer Rechtsanwalt namens Untermeyer auf den gloriosen Einfall, diese „Erben nach Abdul Hamid", diese über die halbe Welt verstreuten Halbprinzessinnen, Barpianisten, Taxichauffeure zu sammeln, ein Syndikat zu gründen — und das Wilajet Mossul samt seinem Öl als Erbe zu verlangen. (Und sind diese Leute auch machtlos und ihre Ansprüche aussichtslos — es mag sein, daß man sich ihrer dennoch gelegentlich bedienen wird.) Bleibt der dritte Amerikaner, die eigentliche Großmacht — die Standard Oil. Sie beruft sich auf keine moralische Priorität wie Herr Chester, sie beruft sich auf keinen frauen- und kinderfreundlichen Orientalen wie die Schützlinge des Herrn Untermeyer — sie beruft sich, nach Großmachtart, überhaupt nicht auf Rechtstitel sondern fordert einfach „offene Tür". Dagegen kann man nicht argumentieren — da kann man nur zahlen. Also kommt wieder einmal ein Vertrag zustande — er heißt Cadman-Vertrag und in ihm versprechen die Engländer der Standard Oil ein Viertel des Mossul-Öles.

Mit dieser Opferung eines Viertels der Beute hat Lord Curzon aber auch schon die amerikanische Ecke aus dem gegnerischen Dreieck herausgesprengt. Amerika ist von diesem Augenblick auf englischer Seite zu finden. Drüben bleiben nur mehr Franzosen und Türken — das ist nicht mehr ganz so gefährlich. Und da man eben zur Entwirrung des orientalischen Knäuels eine Konferenz nach Lausanne einberufen hat, schafft man für die zu gewärtigenden Meinungsverschiedenheiten am besten ein fait

accompli. Also ziehen, noch im Oktober 1922, englische Offiziere an der Spitze von Feisal-Truppen in Mossul ein. Damit sind die Kulissen für die Lausanner Konferenz (die erste ihres Namens) gestellt — es kann losgehen.

Den dramatischen Verlauf dieser Konferenz im einzelnen zu schildern, müssen wir uns versagen. Gruppierung: England-Amerika gegen Frankreich-Türkei. Es geht los mit einer kleinen Verwirrung. Die Türken sehen sich einem Vertragsentwurf gegenüber, der heftig nach einem Ultimatum schmeckt und mit dessen Annahme (die binnen fünf Tagen zu erfolgen hat!) die Türken die Bagdad-Mossul-Konzession der alten, von England beherrschten Turkish Petroleum Co anerkennen sollen. Die Türken sind empört, aber sie verhandeln. Und plötzlich, während der fünftägigen Laufzeit des Ultimatums — wer kommt da? Wer zeigt da wieder einmal die Flagge? Im kritischen Augenblick der Konferenz taucht der seit dem Sturze seines Freundes Lloyd George verschollen, zertreten, zerrieben geglaubte Herr Basil Zaharoff aus der Versenkung empor! Und es wird sich erweisen, daß der alte Herr weder bankrott noch sonst geschlagen ist. Was seinen königlichen Freund Konstantin Krone und Leben, was seinen Kampfgenossen Lloyd George die Karriere gekostet hat — das hat Herrn Basil Zaharoff nur um lumpige paar hundert Millionen schlanker gemacht. Schlanker, elastischer und verjüngt, als handelte es sich um eine Badkur. Man wird mit dem jungen Manne weiterhin rechnen müssen.

Wie hat er die Zeit verbracht, wo hat er sich verborgen gehalten? Ah, wir wollen sein Geheimnis nicht lüften. Noch nicht. Für diesmal nur soviel: im Augenblick der Krise auf der Konferenz von Lausanne taucht er ganz plötzlich wieder empor und wirft sozusagen eine Hand-

granate in die Versammlung. Verfolgen wir seine Spur — und das ist diesmal so heikel, als ob wir über Eisschollen wandelten. Wie wäre es zunächst mit der Zeitung?

Da ist fürs erste ein Warnungssignal im Matin: „Sir Basil Zaharoff wird noch diese Woche in London erwartet. England soll ja nicht glauben, daß die Gefahr vorüber ist. Das hieße die Verführungskünste des Herrn Venizelos und die Hartnäckigkeit Sir Basil Zaharoffs unterschätzen. Bisher deutet nichts darauf hin, daß die beiden ihren Einfluß eingebüßt hätten, und sie werden ihn nicht ohne verzweifelten Kampf aufgeben."

Und dann weiß es der Weekly Dispatch: „Während alle Welt auf der Suche nach Sir Basil Zaharoff war, befand sich der griechische Multimillionär in aller Ruhe in London. Als wir ihm Montag abend in Piccadilly begegneten, gingen ungezählte Menschen an ihm vorbei — und keiner erkannte ihn; dies illustriert das Dunkel, in dem er sich bewegt, obwohl in der Krisis des Nahen Ostens sowie in vielen anderen sein geheimer Einfluß größer war als der der meisten Staatsmänner, die jeder kennt. Der geheimnisvolle Mann, der seit zwanzig Jahren auf die internationale Politik einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, ging, ohne mit der Wimper zu zucken, an den Kolporteuren vorbei, die die Tafeln trugen mit der Nachricht vom letzten diplomatischen Coup seines Schützlings Venizelos in England."

Und der Sunday Express: „Tiefstes Geheimnis herrscht auch weiter noch um das Kommen und Gehen Sir Basil Zaharoffs zwischen Paris und London. Zweifellos kommt der unglückselige Grieche „in privater Angelegenheit" nach London, wie einer seiner Vertrauten versichert. Doch bedeuten seine privaten Angelegenheiten das Schicksal der Nationen, die Pläne der Regierungen, den Marsch der Armeen.

Vor acht Tagen kam Herr Venizelos ebenfalls „in privater Angelegenheit" hierher. Aber einige Stunden später stand er im Foreign Office, vermutlich auch zu einem privaten Zweck. Er wurde die Seele einer ungeheuerlichen Verschwörung, die England in einen Krieg mit der Türkei verwickeln sollte, um Griechenland vor dem Schiffbruch zu retten, für den es selbst verantwortlich ist. Die ganze Londoner Presse hat ihrem Mißtrauen gegenüber dem geheimnisvollen Millionär und seinem Agenten Venizelos Ausdruck gegeben. Die Freunde Sir Basil Zaharoffs werden gut beraten sein, wenn sie ihn noch im letzten Augenblick davon abzubringen versuchen, daß er morgen nach London kommt — was immer die Ursache seiner Reise sein mag!"

Da wird es wieder einmal ein wenig neblig. Was wird da gespielt? Besser wir erkundigen uns bei unserem griechisch-französischen Bankier Ch., der hier doch eigentlich Bescheid wissen müßte. Nochmals — ein Stück aus dem Protokoll:

Er: Zaharoff hat unseren Venizelos hineingelegt, Zaharoff und Lloyd George! (Folgen die in anderem Zusammenhang wiedergegebenen Ausführungen; dann): Und später, wie Konstantin geschlagen war und Lloyd George gestürzt — dann ist das so weitergegangen! Wie die Katastrophe von Smyrna war — da ist Venizelos eben in Amerika gewesen. Er ist sofort nach Europa zurückgefahren und hat in London seinen ganzen Patriotismus und seine ganze Verhandlungskunst eingesetzt, damit man Griechenland in dieser Situation nicht im Stich läßt. Es hat nichts geholfen! Warum? Weil Zaharoff ihm in den Rücken gefallen ist! Er hat so getan, als wollte er ihm in London beistehen, aber dann hat sich herausgestellt, daß

er mit Venizelos und mit der griechischen Sache nur sein Spiel treibt!

Ich: Wieso — sein Spiel treibt?

Er: Es hat sich ihm gar nicht um Griechenland gehandelt. Griechenland war für ihn eine Schachfigur. Ihm hat es sich darum gehandelt, die Konferenz von Lausanne in die Luft zu sprengen, damit er im Trüben fischen kann. Da ist Herr Zaharoff zwischen London und Paris hin- und hergefahren — und plötzlich war auf der Konferenz der große Krach. Die Türken hätten wahrscheinlich die englische Forderung angenommen, aber während das Ultimatum noch lief, hat sich plötzlich alles verwirrt. Erstens haben die Engländer den Türken erklärt, sie müssen nicht nur auf Mossul verzichten — sondern sie müssen auch die vor dem Weltkrieg erbauten Bosporus-Docks und Arsenale an die Firma Vickers ausliefern! Das war Herr Zaharoff! Zweitens haben die Franzosen erklärt, daß die Engländer die Ruhr-Besetzung sabotieren — und die Ruhr war doch der Kaufpreis, für den Frankreich die Türken an England ausliefern wollte! In den Ruhrbesetzungsangelegenheiten aber war Herr Zaharoff erst recht der Dirigent! Durch die Banque de l'Union Parisienne! Und drittens haben die Türken jetzt natürlich den Konflikt zwischen Frankreich und England wahrgenommen, haben das Ultimatum abgelehnt und sind mit Krach von der Konferenz abgezogen. Also hat Zaharoff mit der Sprengung der Konferenz erreicht, was er wollte, alle waren mit allen verfeindet — und er hat im Trüben gefischt!

Halt, das wird uns zuviel auf einmal, da beginnt uns der Kopf zu schwirren. Es ist an der Zeit, diese Behauptungen zu kontrollieren. Das plötzliche Wiederauftauchen Basil Zaharoffs aus der Versenkung und die von ihm entfaltete „fieberhafte Tätigkeit" zwischen London und Paris

scheint durch die wiedergegebenen Zeitungsmeldungen hinlänglich dokumentiert zu sein. Die Behauptungen Ch.'s bezüglich Zaharoffs geänderter Einstellung zu Venizelos und Griechenland lassen wir zunächst aus dem Spiel — vielleicht klärt sich das später. Wo aber ist die Verschweißungsstelle zwischen jener „fieberhaften Tätigkeit" und dem Krach von Lausanne? Herr Basil Zaharoff hat die erste Konferenz von Lausanne in die Luft gesprengt? Um es gleich zu sagen: Diese Behauptung Ch.'s bedeutet eine außerordentliche Vereinfachung der Vorgänge. Aber soviel wird zuzugeben sein, daß der Levantiner tatsächlich wieder einmal die Finger im Spiele hat. Nicht mehr ganz auf die Weise wie zu Zeiten Lloyd Georges; Lord Curzon, der neue Leiter der englischen Außenpolitik, läßt die Zaharoffs nicht an sich heran. So macht Herr Zaharoff eben nicht mehr mit seinen Geschäften Politik, sondern er kehrt zu der bescheideneren aber deshalb nicht minder ergiebigen Vorkriegsmethode zurück, sich an die Politik anzuhängen, um damit seine Geschäfte zu machen. Und mit dieser Einschränkung hat Herr Ch. wieder recht. Da Lord Curzon die Türken auf der Lausanner Konferenz mit seinen Forderungen bedrängt (es handelt sich nicht nur um Mossul sondern auch um die Meerengenfrage und einiges andere) — da hängt sich der undurchsichtig geschäftige Herr Zaharoff nun also tatsächlich an und weiß durchzusetzen, daß sein Anspruch auf die „Docks et Ateliers du Haut-Bosphore", deren er sich erst im Jahr zuvor auf dem Umweg über die Banque de la Méditerranée am Vorabend der griechischen Offensive vergebens zu bemächtigen versucht hat, jetzt in die Liste der offiziellen englischen Forderungen aufgenommen wird. Und ist Ch.'s Behauptung, hiedurch sei die erste Lausanner Konferenz gescheitert, auch in dieser Form übertrieben — ein Stück Wahrheit ist doch daran. Eine Aus-

schickung der Pariser Telegraphenagentur „Sans-Fil“ aus jener Zeit beginnt mit dem Satze: „Die Frage der Erneuerung der Konzession, welche die Türkei vor dem Krieg der Firma Vickers für den Betrieb der türkischen Werften und den Bau von Kriegsschiffen verliehen hatte, war einer der Gründe für den Abbruch der ersten Lausanner Konferenz.“

Da hätten wir ja nun glücklich ein Stück Erkenntnisterrain für unsere Sache erobert. War das schon heikel — ungleich heikler wird sich die Untersuchung jener auf den ersten Blick absurden Behauptung unseres Gewährsmannes Ch. gestalten müssen, die dahin geht, es habe Zaharoff auch den Ruhr-Kampf dirigiert oder mitdirigiert. Wie steht es damit, wie sind da die Karten gemischt? Wir erinnern uns der „Schaukel“ Lloyd Georges, bei der das Ruhrgebiet und das Wilajet Mossul gegeneinander ausbalanciert waren. Dem entspricht die vor allem von deutschen Autoren aufgestellte Behauptung, daß die Franzosen zur Bedrängung der Türken durch England auf der ersten Konferenz von Lausanne nur unter der Bedingung ihre Zustimmung gaben, daß die Engländer ihnen dafür an der Ruhr freie Hand ließen. Aber Lord Curzon war nicht Lloyd George mit seiner Politik des Lebens und Lebenlassens, Lord Curzon ging weiter. Gelang es ihm, die französischen Kräfte und Sorgen im Ruhrgebiet zu binden, so hatte er im Orient freie Hand. Also ließ er die Franzosen wohl an die Ruhr und hatte sogar ein Interesse an einem möglichst heftigen Engagement — aber er hatte ein gleich starkes Interesse daran, daß diese Kräfte gebunden bleiben, will sagen: daß diese französische Ruhrbesetzung ihr Ziel nicht erreiche. Logische Konsequenz: es war sowohl Frankreich zu unterstützen — wie auch die Deutschen. Das sind die politischen Prämissen für die Ereignisse in den ersten Monaten des Jah-

res 1923. Es ist eine schwere Anklage, die hier erhoben wird; also sehen wir uns nach einem Eideshelfer um. Auch Karl Hoffmann weiß von der Sache. Er schreibt: „In demselben Maße wie diese großartige Politik Lord Curzons sich noch in der bloßen Anlage bewegte, mußte Großbritannien zu einer ungestörten Verfolgung seines Zieles daran gelegen sein, daß die französischen Kräfte aus Vorderasien hinweggeleitet und anderswo möglichst beschäftigt würden. Sie waren durch den Widerstand der Deutschen in Westphalen und am Rheine gebunden. Daraus ergab sich eine mittelbare Interessiertheit der Lausanner Politik Englands und seiner amerikanischen Komplicen am passiven Widerstande, und die finanztechnische Seele des passiven Widerstandes war die Markstützungsaktion."

Aus dieser Darstellung Hoffmanns haben wir zu dem, was wir ohnedies schon wissen, nur noch hinzugelernt, daß man nun also die Deutschen fördert, indem man die damals schon in der Inflation niedertaumelnde Reichsmark stützt. Wer besorgt das? Das wollen wir uns merken. Es ist die amerikanische Bankengruppe Kuhn-Loeb, ferner die Standard Oil, die ja, wie wir gesehen haben, mit den Engländern Frieden geschlossen hat, und als dritte im Bunde „englische Finanzkreise", wie sich die Quellen ein wenig rätselhaft ausdrücken. Und wen finden wir auf der Gegenseite, wer finanziert die Besetzung, wer hetzt nach Hoffmanns Behauptung Frankreich in dieses Abenteuer? Erstens: John Pierpont Morgan, der traditionsgemäß ein Todfeind der Standard Oil ist und überall in der Welt dort auf der Gegenseite erscheint, wo die Standard Oil auftaucht. Und zweitens — die „Banque de l'Union Parisienne". Da wären wir wieder einmal bei unserem alten Freunde Zaharoff angelangt! Union Parisienne — das ist ja seine getarnte letzte Festung in Frankreich! Rechnen wir richtig, so müßte er uns jetzt begegnen. Und nun

sehen wir uns wieder nach unserem Eideshelfer um. Da finden wir:

„Die Beziehung der amerikanischen Gruppe J. Pierpont Morgan erstreckte sich bis zur Banque de l'Union Parisienne, die mit der französischen Schwerindustrie (Schneider-Creusot u. s. w.) in alten Verbindungen steht. Diese Bank hatte im Winter 1922-23 die finanziellen Vorbereitungen zur Besetzung des Ruhrgebietes getroffen. Dazwischen vermochte die Standard Oil, die in der Banque de Paris et des Pays-Bas und der Compagnie Standard Franco-Américaine mit dem amtlichen Frankreich Fühlung hatte, beschwichtigend zu wirken. Damit aber die beiden amerikanischen Gruppen überhaupt aufhörten, in Frankreich und Deutschland einander entgegenzuwirken, mußte es die entscheidende Voraussetzung bleiben, daß es der Londoner Finanz glückte, in Amerika zwischen der Morgan-Richtung und der Richtung der Gruppe Kuhn-Loeb zu vermitteln. Es handelte sich nun darum, die Fäden zu knüpfen. Die entscheidende Verbindung ging vom Umkreise der Gruppen Shell-Royal Dutch und Vickers-Armstrong über die Banque de l'Union Parisienne. Denn die Banque de l'Union Parisienne, die in Paris die banktechnische Wahrnehmung der Shell-Geschäfte besorgte, war als „Öl-Bank" britisch gerichtet.

Es mag als ein Widerspruch erscheinen, daß die Banque de l'Union Parisienne als britisch gerichtete Ölbank den französischen Einbruch in das Ruhrgebiet finanzierte, obwohl Teile der Londoner Finanz aus orient- und ölpolitischen Rücksichten allem Anscheine nach davon Abstand nahmen, die deutsche Markstützungsaktion an den Weltbörsen zu sabotieren. Doch gerade durch das Doppelverhältnis einer französischen Finanzierung des Militärunternehmens und einer deutschen Finanzierung des passiven Widerstandes wurden beide Parteien wie in eine

Klammer gezwängt, sodaß Frankreich sich mit dem Ruhrkampfe um so schärfer in Deutschland verbiß.

Man hat die Berührungen Morgans mit der Shell-Gruppe, die in der Banque de l'Union Parisienne vor sich gingen, mit den geschichtlichen Gegensätzen Shellgruppe contra Standard und Standard contra Morgangruppe in eine wechselseitige Verbindung gebracht. Jetzt aber, bei der Liquidation des Ruhrkampfes, war in den vorderasiatischen Konflikten zwischen der britischen und der amerikanischen Öl-Politik mit dem Geheimabkommen über Mesopotamien (Cadman-Vertrag) eine Verständigung erfolgt; und nun drang die Londoner Finanz mit der Shellgruppe durch die Banque de l'Union Parisienne gerade über Paris direkt zu Morgan vor, damit sich die Lausanner Verständigung auf einen Ausgleich zwischen der Morgan-Gruppe und der Bankrichtung der Standard-Oligarchie übertrage. Sir Basil Zaharoff, der Vertrauensmann der Londoner Finanz bei der Banque de l'Union Parisienne, ist damals nach den Vereinigten Staaten gereist, wie man sagt, um einen „Friedensschluß" der beiden amerikanischen Richtungen im Einvernehmen mit der englischen Finanz zustandezubringen."

Lassen wir es uns nicht verdrießen, diesen überaus komplizierten Tatbestand noch einmal zu lesen und zu verstehen. Was wird da also nach deutscher Behauptung gespielt? Lord Curzon hat die Amerikaner auf seine Seite gezogen; es geht ihm darum, nun auch noch das französisch-türkische Band zu sprengen und die Türken zu isolieren, indem er die Franzosen im Ruhrgebiete beschäftigt — und schon hat Basil Zaharoff sich an seine Politik angehängt und hat auf beiden Seiten, bei den Franzosen wie bei den Deutschen, die Hand im Spiel. Motive? An Motiven fehlt es ihm nicht. Wenn Herr Zaharoff die Mossul-Politik des Lord Curzon fördert, so fördert er seine eige-

nen-Öl-Interessen. Und wenn die Banque de l'Union Parisienne und Schneider-Creusot an der Ruhr-Besetzung verdienen — Herr Zaharoff verdient mit ihnen! Und wenn die Deutschen Widerstand leisten — ja, wie steht es eigentlich mit der Einflußnahme Sir Basil Zaharoffs auf Deutschland? Darüber wird noch ein Wort zu sagen sein, da ist einiges klarzustellen.

Die Vorliebe des Levantiners für jegliche Art von „Wirren" ist uns nichts Neues — erinnern wir uns nur, wie er es sich einiges kosten läßt, jene ostsibirische Bahnstrecke in die Hand zu bekommen. Ist aber schon ganz allgemein an Wirren zu verdienen — wieviel erst an diesen Wirren eines niedergeworfenen, infolgedessen zu neuer nationaler Erweckung neigenden und dazu noch seines gesamten Rüstungsmaterials entkleideten Großstaats, dessen eigene Armierungsfabriken dem Erdboden gleich gemacht worden sind! Welch ein Markt das ist, den es da zu erschließen gilt, welch ein überdimensionales Geschäft da winkt, wenn es gelingt, die nationalen Leidenschaften etwa gar bis zu einer vollen Neuaufrüstung zu entfachen — das ersehe man aus der Menge dessen, was dieser deutsche Staat auf Grund des Versailler Friedens abgeliefert hat. Es waren

14.014	Flugzeuge
27.757	Flugzeugmotoren
4	gepanzerte Küstenfahrzeuge
26	große Einheiten der Kriegsflotte
19	kleine Kreuzer
21	Schul- und Spezialfahrzeuge
83	Torpedoboote
315	Unterseeboote
37.000	Tonnen Pulver
6,000.000	Handfeuerwaffen
107.000	Maschinengewehre

83.000 Kanonen und Minenwerfer
38,750.000 adjustierte Schrapnells
332.000 Tonnen nicht adjustierte Artilleriemunition
16,500.000 Granaten und
473,000.000 Patronen.

Traum eines Kanonenkönigs, bei der Wiederaufrüstung solcher Mengen dabei zu sein! Wir sehen — die psychologischen Voraussetzungen für eine Einmischung Herrn Zaharoffs in deutsche Angelegenheiten wäre durchaus gegeben. Wie weit er diesen Voraussetzungen Rechnung getragen hat — das ist kontrovers. Wir getrauen uns da nichts zu entscheiden und ziehen es vor, ein paar Zeugnisse zu zitieren — nicht ohne auf die Möglichkeit parteimäßiger Gefärbtheit dieser Aussagen hinzuweisen.

Die in diesem Buche schon mehrfach zitierte (übrigens durchaus nicht deutschfeindliche) Sonderveröffentlichung „Les Marchands de canons" des „Crapouillot" behauptet:

„Finanziert wurde die Hitler-Bewegung nicht nur von Hugenberg, der die Propagandagelder der Schwerindustrie verteilte, sondern auch von Pintsch, einer von Vickers kontrollierten Berliner Firma, die vom ersten Tage an einen Agenten im Hauptquartier des Agitators unterhielt."

Sollte das stimmen, so hätten wir hier also Herrn Zaharoff sozusagen direkt — nur auf dem kleinen Umweg über die Vickers-Kommandite Pintsch. Dazu (unter Einbeziehung der Stoßlinie Zaharoff-Schneider-Banque de l'Union Parisienne-Skoda, welche Firma zu 56% den genannten Hintermännern gehört) ein Zitat aus russischer Quelle, einem Artikel von Kaissarow in der Krasnaja Gazeta:

„Deutschland wird auf den Schlachtfeldern ebensogut gerüstet erscheinen wie seine Nachbarn. Skoda in Pilsen bauen unter der Leitung deutscher Ingenieure Tanks nach dem letzten Modell, und ein seltsamer Zufall will es, daß

diese neue Tank-Type, von der es heißt, daß sie für Schweden bestimmt war, viel besser in den deutschen Ebenen zu gebrauchen ist!"

Doch ist es sehr wohl möglich, daß gerade diese Quelle politisch getrübt ist; was wir bisher für die Betätigung des Herrn Zaharoff und seiner Industrien bei der Neuaufrüstung Deutschlands beigebracht haben, sind sporadische Indizien und kein Beweis. Wie aber will man sich dem folgenden Dokument gegenüber verhalten? Wir erinnern uns jener „Agence Radio", die von Zaharoff während des Weltkriegs zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Griechenland gegründet worden ist und die, wie wir schon anläßlich des Krupp-Prozesses festgestellt haben, sich ihrem Gründer in dem Maße entfremdet, als er ihr seine Subvention entzieht. Im Jahre 1923, zur Zeit des Ruhrkampfes also, muß dieser Entfremdungsprozeß seine Vollendung gefunden haben — denn da findet sich pikanterweise gerade unter den Meldungen dieser von Zaharoff gegründeten Agentur die folgende Nachricht:

„Für wen hatte die Firma Vickers das Kriegsmaterial an Bord der ‚Varsovie' bestimmt?

London, 29. November. — Herr Paget-Walford von der großen Rüstungsfirma Leopold Walford, der Eigentümerin des englischen Dampfers ‚Varsovie', an dessen Bord Kriegsmaterial für einen deutschen Bestimmungshafen sichergestellt worden ist, hat heute erklärt, dieses Material sei seitens der Firma Vickers verladen worden, und zwar mit Genehmigung der britischen Behörden; er, Walford, habe die Endbestimmung der Fracht nicht gekannt und habe geglaubt, sie sei für Rußland bestimmt gewesen. Was die Firma Vickers betrifft, die die Ware versandt hat, so verweigere sie entschieden jede Auskunft."

Wozu noch festzustellen ist, daß Herr Walford, der Besitzer des Dampfers, zugleich der Schwiegersohn der Herzogin von Villafranca ist. Seine Mitteilung, er habe nicht in Erfahrung bringen können, wohin die auf seinem Schiff verladenen Zaharoff-Waffen zu transportieren sind, klingt danach besonders plausibel. Aber auch der Passus „mit Bewilligung der britischen Behörden" springt uns entgegen. Eine sensationelle Bestätigung der deutschen Analyse englischer Rheinlandpolitik? Kaum. Wahrscheinlich käme nur ein harmloses amtliches Ausfuhrzertifikat zum Vorschein, wenn man Herrn Walford zur Rede stellte. Aber man sieht, in welchem Irrgarten man umhertappt.

2

Man verzeihe diesen Exkurs — ich beeile mich, zu den sozusagen durchsichtigeren Geschäften des Herrn Zaharoff zurückzukehren. Rekapitulieren wir. Er hat, auftauchend nach dem Sturze Lloyd Georges, sich an die Politik Lord Curzons angehängt und durch seine Forderung nach den Bosporus-Docks sein Teil zum Scheitern der ersten Lausanner Konferenz beigetragen; Lord Curzons Konzept, die Franzosen an der Ruhr zu binden, um im Nahen Osten freie Hand zu bekommen, hat Herr Zaharoff, seiner so oft bewährten Methode getreu, mit Hilfe einiger Kompagnons dazu wahrgenommen, die Gegner in diesem Ringen an der Ruhr von beiden Seiten her aufzuputschen und gegeneinander zu hetzen — mit so ausgezeichnetem Ergebnis, daß die Türken während der ersten Monate des Jahres 1923, zwischen den beiden Lausanner Konferenzen, tatsächlich auf sich selbst angewiesen waren und ohne das von den Briten gekaufte Amerika und ohne das anderswo beschäftigte Frankreich, also isoliert und hilflos, den drei

vereinigten angelsächsischen Großmächten U. S. A., Zaharoff und England gegenüberstanden.

Bleibt also diese endlich vollends freigespielte Türkei entweder zu vernichten oder noch besser ins Fahrwasser der englischen Politik zu bringen. Jetzt, wo die Sprengung der ersten Lausanner Konferenz, wo die Verstrickung Frankreichs geglückt ist, wirft sich der Levantiner mit ganzer Kraft auf diesen neuen und für ihn doch alten, mit einer unbeglichenen Rechnung belasteten Schauplatz. Wie faßt er das an? Man lese diese Londoner Meldung des Pariser „Matin":

„Sir Basil Zaharoff treibt Griechenland in den Krieg gegen die Türken

Die Umtriebe Sir Basil Zaharoffs, der bis vor kurzem durch schwere Krankheit in Monte-Carlo festgehalten wurde, bilden wieder einmal den Gesprächsgegenstand in den Balkanhauptstädten, wo über die neue Rolle des griechischen Milliardärs in den internationalen Angelegenheiten die verschiedenartigsten Gerüchte umlaufen.

Die türkische Presse verkündet soeben, daß der „geheimnisvolle Mann Europas" für einen neuen Krieg rüstet. Ihr zufolge treffen die Griechen alle Anstalten, die Feindseligkeiten in Ostthrazien wieder aufzunehmen. Der „Tewid Efkiar" meldet, daß 150.000 Gewehre des letzten Modells von Sir Basil gekauft und vor kurzem in Saloniki ausgeschifft und an die Front gesandt worden seien. Das gleiche Blatt erfährt aus Athen, daß Zaharoff von Mitgliedern der griechischen Kolonie in Paris Geld erhält. Der große Bankier hat Herrn Venizelos davon verständigt, daß er bereit ist, eine revolutionäre Regierung in Athen finanziell zu unterstützen."

Wir werden da sehr genau lesen müssen. Der Mann bewaffnet die Griechen jetzt zur Abwechslung einmal in Thrazien; schon wieder, trotz des erst ein paar Monate dort hinten liegenden Blutbads von Smyrna, müssen sie für ihn gegen die Türken marschieren. Gut, das kann eine Einschüchterung des eben isolierten Kemal bezwecken, um ihn der englischen Mossul-Politik gefügig zu machen. Aber diese letzten Zeilen der Meldung! Was heißt das? Revolutionäre Regierung? Will Herr Zaharoff in Griechenland Revolution machen? Das wollen wir noch einmal hören, ehe wir es zu glauben vermögen — vorsichtshalber von der anderen Seite, aus Belgrad!

„Staatsstreich in Griechenland zu erwarten? Finanzielle Unterstützung durch Sir Basil Zaharoff!

Zufolge drahtlicher Meldung aus Saloniki an Belgrader Blätter, namentlich an die „Tribuna" und an den „Preporod", soll Griechenland Schauplatz einer gewaltigen republikanischen Erhebung sein. Die Monarchie sei gefährdet und einige königstreue Regimenter hätten sich in Athen konzentriert, um mit Gewalt einen Staatsstreich zu verhindern.

Das Zentrum der republikanischen Bewegung ist Saloniki. An der Spitze der Bewegung stehen Venizelos und der ehemalige Befehlshaber der griechischen Truppen in Thrazien, General Pangalos, sowie der Admiral Hajikiriakis. In Saloniki und Westthrazien befürchtet man einen bewaffneten Konflikt zwischen den republikanisch gesinnten und den königstreuen Regimentern.

Die republikanische Bewegung wird von den griechischen Bankiers Zaharoff und Benakis finanziert."

Das ist ja nun allerdings eine Meldung, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Herr Zaharoff finanziert wieder einmal eine griechische Revolution. Jetzt aber wird es sich nicht länger umgehen lassen. Unsere Verblüffung über diese angeblichen republikanischen Staatstreichabsichten des Herrn Zaharoff in Griechenland verständlich zu machen, müssen wir doch ein wenig mehr verraten über jenes mysteriöse Verschwinden des Mannes mit dem Spitzbart — zu Ende des Jahres 1922, wir erinnern uns, gerade da Lloyd George gestürzt und die Griechen im Elend waren. Wo hat er sich verborgen gehalten, wo war er? In jenen Tagen weilte Herr Zaharoff, gefeiert und vielumworben, als Gast des rumänischen Königshofes in Bukarest. Es gibt da zwar eine Aussage der Zeugin Baronin P. (die schon zu Kriegsausbruchszeiten im Jahre 1914 Gemütsbewegungen des Levantiners festgestellt haben will), besagend, er habe bei Empfang der Nachricht von der Vernichtung des Griechenheeres und Niedermetzelung ungezählter anatolischer Landsleute eine der schweren Krisen seines Lebens durchgemacht. Er soll sich die Haare gerauft, er soll laut geklagt haben, er soll körperlich am Rande des Verlöschens gewesen sein. Aber dem steht, um nur eine herauszuheben, die Aussage des griechischen Diplomaten G. gegenüber, der damals in Bukarest gearbeitet und aus der Nähe gesehen haben will, wie unbeschwert, wie zum mindesten nach außenhin unbelastet Herr Zaharoff jene kritischen Tage durchlebt hat. Der Vickers-Mann weilte übrigens nicht zu seinem Vergnügen in Bukarest. Die rumänische Währung war noch unter die unterste Grenze der anderen deroutierten Balkanwährungen in die Tiefe gestolpert. Und wenn der trotz kleinasiatischer Extratouren noch immer so überaus reiche und mächtige Greis vom Bukarester Hofe gefeiert ward, so geschah das, weil er mit

voller Brieftasche kam. Er gab eine Staatsanleihe — für ihn waren es nur drei Millionen Pfund Sterling, für die andere Seite aber waren es zwei Milliarden Lei, zweitausend Millionen, und das ist eine astronomische Ziffer. Gleichzeitig kam eine starke Beteiligung der Firma Vickers an der Reschitza, dem größten schwerindustriellen Unternehmen Rumäniens, zustande. (Wir wollen uns mit der Kenntnis der zahllosen Vickers-Nachkriegsgründungen nicht belasten, da Zaharoff im allgemeinen an ihnen nicht persönlich mitgewirkt hat, aber diesen einen rumänischen Fall behalten wir im Gedächtnis.) Feststeht aber auch, daß da außer Anleihedingen und Schwerindustriellem noch ein anderer Trank gebraut worden sein muß. Die rumänische Königin — nein, derlei Schilderungen lieben wir ja bei Lewinsohn nachzulesen. Da steht:

„Zaharoff wird bei Hof verhätschelt. Die Königin, die es immer noch versteht, ihre Schönheit majestätisch zur Schau zu tragen, nimmt sich mit besonderer Aufmerksamkeit des Gastes an. Sie rauscht in ihren Privatgemächern wahrhaft königlich dahin, und wenn sie ihr Lieblingsspiel treibt und auf sehr graziöse Art ein geheimnisvolles Pulver in den Kamin streut, um ein phantastisches Feuerwerk hervorzuzaubern, so kann sich auch der siebzigjährige Sir Basil den Reizen dieser Atmosphäre nicht entziehen. Die Augen der Königin leuchten bewunderungswürdig schön, Bukarest hat einen charmanten Hof, und die Zinsen der Anleihe erscheinen auch ganz erträglich."

Und kurz und gut — es handelt sich darum, daß man Herrn Zaharoff zu einer Intervention für die griechische Königsfamilie einspannen will. Diese Dynastien sind alle darauf aus, ihre Throne zu pölzen. Tyrannenstürzen ist eine ansteckende Volksbelustigung. Was ich für dich tue, tue ich für mich selbst. Und die älteste Tochter des rumänischen Königspaares ist seit der Austreibung Konstan-

tins griechische Königin. Bei der Stimmung, die in Athen herrscht, kann man nicht wissen, ob nicht dieser neugebackene König Georg morgen schon auf den Spuren seines unglückseligen Vaters über die Grenze muß. Da kann nur die vorgesetzte Behörde des griechischen Volkes helfen — und die heißt Zaharoff!

Wie soll man es beurteilen, daß der alte Mann inmitten drängendster weltpolitischer Sorgen diese an die Grenze des Galanten streifende Privataufgabe auf sich nimmt und etwas für den griechischen Legitimismus zu tun verspricht — pour les beaux yeux d'une reine? Oder ist er nur wieder einmal der alte und es paßt ihm diese neue Einmengung in griechische Dinge aus anderen, uns bisher nicht durchschaubaren Gründen in sein neues Konzept? Wir wollen das umso weniger entscheiden — als ja jetzt, kaum ein paar Monate später, ganz offenbar das Gegenteil dessen geschehen soll, was Herr Zaharoff in Bukarest versprochen hat! Wie also: er will jetzt wirklich einen Venizelos-Putsch in Athen finanzieren? Genau den Putsch, vor dem die Königin Maria von Rumänien sich fürchtet und gegen den sie Herrn Zaharoffs Hilfe erbeten und zugesagt bekommen hat? Wer wird da wieder einmal verraten? Zum letzten Mal ein Stück aus dem Protokoll mit dem Bankier Ch.:

Ich: Sie sagten früher, es habe sich herausgestellt, daß Zaharoff mit Venizelos und der griechischen Sache sein Spiel trieb.

Er: Jawohl! Zaharoff hat sich von Maria von Rumänien einwickeln lassen! Zuerst hat Venizelos ihn für einen anständigen Menschen gehalten und hat geglaubt, er wird helfen, daß man diese Dynastie, die Brut des Konstantin, aus Athen verjagt. Dann aber, eines Tages, lädt Zaharoff unseren Venizelos nach Monte-Carlo ein. Im Früh-

sommer 1923 war das. Und da verlangt Zaharoff plötzlich von ihm, er soll die Freiheitsbewegung einfach im Stich lassen und soll sich dem König Georg unterwerfen!

Ich: Und Venizelos?

Er: Hat ihm die richtige Antwort gegeben. Du Lump, hat er ihm gesagt, du — (folgen einige Verbalinjurien aus dem Homer).

Ich: Hat Venizelos das so erzählt?

Er: Das ist Nebensache. Jedenfalls hat er das Tischtuch zwischen sich und ihm zerschnitten.

Sie sind nie mehr zusammengekommen. Aber dem Zaharoff hat es sich in Wirklichkeit auch gar nicht um die Königin Maria und um die griechische Dynastie gehandelt. Ihm hat es sich nur darum gehandelt, daß Venizelos nicht die Macht übernimmt und Griechenland wieder stark macht. Er hat wollen, daß Griechenland in innerer Verwirrung bleibt, damit es sich außenpolitisch nicht mehr rühren kann.

Ich: Warum?

Er: Griechenland war ihm lästig! Er hat eine Gelegenheit gesucht, daß er von Griechenland die Hand abziehen kann! Smyrna und Sakkaria und alles — und jetzt auf einmal hat er uns fallen lassen!

Ich: Und warum das?

Er: Wer weiß das bei ihm? Vielleicht weil er sich mit den Türken hat vertragen wollen?

Ich: Und warum das?

Er: Auch das weiß niemand. Vielleicht wegen des Öls?

Das Protokoll mit dem alten, leicht erregbaren Patrioten Ch. bricht hier ab. Festgestellt sei, daß seine Darstellung von dem Konflikt und Bruch Venizelos' mit Zaharoff anläßlich jenes Aufenthaltes in Monte-Carlo nicht

nur mit der Darstellung des (allerdings ebenfalls venizelistischen) Ministerpräsidenten D. weitgehend übereinstimmt — sondern bemerkenswerterweise auch mit der vermutlich via Skuludis griechisch-monarchistisch inspirierten Darstellung Lewinsohns. Jedenfalls haben wir die Herren Zaharoff und Venizelos von nun ab als geschiedene Leute anzusehen. Sollte nun aber unser Bankier Ch. etwa auch mit seiner letzten Vermutung im Rechte sein? Hat Zaharoff den Konflikt provoziert, um Griechenland mit einigem Anstand fallen lassen und eine Verständigung mit der Türkei in Mossul-Öl-Angelegenheiten versuchen zu können? Jene in anderem Zusammenhange schon einmal reproduzierte Zeitungsmeldung gehört hieher — besagend, Herr Venizelos gedenke „von den Alliierten" die Rückerstattung der griechischen Kriegskosten zu verlangen, und abschließend mit dem geheimnisvollen Satze: „Im Zusammenhang mit diesem heiklen Thema beginnt die Funktion der Kleinen Entente deutlich zu werden." Noch deutlicher sagt es der griechische Minister Politis einem Interviewer: „Griechenland bleibt nichts übrig, als sich der Kleinen Entente zu attachieren." Das ist nun so klar, wie Politisches klar sein kann. Die Athener Herren suchen Unterschlupf, wo er sich ihnen bietet. Herr Basil Zaharoff hat nicht Herrn Venizelos zuliebe und nicht der Königin Maria zuliebe gehandelt. Für ihn ist das griechische Abenteuer erledigt.

Kehren wir zurück zu den Zeitungen und lesen wir eine Meldung aus London!

Geheimnisvolles Frühstück in London
Sir Basil Zaharoff unter den Gästen

Freitag hat in einem der vornehmsten Hotels der Hauptstadt ein geheimnisvolles Frühstück stattgefunden, das nicht verfehlt hat, in den Kreisen der Petroleum-Indu-

striellen eine gewisse Erregung hervorzurufen.

Obwohl das Personal des Hauses eifrig bemüht war, den Journalisten und Pressephotographen den Zutritt zu verwehren, erfuhr man doch, daß dieses Frühstück, das unter dem Vorsitz von Sir Charles Greenway, einem der Direktoren der Anglo Persian Oil Co., abgehalten wurde, zehn Magnaten der City an der Tafel vereinigte und daß der Ehrengast kein anderer war als Sir Basil Zaharoff, Fackel der Zwietracht Europas.

Venizelos konnte aus verschiedenen Gründen diesem Frühstück nicht beiwohnen. Erstens hätte die Gegenwart des griechischen Ministerpräsidenten dem Frühstück einen politischen Charakter gegeben — der ihm zweifellos nicht zukam, fügt die Zeitung ironisch hinzu. Außerdem befindet sich Venizelos, der nicht überall gleichzeitig sein kann, momentan in Monte-Carlo, wo er über die Interessen seines Herrn wacht.

Ein anderer Gast war ein ganz junger Mann, einziger Sohn des armenischen Milliardärs Gulbenkian, des „Zaharoff der Royal Dutch Shell Corporation".

Nun, da wären wir ja in der richtigen Gasse. Daß Herr Venizelos aus so verschiedenen (wenn auch nicht gerade aus den hier angegebenen) Gründen leider verhindert war, an diesem Déjeuner teilzunehmen, nimmt uns nicht wunder. Und jetzt überfliegen wir die Liste der Gäste — und wir sind im Bilde. Die griechischen Probleme sind aus dem Wege geräumt. Da wird mit vollen Segeln Kurs auf Mossul genommen — das sieht ein Blinder. Dank meisterlicher Strategie hat sich die Situation in beispielgebender Weise vereinfacht. Der Wind steht günstig und man ist im richtigen Schwung. Jetzt also nur noch die Schleppnetze ausgeworfen — die Beute ist so gut wie geborgen.

Hier aber, am Vorabend des Triumphes in diesem viel-

leicht größten und verwegensten Raubzuge der modernen Wirtschaftsgeschichte — hier stehen wir vor einem der letzten Rätsel in Basil Zaharoffs meteorhafter Karriere. Am Tage nach jenem mysteriösen und so vieles versprechenden Londoner Déjeuner — eine Meldung im Matin:

Sir Basil Zaharoff kehrt plötzlich nach Paris zurück

Der griechische Multimillionär Basil Zaharoff, dessen Anwesenheit in London immer eifrig beredet wird, ist plötzlich heute morgens ebenso geheimnisvoll nach Paris abgereist, wie er vor einiger Zeit in London angekommen war.

3

Und dann, plötzlich, ist es zu Ende. Nichts mehr in den Zeitungen, nichts. Alles spricht dafür, daß Zaharoff buchstäblich von einem Tag auf den andern die Zügel aus der Hand gelegt hat. Wir schreiben den 15. Mai 1923 — das Datum wird zu fixieren und hier wird in ganz anderem Zusammenhange wieder anzuknüpfen sein. Um es im voraus zu verraten: da biegt die Fährte des alten Herrn mit jäher Wendung von der Hauptstraße ab auf einen Privatweg. Auf der Konferenz von Lausanne, der zweiten und letzten, geht wohl alles nach dem politischen Konzept des Herrn Bonar Law und nach dem kommerz-strategischen Konzept des Herrn Zaharoff und seiner Freunde, aber von einem persönlichen Eingreifen des Levantiners fehlt jede Spur. In diesem tollsten Rennen der Wirtschaftsgeschichte geht das Pferd des alten Mannes als erstes durchs Ziel, aber er führt es nicht zur Waage, er ist gar nicht anwesend, er weilt wieder einmal ganz anderswo.

So können wir uns in Kürze fassen. Der Abgesang vom Alexanderzug eines Mannes aus Tatavla ist so heroisch, listenreich und brutal, wie es dem Anlaß und der Person, wie es dem Abenteuer und dem Abenteurer gemäß ist. Mit dem Einsetzen der neuen Konferenz von Lausanne begann die während der letzten Monate aus so guten Gründen gestützte Reichsmark wieder zu fallen. Die Markstützung und damit der deutsche Ruhrwiderstand hatten ihre Schuldigkeit getan. Nun, da die Schäflein so gut wie im trockenen und die Türken isoliert und so gut wie kirre gemacht waren, nun, da Herr Zaharoff launenhafterweise oder weiß Gott warum sonst sich auf private Wege zurückzog, hatte die Schürung des deutsch-französischen Abenteuers seinen Sinn verloren. Man beschloß es zu liquidieren und die grande nation an der Ruhr ein wenig siegen zu lassen; also desinteressierte man sich an der Reichsmark — schon glitt sie langsam aber sicher dem Rande des Abgrunds zu. (Sicher, aber nur langsam — noch hielt man die Franzosen während der Konferenz in Schach.) Die Türken behaupteten, in Mossul wohnten (abgesehen von jenen Minderheiten, die allen „Umsiedlungen" und Massakers zum Trotz auf eine rätselhafte Weise doch noch am Leben geblieben waren) 281.000 Kurden, 146.000 Türken und 43.000 Araber; und da die Kurden turanischer Abstammung seien, also eigentlich so gut wie Türken, sei die Bevölkerung Mossuls rassenmäßig zu fünfundachtzig Prozent für die Türkei. Aber die Engländer konstatierten, daß in Mossul 454.000 Kurden, 185.000 Araber und nur 65.000 Türken zu finden seien. Und die Kurden seien nach Ansicht der englischen Forscher nicht turanischer sondern iranischer Herkunft! Also betrage der Anteil der Türken an der Bevölkerung Mossuls nicht 85 sondern nur 8 Prozent! Sich über diese kleine Meinungsverschiedenheit zu unterhalten und in

camera caritatis zu einer Verständigung zu kommen, sollte England und den Türken für die nächsten Monate vorbehalten sein. Mit diesem Vertrag schloß die Konferenz. Er ist datiert vom 24. Juli 1923. Die Reichsmark, hiernach politisch vollends uninteressant geworden, vollends fallengelassen, geriet schon wenige Tage später in ihrem Gleiten über den Rand des Abgrunds hinaus und stürzte ins Bodenlose.

Bleibt zu berichten, daß Kemal Pascha den verbreiteten Fehler nationaler Diktatoren beging und sich mit seinen Klerikern überwarf: im März 1924 gab er das Kalifat auf. Wodurch für England ein Konflikt mit den nun auch nach dieser Richtung isolierten Türken jede panislamitische Gefahr verlor — man konnte es sich leisten, den projektierten Mossul-Verständigungsversuch scheitern zu lassen. Und da England sich also mit den Türken nicht einigen konnte, entsandte der Völkerbund zu Ende des Jahres 1924 ein Dreimännerkollegium nach Mossul, um an Ort und Stelle zu untersuchen, wie es denn eigentlich um dieses Nationalitätenproblem bestellt und ob die Kurden nun also turanisch oder iranisch gestimmt seien oder wie sonst.

Da aber setzt der Vorfall ein, den wir hier noch als letzten registrieren müssen, ehe wir den Bericht über diesen Öl-Weltkrieg schließen. Die drei Herren vom Völkerbund langten in den letzten Januartagen 1925 in Mossul an — und zu Ende der ersten Februarwoche ging es los. Eine kurdische Revolte gegen die Türken. Eine religiös-national-konservative Volksbewegung gegen das westlerische Angora! Und vierzehn Tage später hatten die Aufständischen sich gar noch einen Sohn des toten Abdul Hamid verschrieben, einen der Schützlinge des Herrn Untermeyer, die auf Grund jener alten allerhöchsten Schiebung das Wilajet Mossul samt seinem Öl beanspruchten — und dieser dürftige Prinz wurde nun in

aller Eile zum König von Kurdistan ernannt! Kein Zweifel: da nähte jemand mit doppeltem Zwirn: Erstens gehört Mossul den bodenständigen Kurden, die sich offenbar entschlossen haben, die Belehrung durch die englischen Rassenforscher zu akzeptieren und nicht turanischer sondern iranischer Abstammung zu sein und dementsprechend über die Türken herzufallen. Und zweitens gehört Mossul den Kurden nicht nur auf Grund ihrer Bodenständigkeit sondern erst recht und doppelt auf Grund der Erbansprüche ihres zu diesem Zwecke in aller Eile gewählten Königs! Diesen legitimen Ansprüchen gegenüber ist Herr Kemal Pascha ein windiger Usurpator. Bleibt die nüchterne Frage: Wer dirigiert da? Wer führt da angesichts der Völkerbunddelegierten in so meisterlicher Weise Regie?

Und dann, am 11. März, fällt in einem Bericht aus Konstantinopel zum erstenmal der Satz:

„Hier herrscht allgemein die Tendenz, die Revolte auf britische Anstiftung zurückzuführen."

Und der Satz:

„Beschlagnahmte Dokumente erbringen den Beweis, daß der Aufstand weite Verzweigungen hatte. Auch in diesem Zusammenhang werden die Engländer als mitschuldig angesehen."

Und dann — endlich dann:

„Es sind Briefe gefunden worden, adressiert an das kurdische Kriegsministerium. Und abgesandt von einem ausländischen Waffenfabrikanten."

Da aber, scheint es, sind wir wieder bei Herrn Zaharoff angelangt. Einmal noch, zum letzten Mal im Rahmen dieses Weltringens um das mesopotamische Erdöl hebt sich das Profil des Greises mit dem schlohweiß gewordenen Spitzbart aus dem vernebelten Hintergrund. Einmal noch, zum letzten Mal, scheint es, daß seine knöchernen Finger

die Karten des Völkerschicksals gemischt haben. Und als er damit zu Ende war, war auch der Weltkrieg um das Erdöl zu Ende. Frankreich, England, Deutschland, Amerika samt Griechen, Türken, Arabern, Drusen und Kurden. Darüber war er sechsundsiebzig Jahre alt geworden. Und er sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war furchtbar.

Nun aber — war er es wirklich gewesen? Daß kein anderer als Sir Basil Zaharoff jener „ausländische Waffenfabrikant" gewesen sei, behauptet unser türkischer Gewährsmann und Träger des berühmten Namens E., der bewährte Zeuge St., der gewissenhafte Otto Lehmann-Russbueldt in seiner „Blutigen Internationale der Rüstungsindustrie", das Berliner Biographische Archiv und mehrere Zeitungsstimmen. Aber Beweise werden nicht beigebracht, und auch uns ist es nicht gelungen, mehr zu liefern als dieses und jenes Indiz. Die Frage, ob der alte Mann da also wirklich noch einmal hervorgetreten ist oder nicht, ob er es selbst war oder nur die unpersönliche Firma Vickers oder etwa einer von den Jüngern und Schülern des Geheimnisvollen — diese letzte Frage bleibt ohne Antwort.

Zurück zu unserem Bericht! Der ölpolitische Sinn der kurdischen Revolution erhellte schon wenige Tage später — am 15. März. Da meldet Reuter aus Bagdad:

„Eine Konvention, die 75 Jahre in Kraft bleiben wird, wurde hier gestern zwischen der Türkischen Petroleumgesellschaft und der Regierung des Irak unterzeichnet. Sie betrifft die Petroleumausbeute in diesem Lande. Es besteht der Plan, eine Rohrleitung nach dem Mittelländischen Meere zu bauen.

Die Teilhaberschaft an der Türkischen Petroleum-Gesellschaft wird gleichmäßig auf die vier interessierten Grup-

pen verteilt, mit einem kombinierten Kapital von einer Milliarde Pfund Sterling, nämlich auf die Anglo-Persian Oil Co., die Royal Dutch Shell-Gesellschaften, sieben der hauptsächlichsten amerikanischen Gesellschaften einschließlich der Standard Oil Co. und 65 französische Gesellschaften. Die Konvention sieht vor, daß der Chairman immer britisch sein soll."

Die Schlacht war damit geschlagen. Das ist der Ölfriede von Mossul. Verstanden es auch Frankreich und Amerika, sich einen Happen zu sichern — der Mossul-Friede beendet doch einen für die Sache des Herrn Zaharoff siegreichen Krieg. Sein Name scheint bei diesem Friedensschluß nicht mehr auf.

Zu ergänzen ist, daß, gleichzeitig mit dem Kurdenaufstand gegen die Türken, in den ersten Tagen des März die Drusen gegen Frankreich sich in Bewegung setzten. Sie erwiesen sich als ausgezeichnet bewaffnet, ohne daß die Herkunft der Waffen festzustellen gewesen wäre. Da nun aber am 15. März der Frieden unter den großen Mächten zustande kam, wurden Kurden und Drusen durchaus uninteressant und man empfand ihre selbsttätig weiterlaufende religiöse beziehungsweise nationale Entfachtheit als lästig. Sie wurden blutig niedergeworfen. Die Kurden von den Türken, die Drusen von Frankreich, wobei liebenswürdigerweise sogar die Engländer halfen. Am Weihnachtstage 1925 entschied dann der Völkerbund auf Grund der Eindrücke seiner an Ort und Stelle entsandten Delegierten über die Frage, wem nun also das Gebiet von Mossul gehören sollte. Aber selbst wenn es niemals eine kurdische Revolution gegeben hätte — schon durch den Friedensschluß der Öl-Großmächte standen die Herren von Genf vor einem fait accompli. Wir haben es gelesen — die Mächte, die sich im voraus verständigt hatten,

repräsentierten tausend Millionen Pfund Sterling. Eine irdische Instanz, die gegen diese Ziffer etwas unternehmen könnte, ist nicht vorhanden. Also ließ der Völkerbund an jenem Weihnachtstage des Jahres 1925 die Türken fallen und sprach Mossul dem Irak zu.

Abgesang dieses Abgesanges:

Anfang 1926 beschlossen die Türken, sich dies nicht gefallen zu lassen und gegen England Krieg zu machen. Es ist das die Zeit, da Chamberlain auf eine Frage des Abgeordneten Ponsonby erklärt, man dürfe die Türken ruhig bewaffnen, denn ein Krieg der Türkei gegen England komme nicht und nie mehr in Betracht. Er hatte vielleicht nicht ganz unrecht, denn er kannte damals schon den englischen Gegenzug. Es gibt da in Kleinasien eine hübsche Provinz Cilicien (dieselbe, die Lloyd George anläßlich der Pariser Friedensverhandlungen von 1918 nach der einen Version mit Sizilien, nach der anderen mit Silesien, zu Deutsch Schlesien verwechselt haben soll). Um nun den kriegslustigen Türken die Hände zu binden, versprach man dieses Cilicien — nein, für diese Behauptung übernehmen wir wieder einmal nicht die Haftung. Die Darstellung kommt aus Frankreich und aus dem Munde des wenig englandfreundlichen Henry de Jouvenel:

„Zu Beginn des Jahres 1926, als die Entscheidung des Völkerbundes in der Mossulfrage beinahe einen englisch-türkischen Krieg verursacht hatte, bot England den Italienern als Lockspeise Cilicien an. Ich befand mich damals, als Oberkommissär von Syrien, zu Besuch in Angora. Ich persönlich habe nicht den geringsten Zweifel, daß die damals zwischen England und der türkischen Regierung zustande gekommene Verständigung überaus beschleunigt wurde durch die Angst der Türken vor einer italienischen Landung in Cilicien. Die Türken gaben also England ge-

genüber klein bei — und Italien sah sich um ein militärisches Abenteuer betrogen."

Bleibt zu berichten, daß die neuen Kompagnons von Mossul, die Unterzeichner des endgültigen Mossul-Friedens, alsbald in Hader fielen. Es ging um die Röhrenleitung von den Ölfeldern nach dem Mittelländischen Meer. Frankreich wollte sie durch Syrien führen — England verlangte einen weiten südlichen Bogen über englisches Schutzgebiet. Amerika blieb in diesem Konflikt neutral. Nach jahrelangem Feilschen einigte man sich. Die Leitung, die jetzt eben ihrer Vollendung entgegengeht, führt von Mossul aus westwärts bis nach Transjordanien. Dort teilt sie sich; der eine Zweig führt nach dem französischen Syrien, der andere nach dem englischen Palästina. Spielte das nun einmal auf biblischem Boden, so bedurfte es eben auch einer biblisch-salomonischen Lösung.

Ein Wort noch über die Beute in diesem Weltkrieg, ein Wort noch über das Mossul-Öl, um das eine Milliarde Pfund Sterling in Bewegung gesetzt ward, um das Könige und Minister gestürzt und Verträge geschlossen und Verträge zerrissen wurden, um das ein Mann aus Tatavla Jahr um Jahr seines Greisenlebens rang wie ein Ringer und um das ein halb Dutzend Völkerschaften blind heroisch, unter entrollten Fahnen, seine Jünglinge auf den Schlachtfeldern bluten ließ. Nach großen Anfangserfolgen, nach lauten Prophezeiungen der Ingenieure, nach festlichen Hoffnungen vor allem in Frankreich wurde es um das Mossul-Öl langsam still. Die Produktionsberichte sind widersprechend. Denen, die sagen, daß dort ein Öl-Meer seiner Aufschließung harrt und daß diese Aufschließung nur aus Gründen der Markt- und Preiskontrolle verzögert wird, stehen andere gegenüber, die behaupten, daß die Ergiebigkeit der mesopotamischen Quellen hinter den Vorausberechnungen weitaus zurückbleibt. Die Zukunft wird lehren, wer recht

hat. Und wenn die recht haben, die sagen, daß es jenes Öl-Meer nicht gibt? Dann wäre wieder einmal ein Weltkrieg geführt worden um nichts.

Nein, nicht um nichts. Hier stehe der Brief eines gewissen Vahan Cardashian, Bevollmächtigten der Delegation der armenischen Republik, an den amerikanischen Senator Borah:

„Ich erhebe Klage, daß zwei Mitglieder des Kabinetts des Präsidenten die armenische Sache in der Konferenz von Lausanne zu Tauschzwecken benützt und eine Verschwörung angezettelt haben, die zur Folge hatte, daß nahezu eine Million Armenier für einen Anteil am Mossul-Öl aus der Heimat ihrer Väter vertrieben wurden und daß jetzt Ränke geschmiedet werden, um sich in den Besitz der Erdöllager in den verlassenen Wohnstätten der Opfer zu setzen. Ich erhebe Klage, daß diese Männer und ihre Komplicen an diesem Frevel das Auswärtige Amt als ihr williges Werkzeug benützt haben und noch heute benützen, um ihren ruchlosen Plan auszuführen. Eine Regierung, die legitime amerikanische Rechte ausgeliefert hat und dann so schamlos war, die Luft mit falschen Angaben, Gerüchten, Lügen zu erfüllen, um die öffentliche Aufmerksamkeit abzulenken von ihrer schändlichen Politik — eine solche Regierung (ich klage an!) wird nicht zögern und hat nicht gezögert, ein paar Bevorzugten zulieb für Erdöl zu verkaufen uns armenisches Volk und unser Vaterland."

Ach, da haben wir also noch eine Million Armenier auf die Rechnung zu schreiben — wir hätten es fast übersehen. Doch geht es in diesem Briefe ja schon um Armenien und Amerika — und von Herrn Basil Zaharoff ist darin nicht mehr die Rede. Das Schicksal dieser tausendmal Tausend massakrierten oder sonstwie vor die Hunde gegangenen Armenier, Blut gegen Erdöl, Soll und

Haben, wird weiterhin auf anderen Rechnungskosten anderer Herren zu verbuchen sein. Uns interessiert das nicht mehr. Wir sind als Erdöl-Detektivs hiemit entlassen.



Ein alter Herr privat



1

Jetzt aber, da Sir Basil Zaharoff kurz vor dem Ziele listig einen Haken geschlagen hat und von der staubigen Heerstraße unversehens abgebogen ist auf einen kiesbestreuten und palmengesäumten Privatweg, schlohweißen Haares, gestützt auf einen Stock, doch steif aufrecht noch immer, wie es einem geziemt, der mit dem Tode auf Du und Du steht — jetzt wollen wir ihn uns wieder einmal ansehen, unseren Glückspilz! So ist er also nun wirklich über all dem in die Jahre gekommen, die man bei sterblicheren Menschen den Lebensabend nennt? Wir aber haben ihn im Verdacht, er habe über seiner meteorischen Erdenbahn, über dem Sturz nach oben, Eines vergessen und übersehen, für Eines nicht Zeit gehabt: für das Leben selbst. Ja — wie steht es damit? Jetzt, auf Privatwegen wandelnd, hat er Muße und jetzt gebe er Rechenschaft!

Wo haben wir ihn zuletzt gesehen, den Privatmann Zaharoff? Das war nach dem Weltkrieg, den er nach kleiner und vorübergehender Anfechtung mit der Stärke eines robusten und unbewölkten Gewissens durchlebt hatte und an dessen Ende er dastand, der Mächtigsten einer, vielleicht der Reichste, sinnbildlich legendenreif. Orden, Titel hat er eingesammelt, Lehrkanzeln, Kriegsspitäler hat er gestiftet — der „große Philanthrop", wie er unter einem Bilde der Miss Yvonne Zaharoff genannt worden ist. Nein, man lache nicht über diesen Ehrennamen! Es ist aus jenen Tagen ein Ausspruch überliefert, den Basil Zaharoff seinem Freunde O'Connor gegenüber getan hat: „Immer wenn ich

Geld verdiene, halte ich Ausschau danach, wie ich es wohl zum Besten meiner Mitmenschen am zweckmäßigsten wieder verwenden könnte." Nochmals: man lache nicht! Wäre das Scherz, so wäre dieser Scherz furchtbar. Aber der Ausspruch ist ernst gemeint — und diese Unerschütterlichkeit ist vielleicht noch furchtbarer. „Ich wünsche allen Königen und Ministern die Ruhe meines Gewissens", läßt Emil Ludwig ihn in der uns bekannten Szene sagen. Herr Zaharoff spendet. Er spendet nicht nur Lehrkanzeln, Kriegsspitäler, Seemannsheime, einen Literaturpreis. Er spendet für arme Kinder. Er spendet zweihunderttausend Franken, damit die französischen Sportsleute an der Amsterdamer Olympiade teilnehmen können. Er spendet für ein Seucheninstitut in Athen. Für die Interparlamentarische Union in Paris. Für griechische Gesandtschaftsgebäude. Für den Fußballklub Tatavla. Und all das so sehr zweckhaft, so sehr zielgerichtet bis ins Privateste, daß schließlich selbst das Romantische bei diesem Manne in Bahnen läuft, wie bei anderen ein Geschäft. Man gedenke nur des romantischen Hasses, des Ödipus-Hasses gegen das türkische Vaterland, zu dem den Greis nun wirklich noch die letzte Kurve der höherkletternden Lebensspirale heimwärts getragen hat. Da rennt er affekthaft romantisch und nüchtern zielgerichtet zugleich dieses Lebensrennen, Jäger und Gejagter in einem, mit der Peitsche des Kindheits-Elends hinter dem Rücken — Machtraffer, Geldraffer, Ordens-Sammler, Königinnen-Vertrauter und Lebensfreund einer Granden von Spanien. Ja, es geht noch immer um die mit den dreiunddreißig Namen, um jene Maria del Pilar Antonia Angela Patrocinio Simona de Miguero y Beruete, die Herzogin. Es ist ein Menschenalter her, mehr als ein Menschenalter, daß der Aventurier, der Casanova von Petersburg, der Mann mit den grellen Kravatten, der unglückselig Gefundenen be-

gegnet ist. Und wie die Beziehung zu dieser Frau am Anfang der Laufbahn Sir Basil Zaharoffs steht — so steht sie an ihrem Ende. Das ist die letzte und verwegenste Wendung: Hinter Kanonen und Erdöl, hinter Millionen zertretener Leben und Millionen in Gold, hinter Börsenschlachten und Drahtziehertriumphen bleibt die letzte Geschichte dieses Mannes seine Liebesgeschichte. Die nüchternste und zugleich romantischeste Liebesgeschichte, durchaus und in jeder Einzelheit der Art dieses Mannes und der Größe seines Schattens auf diesem Erdball gemäß. Sie ist hier zu erzählen.

Oder eigentlich: ihre Fortsetzung ist hier zu erzählen. Denn ihren Anfang kennen wir. Ein Mann von vierzig Jahren, Abenteurer mit mehr als dunkler Vergangenheit, begegnet dieser jungverheirateten Verwandten der spanisch-bourbonischen Könige — und er, der in orientalischen Jugendjahren mit menschlichen Leidenschaften und vielleicht auch mit seiner eigenen Leidenschaft Handel getrieben hat, sieht diese zweckhaft flüchtige Beziehung zu einer preisgegebenen Frau seinen griffsicheren Dirigentenhänden, dem Machtbereich seines kühlen Willens entgleiten und sich wandeln zu einer Liebe. Verweilen, besitzen will er, dieser zielgerichtet Lebendige, er will ganz und für immer und vor aller Augen und gemäß dem so oft von ihm verhöhnten, so oft gebrochenen bürgerlichen Gesetz der Ehegatte sein dieser Fremden aus einer fremden Welt! Ach, wir wissen, wie dieser bürgerlich-romantische Traum verblaßt. Die fromme Katholikin kann an Scheidung nicht denken. Der bourbonische Gatte, krankhaft spätgeborener Sproß eines müde gewordenen Geschlechts, ist in Irrsinn gefallen und hinter den Mauern einer spanischen Anstalt verschwunden. Aber sein Licht flackert immer noch und will nicht verlöschen. Er stirbt nicht. Und so ernüchtert sich das verwegene Abenteuer der ersten Stunde

über bürgerlich-romantische Pläne weiter zu einer behutsamen Vernunft des Alltags. Die Frau, die Herzogin wird nicht frei. Aber sie kann dem Freund ihrer Wahl Jahr um Jahr ins Ausland folgen, auf Reisen, an jene südliche Küste Frankreichs, die einem durch diese halben Geheimnisse einer immer wieder zu erobernden, verhöhnten, umkämpften Gemeinsamkeit erinnerungsträchtig wird und ans Herz wächst. Das Licht jenes Irren aber — das Licht flackert immer noch.

So vergeht Jahr um Jahr. Was dazwischen sich drängt an Kriegen und Bündelung, an Machtrausch und Raffgier, an zäher Schweigsamkeit und hartem Schritt über Niedergetretene — wir haben es festzuhalten versucht. Auch daß der Spanierin da irgendwo zwei Mädchenkinder aufwuchsen — wir erinnern uns der Photographie, die wir der saffianledernen Brieftasche eines Herrn in den besten Jahren in einer müßigen Minute entnommen haben! Sie sind inzwischen Mädchen geworden und Frauen — die Namen ihrer Gatten klingen uns von irgendwoher aus dem Lärm gekriegter Rüstungskriege und geschlagener Verwaltungsratsschlachten noch im Ohr. Dieser Lärm ist verhallt, die Brände sind ausgebrannt. Die jungen Frauen, Kinder aus zwiespältigem Blut, sind inzwischen tief in ihre eigenen Leben hineingeschritten. Der Mann aus Tatavla aber und die spanische Herzogin warten. Denn das Licht jenes Irren hinter den Mauern — das Licht flackert immer noch.

Soweit kennen wir diese stille Tragödie eines rauschhaft mit Erfolgen, Siegen, Eroberungen überschütteten Lebens; so weit hat sie da und dort hinter diesen Erfolgen, Siegen, Eroberungen für Augenblicke hervorgeschaut. So viel wissen wir, daß der Eroberer und seine Gefährtin darüber alt geworden sein müssen — sehr alt. Und nun, da die Brände ausgebrannt und die Siege gesiegt sind, wird es sich uns

erweisen, daß diese Ergreisten, Mann und Weib, mit der Treue romantisch Liebender und mit der Zähigkeit alter Menschen festhalten an dem Hochzeitsplan der Jugend — immer noch, am Rande des Todes noch. Es ist, als wollte da etwas nicht stimmen in der Mathematik unseres Meteors. Du kannst nur Helenen besitzen — oder das Gold; und nie beides. Und so ist es eben dieses, was den Geheimnisumwitterten, den Händler ungezählter Tode noch auf dem Gipfel seines Lebens, seiner Macht, seines Reichtums beschäftigt und nicht zur Ruhe kommen läßt. Solange der Mann aus dem Elendsviertel Konstantinopels der spanischen Herzogin nicht in seinem Sinne ebenbürtig geworden ist, solange er nicht besitzt und ihr geben kann, was trotz allem jener Irre besitzt und ihr hätte geben können — solange ist sein Leben noch ungelebt. Darum und nicht zu Zwecken seiner geschäftlichen Räubertaten rafft er Titel und Würden an sich. Darum und nicht aus einer billigen Großmannssucht kauft er Schlösser, Fürstenschlösser allenthalben im Lande. Es ist der geheime Königstraum eines Jünglings, der Traum eines Knaben, der im Gehirn des Greises umgeht. Und der nun, da der Gipfel erreicht und der schwarze Abgrund vielleicht nicht mehr fern ist, in die Wirklichkeit umgesetzt wird mit all der zähen Schlauheit eines levantinischen Rechners, mit all der Verwegenheit eines Mächtigen, der auf dieser Erde nichts mehr zu fürchten hat. Haben wir so vielem nachgespürt, so wollen wir es uns nicht verdrießen lassen, auch noch dieses letzte Geschäft des Herrn Basil Zaharoff zu durchforschen.

Es ist zunächst nicht mehr als eine vertrackte Affaire, eine Zaharoff-Affaire. Man hat bisher gewissermaßen nur das herausragende Ende gesehen, bestehend darin, daß Sir Basil eines Tages als Besitzer der Spielbank von Monte Carlo auftaucht; aber der Sinn der Transaktion ist ein un-

gleich verwegen-menschlicherer als nur solch ein Heimfinden in die alte Fremdenführerherrlichkeit und zu den „tripots" der Jugend. Es handelt sich klipp und klar darum, daß sich Zaharoff anläßlich der Teilung der Erde von 1918 höchst privat und für seine persönlichen Zwecke eines Fürstentums bemächtigt hat.

Ein Wort zur Geschichte! Da ist dieses sogenannte Fürstentum Monaco — sogenannt, denn seit einem Vertrage von Péronne aus dem Jahre 1641 ist es ein Teil Frankreichs, und dem Fürsten, einem Grimaldi, bleibt nicht mehr gewahrt als eine Schein-Souveränität. Es wird ihm eine französische Garnison ins Land gelegt, der Fürst heißt ihr „capitaine et gouverneur" und bekommt eine Uniform, aber kommandiert, wirklich kommandiert wird von Paris aus. Immerhin — dieses oder jenes kleine Privatrecht bleibt dem Fürsten gewahrt. So das, im Jahre 1863 einem ehemaligen Kellner namens François Blanc, der es bis zum Spielbankleiter in Bad Homburg gebracht hat, die Konzession zur Gründung eines Kasinos in Monte Carlo zu erteilen. Dieses Kasino wird über kurz zu einem der lukrativsten Geschäfte auf diesem Erdball und bleibt das auch noch nach dem Tode des Gründers, da der Nutzen schon geteilt in fünf Taschen fließt: den drei Söhnen des François Blanc haben sich zwei nun schon aus hochadligen Kreisen zugeheiratete Schwiegersöhne assoziiert — ein Fürst Radziwill, ein Prinz Bonaparte. Aber dann erhebt die Exkaiserin Eugenie gegen diese Spielbank-Teilhaberschaft eines Bonaparte Protest, man wandelt den Familienbetrieb in eine unpersönlich-nüchterne Aktiengesellschaft, und von den zwei Schwiegersöhnen und den drei Söhnen bleibt nur ein einziger, Camille Blanc, als Präsident im Geschäft. Als Präsident allerdings nicht nur dieser Aktiengesellschaft; er ist de facto der Präsident des Staates, er ist der absolute Herr und ungekrönte Herrscher des

Fürstentumes — dessen Fürst nun also auch auf diesem Gebiete zu einer Schein-Souveränität erniedrigt wird. Dieses Sicherniedrigenlassen ist für den Fürsten allerdings fast ein so gutes Geschäft wie die Spielbank für die Familie Blanc. Denn wer bezahlt die Steuern für die zwanzigtausend Bürger dieses Gemeinwesens? Das Kasino — also Herr Blanc! Wer bezahlt die Polizei, die Justiz, Armee, Bauten? Das Kasino — also Herr Blanc! Ja wer bezahlt den unersättlichen regierenden Fürsten selbst, seine Apanage sowohl wie auch seine zahlreichen Sonderwünsche und Sondervergnügungen von einem großen Auto bis zu einem kleinen Sperrfort über dem Hafen? Das Kasino — also Herr Blanc! Herr Blanc bezahlt alles. Er läßt es sich etwas kosten, in diesem Lande Regent über dem Regenten zu sein. Und er findet seine Rechnung dabei. So lange, bis der große Krieg der großen Vergnügungsindustrie ein wenig zu stark Konkurrenz macht und flauere Geschäfte bringt. Und bis der apanagefreudige Grimaldi anhebt, mit seinem Geldlieferanten unzufrieden zu werden. Das ist im Sommer 1918. Und da fällt ein Nebel.

Ein Nebel, der zu einem kleinen Szenenwechsel verwendet werden soll. Wir heißen jetzt wieder einmal Herr Basil Zaharoff, wir sind neunundsechzig Jahre alt und im Begriff, in einem so gut wie schon gewonnenen Krieg der eigentliche Kriegsgewinner zu werden, mit Macht, mit Ehrentiteln, mit mehr blankem Gold als irgend ein lebendiger Mensch zur Zeit in seinen Händen vereinen mag. Wo wohnen wir, wenn wir nicht eben in Paris oder London beschäftigt sind und einen Weltkrieg mitdirigieren? Wir haben da ein Landhaus in Beaulieu, an der blauen Küste, die einer Frau aus Spanien wohlbehagt. Lockt sie das Leben, sehnt sie sich aus der verschwiegenen Ungebundenheit unseres Parkes hinaus nach Zerstreuung, so

fahren wir nach Monte Carlo hinüber und schreiben uns wie alle anderen in das Besucherbuch an der Kasinotüre und erlustigen uns an diesen Irren aus aller Welt, denen das Fell im westlich schimmernden Prunksaal doch nach allen Regeln Tatavlas über die Ohren gezogen wird. Kein übler Bursche, dieser François Blanc, der diese Menschenfalle errichtet hat. Und wären wir nicht durch einen Zufall Kanonenbauer geworden — wir wollten ein Croupier sein! Sogar in vertrautem Kreise äußern wir uns in solchem Sinne gelegentlich — die Gäste lachen, die Spanierin lacht dann mit einer dunklen Stimme, die uns heute noch, nach so vielen Jahren noch, ins Blut und zu Herzen geht.

Bis eines Tages, im Frühsommer 1918, plötzlich Ernst wird mit diesem Gedankenspiel. Es meldet sich bei uns ein Herr Graf Balny d'Avricourt, Minister Seiner Hoheit des Prinzen von Monaco, der eben mit seinem Geldlieferanten unzufrieden ist und der, von großem Herrn zu großem Herrn, behutsam die Frage aufwirft, ob und wieweit — Aber nein, hier fällt ja eben jener Nebel über die Ereignisse. Da er sich lichtet, ist zum mindesten ein Vertrag zustandegekommen. Ein geheimer Optionsvertrag. Herr Basil Zaharoff wird die Möglichkeit haben, zu einem von ihm noch zu bestimmenden Zeitpunkt sich des Kasinos von Monte Carlo zu bemächtigen und die Söhne und Schwiegersöhne des ingeniösen François Blanc vor die Türe zu setzen. Wann das geschehen soll, wie das geschehen soll, was an gutem Geld bei dieser Gelegenheit zu wandern haben wird aus einer Tasche in eine andere Tasche — das bleibt im Dunkel. Und nur so viel ist sicher, daß es Herrn Basil Zaharoff schon bei dieser ersten Fühlungnahme mit dem Riviera-Nachbarn nicht einfach um das Spielkasino gegangen sein muß — sondern um mehr. Darum, auf dem Wege über das Spielkasino den geldbe-

dürftigen Fürsten in die Hand zu bekommen. Und auf dem Wege über den Fürsten das Fürstentum. Denn das gerade ist es, was der Mann aus Tatavla noch nicht besitzt und was er, zähen Träumen und geheimsten Lebensnotwendigkeiten zuliebe, als einziges noch erobern, erraffen, besitzen muß: ein Fürstentum für eine Frau.

Wie weit Albert, Prinz von Monaco, schon damals seinem gefährlich-gefälligen Partner in die Karten geschaut haben mag — das bleibt ungewiß. Ob er samt seinem gräflichen Minister so harmlos war, nicht zu sehen, was da gespielt ward, oder ob er es sah und sich großherrlich achselzuckend darein fand, etwa gar von seinem mühsam vergoldeten Throne vollends zu lassen und dagegen für den hoffentlich langen Rest eines prinzlich geldbedürftigen Lebens wahrhaft aus dem Vollen zu schöpfen und ohne Sorgen zu sein — auch darüber wird nicht so bald abschließend zu sprechen sein. Fest steht nur, daß wir den Prinzen von da ab den Weisungen des Levantiners lammfromm gefügig finden. Und er fährt dabei, vom Prestigestandpunkt betrachtet, zunächst durchaus nicht schlecht.

Denn kaum ist der Geheimvertrag zwischen Herrn Zaharoff und der Krone von Monaco zustandegekommen, da erfährt diese Krone eine ganz unerwartete Machterhöhung und wird auf Hochglanz poliert. Was ist dieses scheinsouveräne Monaco? Eine Provinz Frankreichs! Dagegen hat das Haus Grimaldi seit ein paar Jahrhunderten vergebens sich zu wehren gesucht. Jetzt aber, wo ein gewisser Herr aus der Levante sich für die Sache zu interessieren beginnt, jetzt ist das etwas anderes. Jetzt kommen die seit einem Vierteljahrtausend in Pariser Ämtern und Archiven festgefrorenen fürstlich monegassischen Staatsnoten wieder ins Schwimmen. Denn der Herr aus der Levante kann seine Pläne mit diesem kleinen Fürsten nur aus-

führen, wenn dieser Fürst souverän ist und über Land und Krone wirklich verfügen kann — ohne sich erst in Paris dafür den Segen holen zu müssen.

In Paris aber kommandiert ein Mann, zu dem der Herr aus Tatavla nahe und bewährte Beziehungen unterhält: Monsieur Georges Clémenceau. Und nun ereignet sich tatsächlich das Abenteuerliche, daß mitten im Weltkrieg, am 17. Juli 1918, dieser Monsieur Clémenceau mit dem Prinzen von Monaco ohne jeden sichtbaren Anlaß einen Vertrag schließt — besagend, daß Monaco von nun ab staatsrechtlich wieder als ein selbständiges Fürstentum zu betrachten sein wird! Noch auffallender und für den mit der mitgeteilten privaten Vorgeschichte nicht Vertrauten unverständlicher als die offensichtliche Anlaßlosigkeit dieser Aufgabe eines noch dazu an der empfindlichen italienischen Grenze liegenden Gebietsteiles (und das mitten im Kriege) ist der Umstand, daß dieser Vertrag sorgfältig geheimgehalten wird. Bis er (denn irgendwann muß er schließlich veröffentlicht werden!) im Jahre 1919 ganz nebenbei auftaucht, unbemerkbar für den Nichtspezialisten, sozusagen im Kleingedruckten, und zwar — im Vertrag von Versailles. Dort liegt er in Teil XV, Artikel 436, begraben, unter so vielen lebenswichtigeren Teilen und Artikeln, daß man nicht so leicht hinfindet. Und sollte doch einer hinfinden — der großen Presse wird ein Wink gegeben, über diesen Artikel 436 einfach zu schweigen. Bleibt ein einziger unangenehmer Interpellant in der französischen Kammer, der Senator Gaudin de Villaine, der uns schon zweimal durch seine Wachsamkeit aufgefallen ist und der nun auch in diese dunkle Geschichte hineinzuleuchten versucht. Aber erwähnt er auch den auffallenden Befehl an die Zeitungen, diesen verdächtigen französisch-monegassischen Geheimvertrag totzuschweigen, und sticht ihm auch ein besonders verdächtiger Artikel III dieses ver-

dächtigen Vertrags in die Augen, welcher Frankreich „zu finanzieller Hilfe verpflichtet im Falle des Zusammenbruchs der Spielbank von Monaco" — er weiß doch nichts über die wirklichen Zusammenhänge und so macht Herr Poincaré, an den sich diese Interpellation richtet, ihn ohne besondere Schwierigkeit mundtot.

Wir aber wissen mehr als Herr Gaudin de Villaine, wir kennen den Mann im Schatten, der hinter diesem abenteuerlichen Vertrag steht, und so haben wir weiter der Privataffaire des Herrn Zaharoff quer durch die Weltgeschichte zu folgen.

Von seiner Option sogleich Gebrauch zu machen hat er keine Zeit. Es ist Herbst 1918, es wird November — und da bricht der Frieden aus. Und dann ist Herr Zaharoff verstrickt in einen Ölkrieg gegen Frankreich. Im Juli 1921, zur Zeit der großen Griechen-Offensive, da Konstantinopel vor dem Fall und Kemal Pascha vor der Übergabe steht — in diesen Julitagen befindet sich Sir Basil Zaharoff, Kriegsherr, Ölherr, Bankherr und „premier inspirateur de la politique anglaise" auf dem Gipfel seiner Macht. Und eben da soll ihn — wenn wir einer Aussage der nicht immer ganz verläßlichen Zeugin Baronin P. vertrauen wollen — aus Spanien die Nachricht erreicht haben, daß jener irre Gatte der Herzogin jetzt endlich dem Verlöschen nahe sei. Etwas dergleichen muß tatsächlich geschehen sein — denn jetzt, in eben diesen Julitagen 1921, tritt der Mann aus Tatavla unversehens zum ersten Mal als Bevollmächtigter der Herzogin hervor. Er ist wohl sicher, daß da bald nichts mehr zu verbergen sein wird. Er erwirbt im Namen der Frau ein Schloß — Schloß Balincourt, nah bei Paris, einst Eigentum jener Baronin Vaughan, die mit dem König Leopold II. von Belgien in morganatischer Ehe lebte. „Sir Basil ließ die Postkarten zusammenkaufen, auf denen das Schloß zu

sehen war, und verbot nachdrücklich die Aufnahme weiterer Photographien" — wir erinnern uns des in anderem Zusammenhang reproduzierten Berichtes. Wozu noch eine Feststellung aus dem Protokolle St. zu fügen ist, es habe zwischen diesem neugekauften, offenbar zur Sommerresidenz auserkorenen Schloß Balincourt und dem Prinzenschloß zu Monaco unverzüglich ein reger und erregter Briefwechsel eingesetzt. Die Option von 1918 soll nun offenbar ausgeübt werden. Vorbereitungen zum Aufstieg und zur Inthronisierung einer neuen Dynastie. Und die Verwirklichung des Königstraumes eines alten Mannes rückt in greifbare Nähe. Nur ganz kurz, nur ein wenig noch muß er warten. Denn das Licht jenes Irren hinter spanischen Mauern — das Licht flackert immer noch.

Es flackert — aber es will immer noch nicht verlöschen. Und auch auf anderem Schauplatz kommt es nicht so wie vorausgesehen. Nicht Konstantinopel fällt — sondern Lloyd George. Zu Ende des Jahres 1922 herrscht Lord Curzon und Herr Zaharoff ist politisch entmachtet. Gewiß, er stürzt auf die Füße. Er fordert die Bosporus-Docks zurück und sprengt damit die erste Konferenz von Lausanne. Er läßt im Ruhrgebiet die Franzosen und die Deutschen sich ineinander verbeißen. Er bricht mit Griechenland, um den Türken gegenüber freie Hand zu bekommen. Oh, er ist lebendiger und raubtierhaft gefährlicher als er jemals gewesen ist. Aber dann, plötzlich, nach einem hochpolitischen Bankett in London, über dessen Bedeutung wir uns den Kopf zerbrochen haben, kehrt Herr Zaharoff überstürzt nach Frankreich zurück — und dann, plötzlich (auch das haben wir registriert!) ist es mit seiner politischen Aktivität zu Ende. Wir schrieben den 15. Mai 1923, da Herr Zaharoff uns so jäh aus dem Blickfeld schwand. Wir haben Nachforschung auf anderem Schauplatz versprochen. Wir sind zur Stelle.

Es ist nicht ganz leicht, in die psychologische Situation unseres Mannes zu diesem Datum hineinzuleuchten. Er steht nach schwerer Krankheit; mehr noch: unser Gewährsmann Mennevée berichtet, man habe Basil Zaharoff gerade in jenen Wochen zum erstenmal totgesagt. Nun, er hat sich ein wenig erholt, er ist im Mai 1923 sogar schon wieder zäh und behutsam geschäftlich und politisch aktiv geworden — aber da muß ihn plötzlich etwas überfallen haben. Wie, wenn du stirbst? Wenn du früher stirbst als jener Irre dort unten? Du darfst nicht mehr warten — sonst hast du dich vielleicht zu Tode gewartet und nicht nur ein Leben verloren sondern dieses Lebens eigentlichsten und verwegensten Sinn. Wie immer es aber um die psychologische Fundierung bestellt gewesen sein mag — feststeht, daß Basil Zaharoff in unmittelbarem Anschluß an sein plötzliches Verschwinden aus den Bezirken der hohen Wirtschaft und Politik, in unmittelbarem Anschluß an seine von uns in den Zeitungen registrierte überstürzte Rückkehr nach Frankreich dort unten in Monte Carlo auftaucht. Am 18. Mai (wenn wir unserem Gewährsmann St. vertrauen wollen) — nachdem er am 14. aus London und aus seinen Geschäften verschwunden ist. Und schon in den unmittelbar darauffolgenden Tagen geht es dort unten los. Ein Staatsstreich — wenn man denn also das Kasino mit dem monegassischen Staate identifizieren will. Ein Staatsstreich von oben. Komplizen: der Fürst — und der eben frisch von einem anderen Schauplatz eingetroffene Herr Zaharoff. Oh, es geht ohne Blut ab. Eine kleine Aufsichtsratssitzung der Kasinogesellschaft, so unverdächtig, daß Herr Camille Blanc an ihr gar nicht teilnimmt. Herr Zaharoff hat von anderen Kriegsschauplätzen einige Erfahrung in Aufsichtsratssitzungen. Nur seine Strohmänner tauchen auf und tun sich ein wenig hervor — er selbst bleibt diesen Nachmittag über unter den

Bäumen der Kasinoterrasse und schaut unbewegten Greisenblicks auf das Meer hinaus. Am Abend dieses Tages ist der abwesende Camille Blanc gestürzt. Zwei Tage später wurde bei einer Londoner Bank der größte Scheck präsentiert, den Herr Basil Zaharoff nachgewiesenermaßen ausgeschrieben hat. Er lautete auf eine Million Pfund Sterling. Er soll vom Grafen Balny d'Avricourt, monegassischem Staatsminister, indossiert worden sein. Aber eine Nachprüfung dieser Behauptung ist nicht gelungen. Das Scheckformular ist verschwunden.

Das Datum dieses Staatsstreiches eines übermächtigen Scheckbuches wollen wir festhalten: Frühsommer 1923. Und im November 1923 tritt das Ereignis ein. Da kommt eine Todesnachricht. Da ist das Licht jenes Irren doch endlich ausgebrannt. Herr Basil Zaharoff hat ihn überlebt! Es mögen vierunddreißig Jahre zähen Wartens darüber vergangen sein — Herr Basil Zaharoff ist wieder einmal der Sieger! Und auch jenes Fürstentum hat er schon in der Hand und bereitet seinem Traum eine Wirklichkeit und nichts steht seiner königlichen Phantasie mehr im Wege! Er hat vierunddreißig Jahre Haltung bewahrt — für dieses eine durch die Sitte vorgeschriebene Trauerjahr, Wartejahr, reicht die Geduld des Vierundsiebzigjährigen nicht mehr aus. Nach zehn von zwölf Monaten, knappe neun Wochen vor Ablauf der Frist, am 22. September 1924 — aber jetzt darf es ja schon in den Zeitungen stehen! Selbst der Herrn Basil Zaharoff so wenig wohlgesinnte „Matin" kann sich der Größe des Ereignisses nicht entziehen und bringt es in fetten Lettern über zwei Spalten hin. Das ist der Höhepunkt eines Menschenlebens — also nehmen wir uns Zeit, als wären wir Zeitungsleser aus Frankreich!

Die geheimnisvolle Verehelichung des geheimnisvollen Zaharoff

Sir Basil Zaharoff hat sich in auffallender Heimlichkeit mit einer Granden von Spanien vermählt

(Von unserem Sonderberichterstatter.)

In einer plötzlichen Anwandlung von Bescheidenheit haben die Großen dieser Erde mitunter das Bedürfnis, ihr Glück dem Blick der gewöhnlichen Sterblichen zu entziehen. So hat gestern Herr Basil Zaharoff seine Verehelichung mit dem Schleier dichten Geheimnisses verhüllen wollen. Allerdings ist ihm das nicht völlig gelungen.

Gestern hat also um 10 h 30 auf dem Bürgermeisteramt des lieblichen Dorfes Arronville Monsieur Zaharoff die Herzogin von Marchena geheiratet, wodurch er, wie man versichert, unbestreitbar den Rang eines Granden von Spanien erwirbt.

Sowohl durch das Alter der Eheschließenden wie auch durch das vorsätzliche Fehlen jeglicher Festesfreude trug diese Zeremonie den Stempel einer gewissen Strenge. Sir Basil Zaharoff — bei dem allerdings sogar das Geburtszeugnis geheimnisvoll bleibt — bekennt sich zu 78 Jahren. Und die Herzogin, wiewohl wesentlich jünger als der ehrwürdige Bräutigam, hat bereits mit lächelnder Anmut die Kunst geübt, Großmutter zu sein.

Wohl wußte schon seit dem 9. September ganz Arronville, daß die Schloßherrin von Balincourt einen der reichsten Männer der Erde heiraten würde. Aber wann sollte die Hochzeit stattfinden? Das zu wissen, konnte sich niemand rühmen, nicht einmal der ehrenwerte Herr Bürgermeister.

So entstiegen also gestern um halb elf Uhr fünf Personen ihren Automobilen: die Eheleute, ihre beiden Zeugen und einer der Schwiegersöhne der Herzogin. In den

Straßen so gut wie niemand — das war Befehl. Hätten die Fremden aber hinter geschlossene Gardinen sehen können — sie hätten ein ganzes Volk, bewaffnet mit Operngläsern und Fernrohren erblickt. Herr Basil Zaharoff erklomm, seinen gichtstarren Beinen mit einem Stocke nachhelfend, mit der Herzogin, seiner Braut, die Stufen des Bürgermeisteramtes.

Der Bürgermeister ließ unter dem Vorwande eines drohenden Wetters die Fenster des Hochzeitssaales schließen, zur großen Enttäuschung aller Opernglas- und Fernrohrbesitzer. Wie uns der führende Modeherr Arronvilles berichtete, konnte man eben noch den Bräutigam in Grau bewundern, „mit einem großen amerikanischen Hute"; die Herzogin trug Marocain.

Gern hätten wir über so bemerkenswerte Vorgänge, deren Bericht wir dem Heer der Operngläser und Fernrohre verdanken, den liebenswürdigen Bürgermeister von Arronville befragt. Umsonst! Der ehrenwerte Beamte ist stumm. Er lächelt und schweigt. Vergebens suchen wir unser Heil beim Sekretär. Schweigsamer noch als sein Vorgesetzter reißt er von der Tür des Bürgermeisteramtes mit rascher, zorniger Gebärde, aber doch zu spät, die Kundmachung ab, die aller Welt bekanntgibt, daß M. Zacharie Zaharoff und Madame Maria del Pilar, Herzogin von Villafranca de los Caballeros und vieler anderer Ortschaften, zur Ehe aufgeboten worden sind."

So geschehen am 22. September 1924. Die Dynastie Villafranca-Zaharoff oder Zohar oder Sahar, die Dynastie der neuen Herren Monacos, gezogen aus dem Hause Bourbon und aus Tatavla oder vielleicht auch aus Wilkomir — diese abenteuerlichste der Dynastien ist nun also wirklich gegründet und auch schon so gut wie inthronisiert. Wie tritt der neue Prinz aus dem Morgenland

seine Herrschaft an? Wie zieht er ein in sein Reich? Darüber haben wir einen Bericht im Protokoll mit unserem Gewährsmann, dem Prinzenerzieher und Spieler St., und der befindet sich hier, da es um Monte Carlo geht, auf seinem eigentlichsten Spezialgebiet. Zaharoff, so sagt er, sei sein Leben lang Spekulant gewesen — nicht Spieler. Und so hatte er für die sozusagen patriarchalischen Methoden des gottseligen François Blanc kein Verständnis. Er hatte noch nicht vierzehn Tage das kleine Land dort drunten in seiner Hand — da war der freie Eintritt in die Kasinosäle gesperrt und jeder Besucher hatte seine Karte zu lösen. Das brachte neue drei Millionen Franken im Jahre ein. Die Gehälter der Direktoren und der Angestellten wurden herabgesetzt. Bis dahin war jeder dritte oder jeder vierte Monegasse Angestellter des Kasinos gewesen — die Sinekuren wurden aufgelassen und die Überflüssigen auf die Straße gesetzt. Die Reisegelder für abgebrannte Spieler werden abgeschafft und nur mehr in seltenen Fällen bewilligt. Die Herren Blanc hätten sich nicht nachsagen lassen, es könne einer in ihrem marmor-goldenen Etablissement zum Bettler werden! Also hatten sie denen, die ihr Vermögen in den Sälen gelassen hatten, kleine Ehrenpensionen ausgesetzt — zehn Franken, fünfzehn Franken im Tag. Unter diesen Pensionären waren Lords aus England, Marquis aus Frankreich und russische Großgrundbesitzer in partibus infidelium. Von diesen Sentimentalitäten blieb der neue Landesherr ungerührt. Den Pensionären wurde gekündigt. Man zahlte ihnen eine doppelte Monatsrate und gab ihnen eine Fahrkarte nach Paris. So nimmt schließlich nicht Bourbon von diesem Lande Besitz sondern Tatavla. Der große Abenteurer, eine Krone im schlohweißen Haar, von der es trotz allem noch nicht ganz sicher ist, ob sie eine Fürstenkrone ist oder eine Narrenkrone, bereitet seinem Königstraum eine Wirklichkeit, in-

dem er Angestellte entläßt und den ausgedienten Spielern ihre Pensionen streicht. Der Mann ist am Ziel oder so gut wie am Ziel — aber da ist nichts von Gelöstheit, Heiterkeit, Angelangtsein wahrzunehmen in seiner Gebärde. Selbst sein Glück noch vollzieht sich in Ingrimm. Eine Anekdote, berichtet von unserem Gewährsmann St.:

Zaharoff war der Herr des Fürstentums und des Kasinos — das wußte jeder. Manchmal faßte sich einer der Spieler ein Herz, trat an seinen Rollstuhl und begann: „Sir Basil, ich habe mein Geld verloren. Sie sind der reichste Mann der Erde —" Weiter kam keiner. Der Alte schlug seine kalten, haßerfüllten Augen auf und das Wort erstickte in des Bittstellers Kehle. „Gehen Sie zum Teufel", sagte der Greis in den verschiedensten Sprachen. Er schimpfte englisch, französisch, italienisch, griechisch, russisch mit gleicher Geläufigkeit. Einmal trat eine Dame der englischen Gesellschaft auf der Terrasse zu ihm. Am liebsten hätte er sie wahrscheinlich mit dem Stock davongejagt, aber er konnte sie nicht so leicht abfertigen und knurrte einen Gruß. Sie: „Helfen Sie mir, Sir Basil. Das alles gehört ja Ihnen, Sie müssen doch wissen, wie man gewinnen kann!" — Er: „Ich kümmere mich nicht um das Kasino — ich weiß gar nicht, was man dort spielt. Aber einen guten Rat kann ich Ihnen geben. Nicht wie Sie viel gewinnen — aber wie Sie mit voller Sicherheit Verluste vermeiden können." Sie: „Ah, wie?" — Er: „Spielen Sie nicht!" Und schloß die Augen zum Zeichen, daß die Audienz beendet war.

Eine andere Anekdote, berichtet von Lewinsohn:

Ein französischer Journalist wendet sich an Zaharoff mit jener Frage, die man schon einmal in der Deputiertenkammer erörtert hat: Welche Nationalität Herr Zaharoff

für sich in Anspruch nimmt und wie er zu seinen hohen Auszeichnungen gekommen ist. Die Antwort ist eine Karte mit den Worten: „M. Zaharoff n'ayant pas de voix, on ne peut pas le faire chanter."

„Faire chanter" heißt erpressen.

Eine dritte Anekdote, berichtet vom Zeugen P. in London:

Monte Carlo, Kasinoterrasse. Zaharoff sitzt in der Sonne. Ein paar neu angekommene Herren „von den vornehmen Familien des Phanar", also aus jenen griechischen Aristokratenkreisen des Bosporus, denen Zaharoff aus Knabenzeiten durch so starke Affekte verbunden ist, fassen in seiner Nähe Posten und beraten halblaut: ist er es — ist er es nicht? Da dreht der Scharfhörige mühsam den Kopf zu ihnen hinüber und ruft: „Jawohl, meine Herren, er ist es! Der Lump Zaharoff aus Tatavla!"

Für den, der Ohren hat, zu hören, schwingt da schon mehr und Menschlicheres mit als in jenem anderen Anekdotenwerk rund um den Geldsack. Was da aufbricht, ist der Ingrimm eines, der nach einem siegreich bestandenen Lebensrennen ohnegleichen am Ziel ist, am Ziele zu sein glaubt, und da er die knochige Hand hebt, um nach dem Siegespreis zu greifen — aber nein! Einmal noch lesen wir es in der Zeitung! Am 22. September 1924 hat Zaharoff die Herzogin von Villafranca geheiratet. Achtzehn Monate später, am 26. Februar 1926, steht im „Temps":

„Gestern starb in Monte-Carlo nach sehr kurzer Krankheit Mme. Basil Zaharoff, Herzogin von Villafranca. Das Hinscheiden der hohen Frau, deren Güte und Freigebigkeit sprichwörtlich waren, wird bei allen, die mit ihr

in Berührung kamen und die ihren Charme, die Kultur ihres Geistes und ihre im Stillen wirkende Wohltätigkeit kannten, einmütiges Bedauern hervorrufen."

So verflüchtigt sich der Siegespreis vor der knochigen Greisenhand des keuchend Angelangten zu einem Nichts. Achtzehn Monate Ehezeit nach vierunddreißig Jahren des Wartens. Es ist ein Schauspiel und es ist dieses Schauspieles fünfter Akt. Hier hat sich in die Rechnung des großen Rechners doch ein Fehler geschlichen. Der Staatsstreich von Monte Carlo, dieser kühn geträumte und vertrackt in Wirklichkeit umgesetzte Königstraum eines levantinischen Abenteurers, einer Herzogin aus dem Hause Bourbon zulieb, auf dem Umweg über Spielkasinos, Friedensverträge, eine geldbedürftige Dynastie, sollte daran scheitern, daß alle Risiken eingerechnet waren bis auf jenes eine, dagegen man noch nicht einmal in Tatavla einen Kniff und Ausweg gefunden hat. Hier griff ein Stärkerer zu. Hier stieß der Geschäftemacher Zaharoff mit einem Mächtigeren zusammen, und darum blieb dieses eine, dies sein letztes Geschäft ohne Ende. Er verkauft Monte Carlo ein paar Monate später an das Bankhaus Dreyfus. Er tat dies, ohne etwa über seinem Schmerz seine Vergangenheit zu verleugnen. Er hatte um eine Million Pfund Sterling gekauft — er verkaufte um drei Millionen und vierhunderttausend. An der Transaktion Monte Carlo-Monaco, an diesem nicht verwirklichten Königstraum verdiente er zweihundert und vierzig Prozent.

Auch seine Vickers-Aktien hat er in demselben Jahre verkauft. Die Gesellschaft war seiner Hand entglitten, andere Männer standen am Ruder und steuerten den blutigblühenden Konzern in eine verfehlte Expansionspolitik — aus der nur eine Fusionierung mit der gleicherweise strandungsreifen Firma Armstrong die Rettung war. Diesen

Coup, bei dem die Armstrong-Aktionäre gegenüber den Vickers-Aktionären reichlich den kürzeren zogen, soll der alte Mann noch höchstpersönlich gestartet haben, gewissermaßen mit zitternder Hand, ehe er seine Aktien zum günstigsten Kurs verkaufte und sich zurückzog. Das war genau am 16. Oktober 1927 — just richtig, daß er noch einen Becher mit dieser Inschrift bekommen konnte:

Sir Basil Zaharoff,
Ritter des Britischen Großkreuzes und des Bath-Ordens, überreicht von dem Vorsitzenden und den Direktoren der Vickers-Gesellschaft anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums seiner Verbindung mit der Firma, als Zeichen großer Anerkennung für das wertvolle Werk, das er für sie geleistet hat, in aufrichtiger Dankbarkeit und in großer Verehrung.

Fünfzig Jahre, seit man das erste Nordenfeldtsche Unterseeboot verkauft hat. Ein halbes Jahrhundert. So rundet sichs zum Abgesang, so verklärt sichs zum Nekrolog! Aber obgleich er im Jahre 1927 wieder einmal unter die Toten gerechnet wird — so rasch wollen wir ihn nicht sterben lassen, den Mann! Jetzt, da er seine Ämter, Würden, Geschäfte, Geschäftchen und großen und kleinen Leidenschaften hinter sich und endgültig zu Ende gelebt hat, jetzt, wo ihm nichts mehr zu tun bleibt als dort drunten in Monte Carlo in der Sonne zu sitzen und auf jenen einen zu warten, der ihm als Provision für die Vermittlung vieler und fetter Geschäfte ein zähes und kühles Altersjahr um das andere Stück um Stück auf den Tisch bezahlt — jetzt, ehe wir ihn abtreten lassen, wollen wir ihn uns noch ein wenig ansehen, unseren Glückspilz!

Daß er sich beim Tode der Vielgeliebten und nach so langem Kampfe Verlorenen zu Äußerungen des Schmer-

zes, zu Äußerungen eines Gefühls hätte hinreißen lassen, ist nicht überliefert. Wie eine böse Spinne, aus ihrem Netz geschreckt — so flüchtet er in einen Winkel und bleibt dort hocken, reglos tot für einen, dessen Blick nur flüchtig vorüberstreift, bis ein zweiter Blick erschreckend diese wach lebendigen und glühend angriffslustigen Augen des lauernden Untiers sieht, das da altersgegerbt und fast verstorben im Schatten hockt und von dem noch viele feine Fäden strahlen in alle Welt. Es ist da einer Behauptung des Zeugen St. und einiger anderer ernsthafter Gewährsleute zu gedenken: Zaharoff habe sich nicht nur durch Spielsucht, nicht nur durch Geldgier, nicht nur durch seinen Königstraum zum Ankauf Monte Carlos bestimmen lassen, sondern da habe noch etwas anderes den letzten Anstoß gegeben zu seinem Entschluß.

Ehe Zaharoff sich zur Ausstellung jenes Schecks über eine Million Pfund Sterling entschloß, habe er — so berichtet St. — sich ein paar Tage Bedenkzeit erbeten, habe Spielsachverständige und Mathematiker konsultiert (auch St. selbst scheint unter ihnen gewesen zu sein) und habe sich wissenschaftliche Gutachten über den Spielbetrieb ausarbeiten lassen. Diese Gutachten fielen überaus günstig aus — vom Standpunkt des Bankhalters gesehen. Trotzdem sei Zaharoff noch immer unentschlossen geblieben — bis man ihm sagte, in den Archiven der Bank befinde sich die größte Auskunftei der Welt, mit genauesten Daten über Vergangenheit, Gegenwart, Vermögensstand, Verbindungen aller Personen von einiger Wichtigkeit, die je das Territorium des Fürstentums Monaco betreten hätten. All das sei zusammengetragen worden mit Hilfe eines besonders raffinierten Informationsapparates, und dabei habe man auf die Aufdeckung privater und familiärer Verhältnisse vor allem Gewicht gelegt. Da erst, als er dies hörte, habe Sir Basil Zaharoff sich entschlossen. Da erst habe er den

Scheck auf den Tisch gelegt.

Wir müßten solch stark kolportagehafter Information nicht ohne weiteres glauben— hätte diese Besitzergreifung des Monte Carlo-Geheimarchives nicht kontrollierbare Folgen. Feststeht, daß der Mann mit dem Spitzbart, aus den Geschäften gedrängt, an den Rollstuhl gefesselt, zwischen einer Todeskrankheit und der Nachricht, er sei schon gestorben, noch einmal einen Angriff auf die Welt der Lebendigen unternommen hat. Plötzlich verbreitet sich in Europa die Nachricht, der Greis habe sich jenes Geheimarchives bemächtigt und er sei im Begriffe, unter Verwendung dieses Materials seine Memoiren zu schreiben. Die Reaktion in gewissen Kreisen ist sensationell und reicht von Entrüstung und Drohung bis zu Äußerungen nackten Entsetzens. Was weiß dieser Alte, dessen Mund man schon für verstummt gehalten und von dessen Tode man schon zwiespältig erschüttert in den Zeitungen gelesen hat? Wem wird er die Kleider ausziehen, wen wird er entehren, entmachten, wen wird er in den Abgrund stoßen? Interventionen — sie fruchten nichts. Der alte Mann schreibt, schreibt. Da — eine Meldung, nur kleingedruckt in den Pariser Nachmittagsblättern, unter den „faits divers“:

„Zimmerbrand in der Avenue Hoche. Im Hause 53, Avenue Hoche, brach gestern abends ein Zimmerbrand aus, der von der Feuerwehr nach etwa halbstündigem Bemühen gelöscht wurde. Das kostbare Mobiliar hat durch Feuer und Wasser erheblichen Schaden gelitten. Als Brandursache wurde festgestellt, daß der Besitzer des Hauses eine große Menge Papier ohne weitere Vorsichtsmaßregeln in den Kamin geworfen und verbrannt hat.“

Und zwei Tage später wissen die Pariser Zeitungen schon Bescheid. Das verbrannte Papier — das waren die Memoiren des Herrn Zaharoff. Am Morgen des Brandtages hatte ein Diener sie entwendet und sich aus dem

Staube gemacht — angeblich ein seit Jahren auf seinem Posten stehender Mann und vermutlich derselbe, der im Jahre 1913 Herrn Haim Menelewitsch Sahar jene geheime Telephonnummer seines Herrn verkauft hat. Den Flüchtling verhaftete man noch am selben Nachmittag, als er auf einer Bank des Bois de Boulogne mit einem unbekannten Manne, dem es zu entwischen gelang, über den Verkauf des Manuskriptpaketes verhandelte. Das Paket wurde dem Eigentümer zurückgestellt. Und kurz darauf brannte das Zimmer.

So ist denn auch dieser Kelch an den Großen unserer Erde vorübergegangen. Herr Basil Zaharoff ist verstummt. Er hat zurückgefunden ins Schweigen. Sitzt, eine Spinne, weiter hinten noch in dem Schattenwinkel, und wie es bestellt ist um die tausend Fäden nach aller Welt, die abgerissen niederhängenden und die noch elastisch und gefährlich gespannten — das sieht der Beobachter in diesem tieferen Winkel-Zwielicht nicht mehr genau. Wie lebt er, der Alte, wie läuft sein Tag ab?

2

Ja — wie läuft unser Tag? Da liegen wir und heißen Basil Zaharoff oder Sohar oder Zahar — aber das ist so gut wie vergessen. Wir liegen in einem weichen, breiten, schnörkelig vergoldeten Bett, das wir hassen — haben wir es uns auch für viel gutes Geld von einem dieser Altwarenhändler andrehen lassen, dieser Antiquare, von denen betrogen zu werden zum guten Ton in dieser sogenannten guten Gesellschaft gehört. Dieses Bett einer Hure Ludwigs des Soundsovielten von Frankreich, teurer als fünfzehn solide Messingbetten nach unserem Geschmack, fast so teuer wie eine mittlere Flugzeugabwehrkanone, und dabei

hundert schlafloser Stunden trächtig. Ah, ihr Betten der Jugend, ihr tausend königlichen Nachtlager damals im Osten — Strohsack, in dem es in Gottes Namen ein wenig lebendig war, und darüber geworfen ein herb und derb und mannhaft riechendes Lammfell! Das ist vorüber. Und jetzt sind wir vollends in diesem verfluchten Bett einer toten Hure erwacht und heißen Basil Zaharoff, Baronet, Grande croix de la légion d'honneur, und werden wohl unsere schweren, stark geäderten Lider von den stumpf harten kieselsteinern farblosen Seefahreraugen heben müssen. Denn unser Tag beginnt. Wieviel Uhr ist es? Neun Uhr. Jetzt hätte schon der zweite Diener im Zimmer zu stehen mit dem Morgen-Tee; aber den haben wir ja entlassen — wir haben viele entlassen von diesem Domestikengesindel im letzten Jahr. Mögen sie andere kahlfressen — wir, Herr Basil Zaharoff, schrauben unsere Ausgaben nieder. Denn schlafen wir auch in einem goldenen Bett und liegen auch in der Lade dort drüben ein paar von diesen geliebten Scheckbüchern, Wunderbüchern, darein du nur deinen Namen schreiben mußt und es springt gutes bares klingendes Geld heraus — irgendwo in einem Winkel hockt doch das Elend unserer Kindheit und irgendwann, nachts, stehen trotz Gold und Scheckbüchern Armut und Angst gespensterhaft hinter uns und schauen uns über die Schulter.

Aber es ist an der Zeit — also stehen wir auf. Wir klingeln dem einen Diener, den wir behalten haben und der unter unseren Augen gealtert ist. (Viele altern und viel Jüngere haben wir überlebt!) Nein, beim Ankleiden gedenken wir uns nicht helfen zu lassen — er hocke sich dort hinüber auf den Schemel am Fenster und lese uns aus der Zeitung vor! Und indes wir mit leicht seitlich gekrümmten, aus längst verschollenen Raucherzeiten (hol der Teufel die Ärzte!) immer noch ein wenig von Tabak gebräunten

Greisen-Fingern, Geldwechsler-Fingern, durch die skeletthaft der knöcherne Mann schaut, der unsichtbar ein Leben lang uns begleitet hat — indes wir mit diesen Fingern nach den Kleidern tasten da nah auf dem Sessel, liest der livrierte Leibknecht dort drüben — was liest er? Zwei neue Nichtangriffspakte! Flottenkonvention! Abrüstungskonferenz in Genf! Ach, hätten wir nicht den Rheumatismus in allen Gliedern (es ist nichts als ein wenig Rheumatismus, und wenn ein Arzt etwas anderes sagt, so hol ihn der Henker!) — hätten wir nicht diesen Rheumatismus, wir lachten, daß der Stuck von der Decke fällt.

Es hat einige Mühe gekostet, aber jetzt sind wir angekleidet. Wir läuten dem Sekretär! Was bringt er? Elf Briefe. Acht davon sind aus Griechenland. Die alten Freunde dort unten wollen Geld, gradeaus oder auf einem Umweg. Aber sie haben einen wenigstens noch nicht vergessen. Was wollen wir jetzt unternehmen, diesen gähnend leeren Tag, der da vor uns liegt, mit einiger Tätigkeit auszufüllen? Wären wir in Paris, so führen wir jetzt in einem unserer drei Automobile (eines würde genügen, aber sie zahlen schändliche Preise für gefahrene Wagen!), wir führen jetzt hinaus in den Bois und hielten in der Avenue des Acacias und der Sekretär hätte sich sein Brot zu verdienen, indem er uns etwas vorliest, ein Stündchen, Zeitungen, Bücher (den Don Quichote, den können wir nun schon fast auswendig hersagen wie in besseren Zeiten die Preisliste einer Waffenfabrik, aber ein Magisches lockt uns doch immer wieder zu diesem Narren, der einer spanischen Dulcinea zulieb gegen Windmühlen reitet) — bis uns der Magen für eine neue, kleine, schmackhafte Mahlzeit bereit ist. Aber hier sind wir nicht in Paris, hier sind wir besser daran, hier haben wir unseren Schloßpark für uns allein. Es fahre der Rollwagen vor, am Fuße der kurzen Treppe, die aus unserem Schlafraum unmittelbar

zum kiesbestreuten Vorplatz niederführt und die wir ungestützt niederschreiten, nur eben ein wenig nach den Stufen tastend mit unserem Krückstock. Da ist es, das Wägelchen, und elektrisch getrieben und ruhend auf elastischen Federn (Stahlfedern aus Sheffield!), so lieben wir die verschwiegenen Wege unseres Parkes entlangzurollen, unvermutet biegend um eine Hecke, daß ein harkender Gärtnerbursche auffährt, als käme da ein Gespenst. Am Schloßteich klettern wir dann vielleicht behutsam unter Verwünschungen in das Boot, das der Livrierte zu rudern hat, lautlos gleitend an schweigendem Grün vorüber, unter hängenden Bäumen, über das morastige Wasser.

Ist es bald Dinner-Zeit? Wir speisen allein, wie jeden Tag, aber wir gedenken uns genießerisch mit Sorgfalt zu dieser Abendmahlzeit zu kleiden wie jeden Tag. Ein Gerippe mit weiß blendender Hemdbrust — so sitzen wir vor Gläsern, Tellern und metallen blitzendem Eßbesteck (Stahlmesser aus Sheffield!) allein an einer Ecke der langen leeren Tafel, die tausend Gäste-Gesichter und goldene Platten und Schüsseln gesehen hat, ehe diese Gäste verdorben, gestorben, in alle Winde zerstoben und die goldenen Schüsseln in die Münze von Frankreich gewandert sind, gespendet von uns großem Patrioten und Menschenfreund. Hat da jemand gelacht? Da ist keiner außer uns in dem leeren Saal. Nicht daß es uns darob etwa weniger mundete. Unsern Küchenchef haben wir dem Hotel de Paris in Monte Carlo entführt. Wir sind wählerisch aber gierig und unser Appetit ist brillant. Schade, daß es vorüber ist. Schlafengehen? Wage uns keiner von Schlafengehen zu sprechen und von dem Lotterbett jener französischen Hure, deren Name uns glücklich aus dem Gedächtnis gefallen ist! Nein, wir gehen jetzt einmal hinüber in unser Studio, wie sie das nennen in diesem von uns so zärtlich gehaßten und vergötterten Frankreich, wir setzen

uns an unseren Schreibtisch und sitzen regungslos. Lesen? Wir haben Gedrucktes immer aus tiefstem Herzen mißachtet. Braucht man es, etwa Krieges und Friedens wegen, so zahlt man dafür. Aber wir lesen nicht. Sitzen da einsam und starren auf die blinkende Platte unseres Schreibtisches, über den dereinst viele Papiere hingewandert sind, Generationen Papier, Waffenlieferungsaufträge, Briefe von Ministern und Bettlern, Spionageberichte, Tabellen — stummer Schrei hunderttausender heischender, fragender, drohender, flehender, blinzelnder, beschwörender Zeichen, die nun alle vorübergeflattert sind und ersoffen in der Vergangenheit. Was bleibt, ist die Platte des Schreibtisches, stumpf blinkend poliertes Holz. Und darauf das Bild einer Frau, die lebt nicht mehr.

Sonst nichts, was auf dieser von unsichtbaren Stürmen leergefegten Platte seinen Platz behauptet hat bis in unsere von Einsamkeit durchschauerte Gegenwart? Oh ja — da steht es. Zwischen den Bildern stehen sie da. Die Modelle! Aus Gold ziseliert, mit Millimetergenauigkeit, ein köstliches Spielzeug, stehen da Mitrailleusen! Das fameuse Maxim-Gewehr — vier Zentimeter lang! Daneben hebt ein Haubitzchen seinen goldenen Schlund, graziös und bedrohlich. Und dies Küstengeschütz, schlank wie der Schenkel eines unerblühten Mädchenkindes und goldenrötlich schimmernd wie Weiberhaar — dies Küstengeschütz, in tausendfacher Vergrößerung, hat an den Dardanellen gedonnert! Dies aber, dieses letzte da rechts, halb verborgen hinter dem Bild einer Frau, die wir dem Staube haben zurückgeben müssen — dies letzte Modellchen (gestern haben wir zu gleicher Stunde mit spielerischen Fingern eine Wiesenblume geschoben in den zierlich gähnenden Schlund; nun ist sie verdorrt), als Blumenständer haben wir es verwendet — aber jetzt erkennen wir es! Das ist der Flammenwerfer von Ypern! Der Flammenwerfer

von Ypern, winzig nachgebildet in Gold mit Millimetergenauigkeit, steht auf dem Schreibtisch des Herrn Basil Zaharoff.

Der Herr Basil Zaharoff wird jetzt der mittleren Schreibtischlade das Fernglas entnehmen, das dort bereit ist, und wird durch das offene Fenster wie jeden Abend hinüberstarren in Weiten, die nur mehr seinem Auge erreichbar sind. Bis Finsternis auch diesen Erlustigungen ein Ende setzt. Dann wird der alte Diener, hockend in einem Sessel auf dem Flur vor der Tür, noch vielmal aus seinem Halbschlafe hochschrecken, wenn der Greis im lichtlosen Zimmer zwischen Kamin und Fenster wandert, auf — nieder, hin — her, nächtliche Stunden lang, nur ein wenig vor sich tastend mit seinem Krückstock. Denn nach dem Bett der französischen Hure, bei dessen Kauf uns ein Altwarenhändler betrogen hat, gehen wir nicht hinüber, ehe der erste Hahn kräht und wir taumeln vor Müdigkeit. Denn wir schlafen nicht. Wenn einer gestorben ist, schläft er lange genug.

3

Wir aber lassen ihn noch nicht sterben. Haben wir uns so lange bemüht, das Wahre aus dem Falschen zu schälen — dies Buch wäre unvollständig, wenn wir uns nicht auch einmal die vertrackte Frage stellten: Was wird gelogen über diesen Mann? Material, ein anderes Buch damit zu füllen. Man lese etwa diese Zeilen aus einem Aufsatz des französischen Schriftstellers Félicien Champsaur!

„Herr Zaharoff ging mit achtzehn Jahren mit seines Vaters Kasse durch und ruinierte dadurch mit einem Schlage seine Familie. Allerhand Abenteuer in Griechenland hatten eine Verurteilung zu Gefängnisstrafe zur Folge. Er taucht

dann in England auf und zieht sich nochmals eine schwere Verurteilung zu. Nach Verbüßung seiner Strafe begibt er sich nach den U. S. A. und tritt, als einfacher Beamter bei Pullman, in die Schlafwagengesellschaft ein. Er fällt durch seine Intelligenz und seinen Fleiß auf, sosehr, daß ihn Pullman kommen läßt, um ihn auf einen Vertrauensposten zu stellen. Zaharoff erbittet sich, ehe er zusagt, von Pullman die Erlaubnis, ihm seine Vergangenheit ohne Beschönigung zu erzählen. Dieses ebenso kühne wie geschickte Geständnis macht auf Pullman einen vorzüglichen Eindruck, und der sendet ihn als Beauftragten nach London zu Vickers-Maxim."

Das sei ein Beispiel für viele. Dann wieder ist er Teppichhändler in Sofia, der plötzlich Waffen zu verkaufen beginnt. Dann schenkt er Frankreich hundert Millionen zur Stützung der Währung. Dann zettelt er, um sich zu bereichern, kriegerische Verwickelungen an — auf den Feuerlandinseln. Dann wieder finanziert er im Herbst 1921 den Versuch des verstorbenen österreichischen Kaisers Karl, sich des ungarischen Thrones zu bemächtigen.

Hier ist übrigens einen Augenblick innezuhalten. Diese Behauptung, Zaharoff habe den Karl-Putsch finanziert, kehrt in so zahlreichen Quellen wieder, daß es der Mühe wert ist, ihr nachzugehen. Man weiß — der entthronte Kaiser ging in die Schweiz und trieb von dort aus Restaurationspolitik. Behutsam ermutigt wurde diese Politik von Aristide Briand — einem Manne, der schon einmal, anläßlich jener heiklen und inoffiziell zu behandelnden Affairen in Griechenland, Herrn Zaharoff als Mittelsmann vorschob. Da wäre also mit der Nachforschung einzusetzen gewesen. Aber um es gleich zu sagen: der Faden riß ab. Aus einem Briefe des Sekretärs des verstorbenen Kaisers, Freiherrn von Werkmann: „Ich kann Ihnen

ganz kategorisch sagen: Das Gerücht entbehrt jeder Grundlage. Es haben niemals Beziehungen irgendwelcher Art zwischen weiland Seiner Majestät und Sir Basil Zaharoff bestanden. Der verewigte Kaiser hat nur aus Zeitungen um die Existenz Sir Basils gewußt — nicht mehr. Würde ein Millionär wie Sir Basil Zaharoff die habsburgische Bewegung finanziert haben, so wäre sie weiter — vorausgesetzt, daß Geld von einem Manne dieser Art angenommen worden wäre! Mit ‚einem Manne dieser Art' will ich natürlich nicht Sir Basil schmähen, sondern nur andeuten, daß er doch den österreich-ungarischen Angelegenheiten und Interessen vollkommen fernstand."

Kurz, der Faden war abgerissen und nicht mehr zu knüpfen. Blieb als letzter Weg eine Anfrage an unseren Gewährsmann St., den in Hofkreisen so sehr Bewanderten. Die Antwort sei hier mitgeteilt, nicht nur weil sie eine reizvolle kleine Geschichte an die Öffentlichkeit bringt, sondern auch, weil sie zeigt, wie Geschichte gemacht wird.

Es sei tatsächlich, so berichtet St., niemals zu einer Verabredung zwischen Kaiser Karl und Zaharoff gekommen. Dennoch habe sich hartnäckig die Nachricht gehalten, Sir Basil habe dem Kaiser sechshunderttausend und dann noch eine weitere Million Schweizer Franken zur Verfügung gestellt. Die wahre Grundlage dieses Gerüchtes sei diese: Im Jahre 1920, als die Kaiserin ihre Juwelen verkaufte und der Erlös in fremden Händen verschwand und als der Haushalt des verbannten Kaisers dadurch in Bedrängnis geriet, faßte eine ungarische Aristokratin einen höchst abenteuerlichen Plan und sammelte in Adelskreisen der alten Monarchie etwa eine halbe Million Franken zu seiner Verwirklichung. Es hatten sich bei ihr zwei ehemalige österreichische Kavallerieoffiziere gemeldet und ihr erzählt, sie seien im Besitz eines unbedingt verläßlichen Spielsystems, mit dessen Hilfe es möglich wäre, der Bank von Monte

Carlo einige Millionen abzugewinnen. Es handelte sich um eine komplizierte Manipulation, die die Schwankungen der Roulettechancen ausnützen wollte und von deren Erfolgaussichten jeder mit dem Spiel in Monte Carlo nicht von Grund auf Vertraute ohne Schwierigkeiten zu überzeugen war. Im Herbst 1921 begann der Krieg der österreichischen Legitimisten gegen die Tresors der Bank. Vier Spieler waren dazu vonnöten. Sie verständigten sich nur durch Zeichen und gingen überhaupt mit soviel Geheimnistuerei an ihr Werk, daß sie für eine Weile sogar den Beobachtungsapparat der Meerbädergesellschaft hinters Licht zu führen vermochten. Die Sache flog erst auf, als das Konsortium in diesem Spiel um eine Kaiserkrone seine Munition verschossen hatte. Der Kampf war erbittert, doch kurz. Man gewann — man verlor. Nach vier Wochen waren die letzten Franken verspielt und die vier Romantiker eines Restaurations-Traums verschwanden auf Nimmerwiedersehn.

Das sei ohne Wissen des Kaisers Karl unternommen worden — so berichtet weiter der Gewährsmann St. — und es wäre alles geheim geblieben, hätten nicht die, die das Geld gaben, die vier Spieler verdächtigt, es sei da nicht alles mit rechten Dingen zugegangen und man habe einfach den Gewinst unterschlagen. So blieb der jungen Frau, die den Plan gefaßt und das Geld übernommen hatte, nichts übrig, als sich dem Kaiser anzuvertrauen. Er nahm sie in Schutz. Er wollte, obwohl er selbst in Bedrängnis war, den Schaden ersetzen. Das wurde abgelehnt. So löste sich der Vorfall in Ritterlichkeit und Tränen, und denen, die an ihm beteiligt waren, wurde tiefe Verschwiegenheit auferlegt. Daß aber Basil Zaharoff mit dem Begebnis in Verbindung gebracht wurde, ist nur darauf zurückzuführen, daß man jene vier Geheimnistuer in Monte Carlo sah. Daß sie ihre Pläne auf dem Wege über die

Spielbank verwirklichen wollten statt mit Hilfe eines Besuches bei ihrem Besitzer — das konnte niemand vermuten.

Wenige Wochen später flog der Kaiser nach Ungarn. Zu seinem Unglück.

Also wirklich und wahrhaftig eine Geschichte ohne Zaharoff. Einen Mythos haben wir damit zerstört. Er war nicht dabei, er hat nicht mehr mitgespielt. Ah, er wird alt, der unentwegte Verschwörer, er ist über unseren Untersuchungen nun schon wirklich sehr alt geworden. Da schreibt Lewinsohn irgendwo: „Das Pariser Palais Zaharoffs steht leer. Der Schutzmann promeniert noch immer unauffällig vor dem Eingang. Bisweilen bleiben ein paar Passanten stehen und betrachten —" Nun, und so weiter. Den Schutzmann aber, diesen promenierenden Schutzmann habe ich interviewt. Ich gehe nach der Avenue Hoche, ich finde tatsächlich schräg vor dem Hause Nr. 53 einen Polizisten postiert, einen schönen Mann mit gepflegtem schwarzen Vollbart, und ich beginne mit ihm ein kleines Gespräch. Ja, er ist hier stationiert, er dient schon seit zwei Jahren in diesem Sprengel. Er wird mitteilsam, er spricht sogar ein wenig von Politik. Dann ich: „Welches ist hier eigentlich das Haus des Monsieur Zaharoff?" Er (verwundert): „Monsieur Zarahoff?" Ich: „Zaharoff!" Er: „Den kenne ich nicht! Nie den Namen gehört!"

Nein, er kennt ihn wirklich nicht, er weiß wirklich nichts von dem Alten. Letzte Spur eines Meteors im Straßenlärm von Paris: „Monsieur Zarahoff." Auch damals, als wir zum ersten Male die Spuren dieses Meteors im Jahrbuch „Tout Paris" vom Jahre 1891 fanden, war es ein „Monsieur Zarahoff, Inhaber ausländischer Orden". Dazwischen war der Name Zaharoff, durchaus richtig geschrieben und richtig ausgesprochen, in dieser Straße nicht unbekannt.

Zwischen diesem Nochnicht und diesem Nichtmehr liegt ein Leben.

Ich gehe zu dem Hause hinüber. Das Tor ist versperrt, an den Fenstern sind die Gardinen niedergelassen.

4

Lassen wir sie niedergelassen, diese Gardinen. Endgültig niedergelassen. Welch ein Leben ist da vor unseren Augen abgerollt! Welch eine Fülle an Buntheit und verwegenstem Abenteuer! Welch ein Übermaß an zielgerichteter Raffgier, brutaler Verschlagenheit, leidenschaftlicher Herzenskälte und herzkalter Leidenschaft! Ein rauschhaftes, ein berauschendes, ein königlich zur Neige getrunkenes Leben — wenn es uns gestattet wäre, solch ästhetenhaften Maßstab daran zu legen. Aber ist dies gestattet — da dieser Mensch so offenbar nicht nur ein rauschhaft Lebendiger ist sondern auch einer, den nur die Überdimension des Erfolges davor bewahrt, daß man die Überdimension des Verbrechens beim Namen nennt? Also ein Verbrecher! Nein, auch von hier aus ist er nur zur Hälfte zu fassen. Vielleicht ist er so großartig schuldlos, so furchtbar schuldlos wie alle Kreatur, die die Kreatur frißt — und doch nur immer wieder gefressen wird von anderen Kreaturen. Da wohnt in England einer der klarsten, eigenwilligsten und vorurteilslosesten Männer, die heute lebendig sind, H. G. Wells, und der schreibt in seinem „Work, Wealth and Happiness of Mankind" über Basil Zaharoff:

„Es ist nicht zu bestreiten, daß dieser Mann einen großen Teil seines Lebens mit der Vorbereitung und Förderung der Menschenschlächterei verbracht hat. Es wäre aber ungerecht und absurd, ihn deswegen zu tadeln. Es ist ziemlich billig und bequem, sich über ihn zu entrüsten, wie

das sentimentale Pazifisten tun; wir sind alle in die komplizierten Vorgänge mitverwickelt, die ihn zu solchem Reichtum gebracht haben, und wir sind alle dafür verantwortlich. Umstände und Verhältnisse, für die er nichts konnte, haben seine Ideologie entwickelt; er war einfach bescheiden genug, um die Maßstäbe seiner Umwelt nicht anzuzweifeln, sondern sich ihnen klug und eng anzupassen. Es ist klar, daß er den Gelderwerb immer als Rechtfertigung seiner Geschäfte und Maßnahmen betrachtet hat. Der finanzielle Erfolg sollte ja immer ein Merkmal sozialer Leistung sein. Ist er das nicht, so liegt der Fehler in erster Linie im politischen und wirtschaftlichen System und erst in zweiter Linie in den Individuen, die das Geld verdienen. Die Organisierung des Massenmordes ist ein Bestandteil unserer anerkannten Ideologie. Das Bild dieses anatolischen Griechen, mit Reichtümern überhäuft, mit den höchsten Ehren ausgezeichnet, die Frankreich, England, Oxford zu vergeben haben, der sich im Alter mit dem Betrieb einer Spielhölle vergnügt — dieses Bild mit seinem von zahllosen Millionen verkrüppelter, gefolterter, verbrannter, verstümmelter und getöteter Männer angefüllten Hintergrund mag eine stichhaltige Anklage gegen unsere politischen Traditionen enthalten, aber keineswegs eine Verurteilung Zaharoffs. Millionen seiner Zeitgenossen hätten dasselbe getan, wenn sie daran gedacht hätten und wenn sie gewußt hätten, wie man es macht. Nichts war in ihnen, was das hätte verhindern können. Ist da etwas nicht in Ordnung, so liegt es an den erzieherischen Einflüssen und an den politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnissen, die solche Menschen hervorbringen."

In dem selben Jahre, da dieses Buch geschrieben wird, veröffentlichte die Pariser Zeitung „Petit Parisien" Dokumente über die Aufrüstung Deutschlands und bezeich-

neten Berliner amtliche Stellen diese Dokumente als Fälschungen, und zwar als Fälschungen der Rüstungsindustrie — als hieße die Zeitung „Echo de Paris" und als schrieben wir 1914:

wurde gegen einen Mann, der den französischen Sparern tausend Millionen Franken aus ihren Taschen zog, zu Paris der Verdacht ausgesprochen, er sei nicht ein Schädling und Faiseur auf eigene Faust, sondern ein „Agent des englischen Intelligence Service" — als hieße er nicht Stavisky sondern Zaharoff;

wurde in Bukarest der Agent einer Rüstungsfirma verhaftet; man fand bei ihm geheime militärische Dokumente, er hatte hohe Funktionäre bestochen und er hatte die Lieferungen bekommen, obwohl er dreimal und in besonderen Fällen vierzehnmal so teuer war wie die Konkurrenz, die ihn denn auch denunzierte, in gerechter Entrüstung — und zwar war diesmal die Firma Vickers nicht der Denunzierte sondern der Denunziant; und als diese Firma Vickers ihre Aktionäre zusammenrief — nein, von dieser letzten Vickers-Generalversammlung hören wir zum letztenmal einen Augenzeugenbericht:

»Die jährliche Generalversammlung, die, wie üblich, am Montag der heiligen Osterwoche abgehalten wurde, nahm einen recht bewegten Verlauf. Ich gestehe, daß ein vorheriger Einblick in die Aktionärliste mich hatte hoffen lassen, daß Dechant Inge Zeit finden würde, der Sitzung beizuwohnen. So hätte er passend die etwa 500 Priester der Englischen Kirche vertreten können, die Besitzer von Rüstungsaktien sind. Ich hatte gehofft, daß auch das Pensions-Institut des Klerus dort vertreten sein würde — erwies sich doch sein Aktienbesitz als zehnmal so groß wie der des Präsidenten selbst. Jedoch die besoldeten Amtswalter des Friedensfürsten zeichneten sich, wenn nicht

durch Abwesenheit, so doch durch Stillschweigen aus.

Ich kam etwas spät hin. Als ich den Saal betrat, bemerkte gerade Sir Herbert Lawrence mit vergnügter Genugtuung: „Die Aufträge für Rüstungen zu Lande haben in zufriedenstellender Weise zugenommen. Es ist nicht leicht," setzte er fort, „das Vorurteil zu begreifen, das in einem kleinen Teil des Publikums gegen die sogenannten Rüstungsfirmen besteht, die genau so einen Bestandteil des Defensivsystems dieses Landes bilden, wie die unsere Hafen verteidigenden Forts."

Aber der richtige Spaß begann erst, als der Präsident die Frage stellte, ob jemand Fragen zu stellen wünsche. Sogleich erhob sich die Unterhausabgeordnete Miss Eleonor Rathbone, in der Hand eine Abschrift aus einer deutschen Zeitung, in welcher, wie sie sagte, Vickers seine Tanks annoncierte. „Selbstverständlich", erwiderte Sir Herbert Lawrence, „ist das nicht an die Deutschen gerichtet sondern an unsere alten und geschätzten Freunde in Südamerika!" „Ich habe aber hier", sagte Miss Rathbone erstaunt, „einen Brief des Herausgebers der Zeitung, in dem es heißt, daß ihr Absatz außerhalb Deutschlands keine 800 Exemplare beträgt! Ist der Herr Präsident in der Lage zu versichern, daß Vickers nicht, direkt oder indirekt, die Wiederaufrüstung Deutschlands unterstützt?" Eine kleine Pause — dann erwiderte Sir Herbert: „Eine bestimmte Zusicherung dieser Art kann ich nicht geben." Und unter dem Beifall der Aktionäre ging er rasch zu einer anderen Sache über.

In der verhältnismäßigen Ruhe, die darauf folgte, beantragte jemand, den Direktoren den Dank zu votieren. Einem Aktionär, der sich bisher vergeblich bemüht hatte, zu Worte zu kommen, gelang das endlich gelegentlich der Diskussion über dieses Dankvotum. Er erklärte sich überrascht, aus der Rede des Präsidenten zu entnehmen, daß

Vickers weder direkt noch indirekt Einfluß auf irgend ein britisches oder ausländisches Blatt habe. Er nannte Mr. Bryce, welcher die Vertretung von Vickers in Belgrad mit der Funktion eines Lokalkorrespondenten der Times verband. In Bukarest, sagte er, hätten die Times als ihren Korrespondenten einen Herrn Boncesco eingesetzt, einen Mann ohne jede journalistische Erfahrung. Auch er war seltsamerweise Agent von Vickers. Als Herr Boncesco die Stellung bei Vickers verlor, erging es ihm bei der Times ebenso.

„Aber diese unerklärliche Verquickung einer großen Zeitung mit Vickers", sagte der Aktionär, „hält noch an. Als Herr Boncesco zurücktrat, erhielt den Posten bei den Times seltsamerweise wieder ein junger Mann aus dem Vickers-Bureau, der keinerlei journalistische Erfahrung mitbrachte. In Prag — "Doch der Rest ging in dem Lärmen der Aktionäre unter. Es war eine sehr gelungene Versammlung.«

5

Dem Biographen bleibt zu berichten, daß die Bukarester Presse am 12. August 1933 das Gerücht verzeichnete, Sir Basil Zaharoff sei schwer erkrankt und liege in Agonie.

Die Nachricht, Sir Basil Zaharoff sei gestorben, kam am 16. September 1933 aus London.

Es war das der Tag, da ich mit jenem griechischen Ministerpräsidenten zusammentraf, dem Gewährsmann D. Ich sagte: Sie wissen, daß Zaharoff heute gestorben ist?

Er: Ich habe es gelesen, aber ich glaube es nicht.

Ich: Warum? Sie haben andere Nachrichten?

Er: Gar keine Nachrichten! Aber ich kenne ihn zu lange. Schon seit zehn Jahren gibt er einmal jährlich in die Zei-

tung, daß er tot ist — nur damit er nicht stirbt!

Ich: Aber —

Er: Nein, lachen Sie nicht, das ist kein Scherz! Monsieur Zaharoff stirbt nicht! —

Am nächsten Morgen wurde die Nachricht vom Tode des Alten in einer Pariser Meldung bezweifelt; noch atme er.

Und dann meldete sich wieder London zum Wort und wußte, daß da einer noch einmal auferstanden sei von den Toten. „Sir Basil fühlte sich heute morgens so wohl wie je und machte in seinem Rollstuhl eine Spazierfahrt in dem Park seines schönen Landsitzes, des Schlosses von Balincourt."

Also atmet er noch — und jener griechische Ministerpräsident hat es vorausgewußt! Wir aber haben nur mehr eine einzige Meldung zu verzeichnen, ehe wir einen Schlußpunkt setzen hinter dieses Buch. Sie kommt aus Amerika. Als Basil Zaharoff auf diese Weise die Welt wieder einmal zum besten hielt, als er starb und nicht starb, als er so plötzlich nächsten Morgens wieder frisch und lebendig war und durch seinen Park rollte im wohlgefederten Wägelchen (Stahlfedern aus Sheffield!) — da beschloß eine amerikanische Zeitung, diesem Geheimnis auf den Grund zu gehen und sandte einen Sonderberichterstatter. Der aber meldete, Sir Basil Zaharoff sei weder krank noch gesund. Denn Sir Basil Zaharoff sei längst ein Toter und zu seinen Vätern versammelt. Ein anderer Mann spiele seine Rolle im Leben weiter — dunklen Kräften zuliebe, die weiter am Werke sind, das Netz zu erhalten, das Spinnennetz, das zu Staub zerfiele, wenn das Tier in seiner Mitte zu Staub zerfällt.

Sensationstraum eines Reporters? Lüge? Gewiß. Aber es kann geschehen — da weitet sich die Lüge eines Reporters zum Sinnbild.

Wir aber hoffen es für den Alten und fürchten es für uns alle, daß die Zaharoffs unsterblich sind.

Quellen:

Außer den in diesem Buche zum ersten Male reproduzierten Originaldokumenten, Briefen und Zeugenaussagen wurden verwendet:

1. Die Protokollsammlungen:

Verhandlungen des Deutschen Reichstages, Berlin. Parlamentary Records, House of Commons, London. Journal Officiel, Débats de la Chambre des députés, Paris.

2. Die sowjetrussischen Archivveröffentlichungen diplomatischer Depeschen aus den Jahren 1914–1918, die Dokumente des Wiener Kriegsarchivs und die Register des Strafgerichtes Old Bailey, London.

3. Die Tageszeitungen und periodischen Druckschriften:

Activité Française et Etrangère. Crapouillot. Daily Herald. Daily Mail. Documents Politiques. Echo National. Eclaireur du Soir. Excelsior. Echo de Paris. Frankfurter Zeitung. L'homme libre. L'Humanité. L'Information. Japan Weekly Chronicle. Die Kommunistische Internationale. Krasnaja Gazeta. Kölnische Zeitung. The new Leader. La Lumière. Le Matin. Neue Freie Presse. Neues Wiener Tagblatt. Neues Wiener Journal. Le Petit Bleu. Sketch. Sunday Express. Le Temps. The Times. Tribune de Paris. Weekly Dispatch.

Sowie Ausschickungen der Agence d'Athénes, der Agence Radio, der Agence Sans-Fil, des Reuter-Bureaus und des Wolffschen Telegraphenkorrespondenzbüros.

4. Die Bücher und Broschüren:

H. C. Armstrong: The Grey Wolf.

Dartiges de Fournet: Mémoires d'un Admiral.

Vincent H. P. Caillard: Report on the revenues ceded by Turkey to the bondholders of the Ottoman Public Debt.

Lady Caillard: Sir Vincent Caillard speaks from the spirit world.

Giacomo Casanova: Denkwürdigkeiten.

Félicien Champsaur: L'Hurluberlu.

Egon Conte Corti: Die Familie Blanc.
Ludwell Denny: We fight for oil.
Louis Fischer: Öl-Imperialismus.
Jean Galtier-Boissière et René Lefèbvre: Les Marchands de Canons.
Lloyd George: War Memoirs.
G. Glasgow: Life of Venizelos.
Karl Hoffmann: Ölpolitik und angelsächsischer Imperialismus.
Hinter den Kulissen des französischen Journalismus (anonym).
Richard Lewinsohn: Der Mann im Dunkel.
Emil Ludwig: Schliemann.
Emil Ludwig: Versailles.
Otto Lehmann-Russbueldt: Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie.
Compton Mackenzie: Athenian Memoirs.
John Mavrogordato: Modern Greece.
H. St. Maxim: My life.
Roger Mennevée: Sir Basil Zaharoff, l'homme mystérieux de l'Europe.
Scott Nearing: Oil and the Germs of War.
Robert Neumann: Die Macht.
Robert Neumann: Jagd auf Menschen und Gespenster.
L. A. Perris: The war traders.
Karl v. Rotteck: Weltgeschichte.
The Secret International (anonym).
Venizelos u. a.: The vindication of Greek National Policy.
H. G. Wells: Weltgeschichte.
H. G. Wells: Work, Wealth & Happiness of Mankind.

INHALT







